



Die
Christliche
Freiheit und Gleichheit.

Betrachtet

von

Daniel Joachim Köppen,
Pastor zu Zettmin *cc.* *cc.*

Leipzig
bey Christian Gottlob Hilscher,
1795.

Staatsbibliothek
25. JAN. 1864
Dresden

6

Vorrede.

Die Veranlassung zu der vorliegenden Abhandlung ergiebt sich aus den Begebenheiten, welche wir seit einigen Jahren erlebt haben, und die von so schrecklich ausgezeichnete Art sind, schon von selbst. Es ist zu Anfange der Abhandlung darüber auch schon etwas näheres angeführet; und es ist unnöthig, hier mehr davon zu sagen.

Es wird diese Abhandlung zuerst von dem Wunsch begleitet, daß sie etwas dazu beytragen möge, um eine edle und beglückende Freyheit von der schon den vernünftigen Menschen, noch mehr den Christen, entehrenden Freyheit, die Wildheit ist, und zum Elende führet, gehörig zu unterscheiden. Eine Freyheit der letzteren Art, welche täuschend so leicht den locken-

Schein

*

...

Den Schein von hohem Menschenglück an sich nimmt, hat bey vielen unserer deutschen Brüder zu viel Geschmack gewonnen; manche gestehen es laut, noch mehrere nähren vielleicht den Wunsch im Stillen. Möchten diese Blätter etwas dazu beitragen, eine ernsthafte Uebersetzung, welche sonst ein Hauptzug in dem deutschen Charakter ist, da, wo es bisher bey jener täuschenden Erscheinung daran gefehlet hat, wieder zu erwecken, und die Verständigen in ihrem guten Sinn noch mehr zu befestigen!

Aber nächst dem kann ich auch noch eine andere, doch mit jener zusammenhängende Absicht nicht verschweigen. Freyheit ist was wesentliches bey der Religion, welche im biblischen Sinn die christliche ist. Zur Freyheit beruft sie, Freyheit fodert sie, Freyheit verspricht sie. Die ächten Genossen dieser Religion sind durchgehends Erlösete, das ist Befreyete. Was sie thun, das thun sie, als die Freyen; und was sie hoffen, ist abermal Freyheit. So bald man bey bloß theoretischen Sätzen, die die Grundlage des ganzen Gebäudes ausmachen, nicht mehr stehen bleibt, sondern auf die Seite des practischen, des wirksam sich zeigenden Christenthums übertritt; so bald stößt man bey jedem Schritt auf eine Freyheit. Und man kann in Wahrheit sagen: wer mit den Ideen der christ-

christlichen Freyheit anfängt practisch und mit Wohlgefallen bekannt zu werden, dem öffnet sich damit auch zugleich der Eintritt in das Innere des religiösen Heiligthums, das Christenthum heisset, und den Eintretenden seinen höchsten Adel und Geisteseligkeit froh erblicken lästet.

Aber diese Ideen des biblischen Christenthums sind sehr vielen nicht bekannt; und die Unbekanntschaft damit, nach manchen Spuren zu urtheilen, verbreitet sich unter denen, die im Allgemeinen noch Christen heissen, je mehr und mehr. Der Ursachen davon sind mehrere, und mögen hier ruhen; möchten nur die traurigen Folgen davon nicht immer merklicher werden! Wer indessen weiß, wie wohlthätig diese Religionsideen sind, wenn eine Liebe dagegen in der Seele erwacht, der kann den Wunsch nicht in sich ersticken, dieselben aus der Vergessenheit oder Verachtung, so viel er vermag, wäre es auch nur in einem kleinen Zirkel, wieder hervorzu ziehen. So mögen denn auch dazu die gegenwärtigen Blätter dienen. Neu sind diese Ideen der christlichen Freyheit gar nicht, sondern es sind die ächt protestantischen oder christlich-evangelischen, welche in der Bibel, wenn nicht Zwang oder gar Muthwillen die Aussprüche entstellen, sehr sicher gegründet sind, und welche auch vor der Vernunft, wenn sie
ihre

ihre Grenzen kennen, sich nicht schüchtern verstecken dürfen. Selbst in politischer Aussicht ist zu wünschen, daß diese acht christlichen Ideen wieder mehr zur Bekanntschaft und auch zur Liebe der Menschen gelangen; denn je mehr sich dahin die Gemüther neigen, desto weniger sind solche Ausbrüche einer wilden Freyheitswuth, als die Welt in den letzten Jahren mit Entsetzen gesehen hat, weiter zu befürchten.

Nur noch Eins bemerke ich hier. Es ward gegenwärtige Abhandlung gerade in dem Zeitraum geschrieben, wie in diesem Jahr 1794, und dem vorhergehenden, eben die schrecklichsten Auftritte in Frankreich waren. Es war unvermeidlich, in der Abhandlung dahin zuweilen zu weisen, und mit unverstecktem Abscheu. Und eben so natürlich war es, daß von den Greueln in Frankreich damals in der gegenwärtigen Zeit geredet ward. Seit einigen Wochen aber hat sich die Scene dort merklich geändert. Die jetzigen Herrscher in Frankreich nehmen sanftere Maximen an, erklären die geschehenen Schandthaten selbst für das, was sie sind, und bestrafen die vornehmsten Urheber derselben. Jeder, der nur noch menschliches Gefühl hat, freuet sich über die Veränderung und wünscht und hofft, daß die Fortschritte zur vernünftigen Ordnung, zur Ruhe und Wohlfart der Menschen, dort
immer

immer schneller und ausgebreiteter erfolgen mögen. Unrecht wär's also auch, wenn von dem abscheulichen Verfahren in Frankreich jetzt noch als in gegenwärtiger Zeit geredet würde, wie bey dem Aufschreiben dieser Abhandlung geschehen konnte und mußte. Es sind daher in derselben manche Stellen so abgeändert, daß die Rücksicht auf die vergangene Zeit bemerklich wird; aber überall hat es nicht füglich hinlänglich geschehen können. Ich erkläre also hiemit, daß überall, wo in der Abhandlung von den entsetzlichen Vorfällen in Frankreich noch etwa als gegenwärtig geredet wird, solches nicht anders als von der vergangenen Zeit zu verstehen sey. Gott gebe, daß von solchen Greulscenen in der gegenwärtigen Zeit zu reden, niemals weder dort, noch sonst irgend wo in der Welt, sich Anlaß zeigen möge.

Hiemit übergebe ich dem geehrten Leser diese Abhandlung. Für welche Art von Lesern sie bestimmt sey, sage ich nicht. Sie ist, wie ich hoffe, wenigstens gewünscht habe, deutlich und verständlich geschrieben. Es kann und mag sie lesen Jeder, der zu solchen Sachen eine Stimmung der Seele hat. Sollte sich irgend wo ein Beyfall zeigen, besonders ein Beyfall, der von einigem durch diese Blätter erreichten und erreichbarem Nutzen für die christliche Gesinnung zeugte; so soll's mir

mir Freude seyn. Dies wenigstens verspreche ich feyerlich, es ist kein Gift darin, wodurch ein religiös = moralischer Sinn verhindert, oder, wo ein solcher schon ist, entkräftet würde.

Zettemin (im Kön. Preuß.
d. 23. Decemb. Vor Pommern,
1794. unweit Malchin.)

Der Verfasser.

Freyheit und Gleichheit! Zwen kleine
Worte, und entzweenen Brüder mit Brüdern,
trennen den Vater vom Sohn und den Sohn
vom Vater, empören eine Stadt gegen die An-
dere, und Ein Volk gegen sich selbst, verwüsten
ein großes Reich, setzen Europa in Bewegung,
und mit einem Getöse, das noch in entfernten
Welttheilen hörbar ist! Zwen kräftige Funken,
in eine brennbare Masse gefallen, verbreiten weit
um sich herum verzehrende Flammen, und dro-
hen dem Erdkreis mit Elend!

Freyheit und Gleichheit! Diese bey-
den Worte zeigen von vorne eine Gestalt, die
Allen lieblich zulächelt, und die Niemand hassen
kann, der sich als Mensch fühlet; so bald man
sich das Gegentheil auch nur denkt, schaudert
man schon davor; man entfliehet mit Grausen,
und segnet bey sich das, was Freyheit und
Gleichheit heißt. Diese liebliche Seite zeigte
sich zuerst, wie vor vier Jahren diese Würde der
Menschheit, wie man meinte, in Frankreich her-
vortrat, und laut, noch mehr im Stillen, ward

U

jenes

jenes Volk, welches diese seine Würde selbst durch Thaten zu retten wagte, von Tausenden, vielleicht in allen cultivirten Ländern, von Tausenden, selbst von solchen gepriesen, die mit redlicher Seele und mit bedachtsamen Schritten den Weg des Wahren und Guten suchen und lieben. Kaum aber kehret man diese reizende Gestalt, die Freyheit und Gleichheit, auf eine andere Seite; so ist sie die häßlichste, die es geben kann, und die den Abscheu der ganzen gesitteten Menschheit verdienet. Von dieser Seite zeigt sie sich seit etwa zwey Jahren, und immer mehr und mehr. Selbst ihre besten Lobredner treten zum Theil zurück, werden stutzig und stille; aber viele können dennoch von der ersten Wärme der Bewunderung sich noch nicht ganz wieder erholen, und nähren noch heimlich den Wunsch, der französischen Freyheit und Gleichheit laut zujauchzen zu dürfen.

Es ist schwer, sich durch diese Zaubergestalt nicht berücken zu lassen, nur allein ihre gute Seite zu sehen, und die schlimme ganz wegzukehren und abzusondern; denn sehr gelenksam drehet sich die letztere herum zur ersteren, beyde grenzen sehr nahe, und ihre Züge laufen in einander. Schwer ist eine solche Absonderung schon in der Theorie, in der bloßen Betrachtung; noch schwerer, wenn es selbst zum Handeln kommt. Will man die häßliche Seite ganz entfernen, so entfernt man zugleich sehr leicht auch etwas von der guten Seite, und man behält diese nicht ganz. Arbeitet man,
um

um diese ganz zu haben, so drängen sich auch von den häßlichen Tugenden manche mit unter.

Die Verwickelung der Begriffe und Sachen ist hier groß, sehr fein und tief versteckt; aber die größte Schwierigkeit rühret her von den Leidenschaften der Menschen. Vielleicht giebt es sonst nichts, wobey diese mächtigsten Triebfedern in der Menschenwelt, durch ein entgegenstrebendes Interesse, mehr in Spannung versetzt werden, als eben bey Freyheit und Gleichheit. Der Stolze empfindet überall Druck, wo er nicht selbst herrschet, nicht selbst die Hauptperson ist. Dem Geizigen ist jede Abgabe ein Effect der Tyrannen. Einem habfüchtigen Armen scheint es unnatürlich, daß die Güter der Erde nicht gleich vertheilet sind. Ein Wollüstling meint ein unerträgliches Joch, eine harte Slaveren darin zu tragen, wenn seine heftigen Triebe, welche, wie es ihm scheint, die Natur selbst privilegirt, durch irgend etwas, wohl gar durch bloße Lehren und Ideen von Gott und der Zukunft, sollen eingeschränkt werden. Diese Leidenschaften, und ihre treuen Gefährten, Neid und Misgunst, Feindschaft und Haß, Rachsucht und Bosheit, bedecken sich mit dem Mantel von Freyheit und Gleichheit, schreien über Verletzung der Menschenrechte, und dieses um desto scheinbarer, und mit desto größerer Erbitterung, wenn die durch Reichthum oder Ehre oder Macht distinguirten Menschen ihre Distinction durch Geringschätzung, durch Verachtung und hohe Miene,

A 2

durch

durch Großthaten und Gewaltthätigkeit, eben nicht ganz selten, der niederen Menschheit suchen recht fühlbar zu machen.

Diese sich entgegen strebenden Leidenschaften machen es auch eben so schwer, zwischen beyden Partheyen, den Vertheidigern einer edlen und unedlen Freyheit und Gleichheit, eine Vermittelung zu treffen, oder gar ein entscheidendes Urtheil zu sprechen. Denn vor welchem Richterstuhl soll hier der Streit entschieden werden? Vor dem Richterstuhl der Religion? Sogleich ruft man: eben die Religionsdiener sind es vornemlich auch, welche durch ihre Habsucht die Schätze der Erden verschlungen, und durch Stolz und Geschwätz die Freyheit in Denken und Handeln verdrängt haben. Vor dem Richterstuhl der Vernunft? O, da hat jede Parthey ihre eigene Vernunft, und also ihren eigenen, sehr gewogenen Richter, der ihr einen günstigen Spruch nicht versaget. Höre man jene Parthey in Frankreich, welche wie ein wildes Thier hervorbrach, das, um frey zu seyn, alles zermalmet, was ihm in den Weg tritt, im Blute wadet, vom Raube lebet; höre man jene Parthey, welche, um die Menschen frey und gleich zu machen, Tractaten und Bündnisse verletzet, kein Eigenthum respectiret, sich jede Gewaltthat, jede Grausamkeit erlaubt: laut rühmte sie von ihrer Weisheit, als der einzigen der Welt; ihre Decrete waren die Stimme der aufgeklärten Vernunft, und ihr

Thun

Thun ein Sieg der Philosophie. Und, das menschliche Gefühl schaudere vor jenem Thun auch noch so sehr, so hatte doch dazu die dortige Vernunft ihre triftigen Gründe, denn, um nur Einen zu nennen, wenn gewaltthätige Kräfte zu bekämpfen sind, fodert nicht da die Vernunft eine Strenge und Gewalt? Bey welchem Tribunal soll also die Frage über edle und unedle, richtige und unrichtige Freyheit und Gleichheit, zur Beruhigung beyder Theile, entschieden werden? Und welches sollen die Richter seyn? Die Mächtigen? O, heißt es gleich, die sind ja eben die Unterdrücker der Menschheit. Die Gelehrten? Die stehen ja im Solde der Despoten. Die Reichen? Die machen ja eben vornemlich auch die Ungleichheit unter den Menschen. Also die Sansculottes unter den Nationen? Nun ja, sind diese die Richter, die auch gern einmal wollen vornehm seyn und glänzend leben, so kann man schon vorhersehen, wie der Richterspruch ausfällt, wenn es auch die Erfahrung in Frankreich noch nicht gezeigt hätte. — Es ist keine Klasse von Menschen, welche bey dieser Frage nicht ein eigenes Interesse hätte, und eine jede, indem sie darüber einen Ausspruch thut, fällt bey einer andern Parthey in den Verdacht und Vorwurf der Partheylichkeit.

Daß unsere ganze Menschheit bey dieser Frage interessiret ist, ist eine nothwendige Folge von der Cultur, zu welcher unsere Länder gekommen sind.

sind. Wo noch gar keine Cultur ist, da leben die Menschen einzeln, je der vor sich, oder in kleinen Haufen, ohne alle Ordnung, beynah nur wie die Thiere, die auch zusammen laufen und sich wieder trennen, und jedes vor sich mit seinen Zähnen und Klauen die beyden Bedürfnisse der einfachen Natur, den Fraß und die Wollust, sich verschafft und vertheidigt. Schon da zeigt es sich, daß die Natur nirgends, selbst nicht unter den wilden Thieren, auf eine völlige Gleichheit angeleget sey; denn auch unter diesen haben nicht alle gleich scharfe Zähne und Klauen, und bey einer und derselben Gattung ist noch immer ein Schwächeres eingeschränkt von dem Stärkeren. In einem solchen Zustande indessen kann Freiheit und Gleichheit in dem möglich schärfsten und äußersten Grade unter Menschen nur statt finden. Aber dieser Zustand ist Wildheit. So bald die Menschen von da nur im geringsten heraus, und auf die niedrigste Stufe der Cultur treten, sich, auch nur in kleinen Haufen, doch zu einem gemeinschaftlichen Zweck, etwa nur zur Vertheidigung, zusammen halten; von dem Augenblick an tritt unter ihnen eine gewisse Verabredung und Ordnung ein. Aber damit wird auch zugleich Jemand nothwendig, der über die Ordnung wacht und sie dirigirt. Da ist in dem Augenblick unter diesen Menschen eine Ungleichheit; denn ein Aufseher, wenn er seyn soll, was er heißt, kann doch, sey's auch nur in dem kleinsten Grad der Autorität, nicht mehr denen, über welche die Aufsicht zu führen ist, völlig gleich seyn

seyn

seyn. Und in demselben Augenblick wird auch die sonstige Freyheit eingeschränkt, denn wenigstens darf doch Niemand weiter das thun, was der Verabredung und eingeführten Ordnung entgegen ist. Je weiter die Menschen in der Cultur fortrücken, desto mehr nehmen ihre Bedürfnisse zu. Wie diese, vermehren sich auch und vervielfältigen sich die Producte, die Productionen der Dinge und die producirenden Hände; mit diesen die mehreren Fächer der menschlichen Gewerbe, damit immer mehrere Anordnungen, Einrichtungen, Anstalten, damit die Kreise der Subordination, damit die Ungleichheit, und mit dieser vervielfältiget sich auch die Einschränkung der natürlichen Freyheit von mehreren Seiten. Je mehr die Cultur unter Menschen zunimmt, desto häufiger sind auch Menschen da, und müssen da seyn, welche die Ungleichheit empfinden, und darüber ihre klagende Stimme, anscheinend nicht ohne Ursache, hören lassen. Es kann nicht anders seyn. Ohne hier einmal darauf zu sehen, was sowohl die distinguirten als auch die subordinirten Stände selbst durch ihre Leidenschaften und Ausschweifungen dazu beitragen, die Ungleichheit theils drückender zu machen, theils empfindlicher zu fühlen; so ist diese, und mit ihr eine Einschränkung der Freyheit, schon außerdem da unvermeidlich, wo Cultur ist und seyn soll. Diese faßt jenes ganz wesentlich und nothwendig in sich. Das Unangenehme, welches aus einem gewissen Mangel an Freyheit und Gleichheit erwächst, wird durch die

Vor.

Vortheile, die aus der Cultur herfließen, sehr reichlich ersetzt. Aber die Menschen, wie gewöhnlich, vergessen oder verachten die Vortheile, die sie haben, und welche die Cultur ihnen bringet, und ihren überspannten Wünschen und Begierden wird alsdann jener Mangel unerträglich. Wer indessen davon gar nichts sehen, leiden noch tragen will, der muß unter cultivirten Völkern nicht wohnen, sondern neben den Thieren in Wüsteneyen und Wäldern.

Diese Bemerkung zu machen, ist nicht schwer. Und nicht leicht wird Jemand, wenn er anders von der Sache die gehörigen Begriffe hat, eine völlig uneingeschränkte Freyheit und Gleichheit im strengsten Sinn mit irgend einer Cultur vereinbar halten; die heftigsten Leidenschaften müßten den Verstand ganz umnebelt haben. Aber dann sollte man schon aus dieser leicht bemerklichen Ursache auch nicht so unbestimmt davon reden, viel weniger ohne nähere Erklärung so etwas verlangen. Selbst jene Freyheitsverfechter in Frankreich, so sehr sie auch ins Wilde ausarten, und die Menschen, um sie völlig frey zu machen, verbannen, berauben, einkertern, guillotiniern, fodern doch auch zugleich von allen Bürgern Gehorsam gegen das Gesetz, und dadurch heben sie die Freyheit, die sie so unbestimmt fodern und rühmen, zum Theil selbst wieder auf, denn wo ich gehorchen muß, da bin ich uneingeschränkt weder frey, noch Andern gleich; wie auch bey keiner Verbindung der Menschen möglich ist. Bis dahin
hat

hat die Frage über Freyheit und Gleichheit keine Schwierigkeit, wenigstens bey keinem, der nur weiß, was er will, und nur halb Verstand braucht. Aber sie wird sehr schwierig, wenn sie nun diese ist: durch welche Modificationen und Einrichtungen ist es dahin zu bringen, daß aus der Cultur die mindeste Ungleichheit, und aus der nicht ganz vermeidlichen Ungleichheit auch nur die mindeste Einschränkung der Freyheit, und kein Misbrauch der Mächtigen, zum Druck für die Niedrigeren, herrühren möge? Dieses ist hier der große Knoten.

Diesen Knoten löset Frankreich, bey allem hohen Selbstruhm, vielleicht am allerschlechtesten auf. Die Niedrigsten im Volk, dieser großen vielköpfigen Masse, wovon der größte Theil ohne Erziehung, ohne Ausbildung, ohne Kenntnisse, ohne Grundsätze, nicht einmal der Ehre vielweniger der Sittlichkeit, sondern bloß sinnliche Leidenschaft ist, einem solchen wilden, unruhigen, veränderlichen Sansculotten Schwarm ohne alle Modificationen die volle Macht überlassen, sowohl zu der gesetzgebenden, als auch zu der vollziehenden Gewalt, so wie zu allen Aemtern, die ein großer cultivirter Staat nöthig hat, nicht allein die Glieder, die die tauglichsten sind, zu kennen und zu wählen, sondern auch sich selbst dahin zu erheben; kann das Weisheit heißen, und eine Grundlage seyn zu einer Freyheit und Gleichheit, die der vernünftigen

tigen

tigen Menschheit würdig wäre? Thieren müßte man es verzeihen, wenn sie auf den Einfall, einen Staat unter sich zu errichten kommen könnten, daß sie alsdann, um recht ruhig, frey und gleich zu leben, gerade dem unbändigsten, dem wüthendsten, dem stärksten und grausamsten aus ihrer Mitte es überließen, die Einrichtung zu machen, und die Gewalthaber zu bestimmen. Sehr natürlich stellten sich diese überall selbst an die Spitze, und es glenge in einer solchen Thier-Welt gewiß ungesehr eben so, wie es in der französischen Menschen-Welt in Thaten hell und schrecklich vor Augen liegt. Laut hat sich von dort her die Stimme hören lassen, welche der ganzen Welt ein ähnliches Glück, und einen brüderlich helfenden Arm anbietet. Aber wo noch Menschengefühl übrig ist, da verbittet man sich beides, da am meisten, wo man schon den Vorschmack davon erfahren hat. Man wünscht billig von der Vorsehung, daß ein solches Glück in jenen Grenzen, wo es aufblühete, auch wiederum, verblühen möge. Frankreich hätte ein großes Beispiel geben können, wie durch eine leidenschaftslose Vernunft, durch einen zwar entschlossenen, doch sanften und bedachtsamen Gang, und durch eine weise nachgebende Mäßigung, in einer Staatsverfassung solche Modificationen anzubringen seyn, welche für Freyheit und Gleichheit, ein an sich der ganzen Menschheit kostbares Kleinod, unbeschadet des Staatenzwecks, vielleicht in manchen Gegenden der Welt sehr ersprieslich wären. Aber zu einer solchen sanften und wohlthätigen

gen

gen Gährung war in jenem Reiche die Masse, im Ganzen genommen, wie es scheint, schon zu sehr verderbt, und der Fäulniß nahe. Statt dessen hat jene stürmende, wüthende Partey anjehet der Menschheit eine große drohende Gefahr erwecket. Sie hat die Fürsten von Europa gereizet, zu ihrer und ihrer Völker Sicherheit, das Schwerdt mit Entschlossenheit in die Hand zu nehmen. Wie, wenn sie nun zur Auflösung jenes großen politischen Knotens, und zu einer vielleicht hie und da noch möglichen und sehr wohlthätigen Abänderung, nicht mehr einer menschenfreundlichen und bedachtsamen Vernunft Zeit und Raum ließen, sondern nun mit dem gewaltigen Schwerdte, da sie es doch einmal gezogen haben, jenen Knoten zugleich zerhaueten! Wie, wenn das die Folge wäre! Zwar unser Zeitalter hat das Glück, daß edel denkende, menschlich, selbst christlich = gesinnte Fürsten an der Spitze der Nationen stehen; aber was bürget für die Zukunft? Ein Meer, das vom heftigen Sturmwinde empört, verwüstend eingedrungen ist, waltet auch nach besänftigtem Sturme noch lange unruhig fort, und die Furcht vor den Geschehenen wird leicht gereizt, solche gewaltige Dämme aufthürmen zu lassen, daß dem niedern Landesbewohner nichts mehr von freyer Aussicht, und kaum nur etwas Zufluß von frischer Luft noch offen bleibt. — Wir wollen das Beste hoffen!

Diese Bemerkungen waren nöthig, um die Veranlassung zu einer Betrachtung über Freyheit
und

und Gleichheit kurz darzustellen. Die Veranlassung giebt Frankreich in seiner jetzigen Periode. Sie ist sonderbar, die einzige ihrer Art in der Menschengeschichte, und interessirt, näher oder entfernter, dennoch überall etwas, die ganze cultivirte Welt. Wer nicht zu der ganz niedrigen Classe von Menschen gehöret, und auf das, was unter Menschen vorgeht, einige Aufmerksamkeit richtet, der kann es schwerlich vermeiden, über Vorfälle von solcher Wichtigkeit sein Nachdenken zu sammeln. Die so sehr abstimmiqen Urtheile, in diesem Fall immer von einigem Schein begleitet, machen es sogar nothwendig, die Gedanken darüber mehr aufs Reine, und auf einen festern Grund zu bringen, um sich selbst seine innere Ruhe nicht unnöthig zu stöhren, und zur Beruhigung Anderer, wäre es auch nur in einem kleinen Zirkel, vielleicht etwas beyzutragen. Dennoch bin ich nicht Willens, die Frage über Freyheit und Gleichheit bloß von der politischen Seite, welche hier freylich sonst die erste und vornehmste ist, in Erwägung zu ziehen. Um den sehr fein verwickelten Knoten, wie diese beyden Stücke unter cultivirten Völkern mit der mindesten Einschränkung zu erhalten seyn, bloß politisch gehörig aufzulösen, möchten meine Augen zu trübe, oder zu wenig geübt seyn. Nur zwei Bemerkungen, glaube ich, sind hier noch vorläufig nicht ganz unnütz.

Wenn eine Anzahl von Menschen, die bis dahin in ganz unbeschränkter Freyheit und Gleichheit,

heit, das ist im Stande der Wildheit, gelebet hätten, nun zum ordentlichen Zusammenleben, und damit zur Cultur sich entschlossen; würde ein Anführer, nur von mittelmässiger Fähigkeit, den Plan machen, in der neuen Verfassung alles der vorigen Lebensart ganz entgegen gefehrt mit einmal einzurichten? Gewiß nicht, oder sein Vornehmen scheiterte. So weit die Nachrichten von der ersten Bildung der Völkerschaften reichen, zeigt es sich überall, es blieben bey solchen von der vorigen Roheit noch viele Züge zurück, und verweheten sich mit in die neue Einrichtung. Was macht dagegen das so aufgeklärte Frankreich? Die dortigen Volksführer kehren ein großes, auf alten sehr geschätzten Pfeilern ruhendes, sehr cultivirtes und sich selbst überaus hochachtendes Reich mit einmal von grundaus völlig um, und verlangen damit, daß vier und zwanzig Millionen Menschen eine ganz neue Form der Dinge, ohne einen Zug vom Vorigen zu haben, zu sehen, ja nur zu nennen, nun mit einmal belieben, und dagegen ihre Gewohnheiten, ihre Vorliebe, ihre Denkungsart, die Stimmung ihres Vergnügens, den Gang ihrer Neigungen völlig umändern, das ist, ihre ganze politische Natur ablegen, und eine andere annehmen sollen. Ist ein solches Project ein Zeuge von Weisheit oder von Thorheit? Man möchte wirklich zuerst auf einen Mangel an Verstandeskräften, als die Ursache eines so sonderbaren Vornehmens, verfallen. Aber nein; die Häupter jener Revolution haben es an der Uner schöpflichkeit und Schlaueit

heit ihrer Mittel, eine solche widernatürliche Umformung der Dinge, und selbst der Menschen, dennoch durchzusetzen, hinlänglich gezeiget, daß sie keine Dummköpfe waren und sind. Welche Ursache von einem solchen widersinnigen politischen Mißgriff bleibt also übrig? Die unbändigsten Leidenschaften, besonders Habsucht, Ehrgeiz, Herrschsucht können nur da gewirkt haben; und es zeigt sich dort ein großes Beyspiel, wie solche Leidenschaften den Verstand und die Vernunft von allen übrigen Seiten bis auf die einige, wo die Mittel zu ihrer Sättigung aufzufinden sind, völlig umnebeln können.

Ich bemerke ferner noch dieses. Jene Volksanführer äusserten sehr laut das Vorhaben, alle Völker zu einer gleichen Umwälzung zu verhelfen, und nach ihrem Muster eine Gleichheit in der Staatsverfassung überall einzuführen. Dies war abermal wider die Natur; zuerst schon auch aus voriger Ursache. Daß auch nur einige Völker von ihrer gewohnten und bekannten, zum Theil angenehmen und beliebten Staatsverfassung sich so leicht entwöhnen, und dagegen die neufranzösische Einrichtung der Dinge belieben werden, vornemlich da ohne schwere Berechnung viele Landeseinwohner vorher sehen konnten, daß sie dabey alles zu verlieren, aber zum Gewinn wenig Aussicht hätten, welche kalte Vernunft konnte ein solches Project machen? oder sie müste denn die Guillotine für alle Andersdenkende, als ein unentbehrliches

ches

ches Mittel, sogleich in ihren Plan mit aufgenommen haben, und freylich anpassend war dieses Mittel, nur nicht menschlich, noch einmal so leicht überall anwendbar. Dazu kommt ferner dieses. Die ganze bemerkbare Natur zeigt deutlich, daß sie im Allgemeinen auf Ungleichheit der Dinge angelegt ist. Ungleich sind das Klima, die Gegenden der Erde und ihre Producte, die Bedürfnisse und Beschäftigungen der Menschen, und was noch mehr sagen will als dieses, ungleich sind die Seelenkräfte der Menschen, ihre Temperamente, Complexionen, Anlagen und Neigungen; und doch soll die Staatsverfassung, welche alle solche ungleiche Dinge auf ungleiche Art zur Grundlage hat und haben muß, überall dieselbe, der neufranzösischen Verfassung überall gleich seyn! Eine solche Ummwälzung der Natur, auch nur halb im Ernst gemeint, konnte den französischen Volksführern nicht bloß möglich, sondern sogar das Werk einer hohen Weisheit scheinen!

Es ist schwer, auf jene sonderbaren Vorfälle in Frankreich die Augen zu richten, und nicht dabey zu verweilen. Und eben so schwer ist es, dem Reiz zu widerstehen, in die Ursachen, die dort gewirkt haben und wirken, und woben leidenschaftliche Vernunft und Unvernunft sich so ungewöhnlich vermischen, tiefer einzudringen. Dennoch, wie gesagt, verlasse ich die bloß politische Seite der Frage über Freyheit und Gleichheit, und kehre diesen immer wichtigen Gegenstand hin
zu

zu der Seite, wo er auch zugleich religiös wird, oder mit der Religion zusammenfließet. Da ist die Frage diese: wie muß nach den Grundsätzen des Christenthums die Freyheit und Gleichheit der Menschen bestimmt werden? Oder kurz: welches ist die christliche Freyheit und Gleichheit?

Nicht jede Religion ist Christenthum; und das Feld wäre also sehr weit, welches ich, indem ich von Freyheit und Gleichheit von der religiösen Seite reden will, durchlaufen könnte. Man wird es aber, wie ich hoffe, leicht verzeihlich finden, daß, da ich als Christ und unter Christen schreibe, ich auch nur bey den Grundsätzen stehen bleibe, welche der christlichen Religion eigen sind. Diese Grundsätze finden sich zunächst im Neuen Testament, und nächst dem auch im Alten, insoweit die Anwendung davon durch die neutestamentischen Schriften nicht theils aufgehoben, theils eingeschränkt ist. Unter dieser Bestimmung ist die Bibel das Fundament des Christenthums. Wir können also unsere vorhabende Frage auch so angeben: Wie erklärt sich die Bibel über Freyheit und Gleichheit? Oder: worin besteht, nach biblischen Aussprüchen, die Freyheit und Gleichheit der Menschen?

In dem ganzen Umfange der Religion und Moral zeigt sich sonst die Bibel als eine Lehrerin und Rathgeberin; sie gleicht einer Schatzkammer, worin, für alle dahin gehörige Fälle, Grundsätze,

sätze,

sätze, Lehren, Maximen, wenigstens bedeutende Winke zu finden sind. Sollte sie bey unserm Gegenstande diese ihre Würde verlihren, und über Freyheit und Gleichheit, wovon das ganze Sit- tengebäude seine Einrichtung, so oder anders empfängt, gar keine Anweisung geben? Und thut sie es, so verdient sie alle Aufmerksamkeit und Achtung. Sie schmeichelt nicht den Königen, aber sie lehrt solche auch nicht verachten. Sie giebt den Großen, den Mächtigen, den Gewalt- habern nachdrückliche, warnende Lehren, und tritt sie zugleich auch nicht unter die Füße. Sie hängt sich nicht auf die Seite der Priester, der Geist- lichen, der Religionsdiener, und verlangt dennoch für solche auch ein offenes Ohr. Sie ist keine Lob- rednerin der Reichen, der Begüterten, der Glück- lichen dieser Erden, aber sie billigt doch nicht ihre Beraubung, nicht einmal ihre Beneidung. Sie ist keine Bewunderin des menschlichen Wissens und einer weltlichen Gelehrsamkeit, Kunst und Geschicklichkeit, und verwirft dennoch das alles auch nicht. Sie zeigt sich als eine Vormünderin und Freundin der Armen und Dürstigen, der Elenden und Unglücklichen, aber sie weist solche zugleich auch an zur Ruhe und Demuth. Als eine Stimme Gottes, und der Gottheit würdig, die über die irdischen Zufälligkeiten erhaben ist, ziele sie nur hin auf Recht und Gerechtigkeit, auf Heil und Wohlfart. Sie lenkt sich, rein und un- gekünstelt in ihren Aussprüchen angesehen, auf keine Seite partheyisch, und verdient um desto
 B mehr

mehr über Freyheit und Gleichheit gehöret zu werden, je verworrener von dem Richterstuhl der Vernunft, wo sehr gewöhnlich Jeder auch seine Leidenschaft eine Besitzerin seyn läßt, über diesen Gegenstand anjehet die Aussprüche erschallen.

Es kann scheinen, als wenn hier nur bloß nöthig wäre, über das Verhältniß, worin Fürsten und Unterthanen mit einander stehen, die Belehrung der Bibel zu hören, ohne zugleich auch den weiteren Umfang ihrer Ideen von Freyheit und Gleichheit zu überschauen. Und freylich fällt bey diesem Gegenstande das bürgerliche oder politische Verhältniß zuerst ins Auge; aber deswegen ist es nicht das einzige, worauf nur zu sehen wäre. Eben dieses ist die ergiebige Quelle von so häufigen falschen oder schiefen Urtheilen, daß Dinge, die vielseitig sind, nur einseitig angesehen werden, und daß das, was eine weit entfernte Beziehung hat, nur in der nächsten Ansicht betrachtet wird. Die Bibel verfährt so nicht. Das Bürgerliche und Politische, das Irdische und Weltliche ist zwar dem Menschen das Naheste; aber sie läßt sich über das alles nicht anders aus, als nur in Aussicht auch auf das Entferntere, auf Gott, auf dessen Verehrung, auf Zukunft, und auf die Wohlfart des Menschen im Ganzen. Kurz, sie setzt alles Weltliche in Verbindung mit dem Religiösen. Wollen wir also ihren Ausspruch über Freyheit und Gleichheit vollständig vernehmen; so müssen wir nicht bloß hören, was sie

sie

sie davon saget blos im bürgerlichen Sinn, sondern auch was sie davon saget im religiösen Sinn; jenes ist ohne dieses letztere weder recht verständlich, noch annehmlich. Will Jemand hier zugleich von Religionsideen gar nichts hören; nun, so frage er auch nicht die Bibel um ihre Meinung, sondern halte sich zu dem wankenden Richterstuhl seiner eigenen leicht lenksamen Gedanken; und was alsdann herauskommt, zeigt ihm schon Frankreich.

Die dort herrschende Parthey war helle genug, um einzusehen, daß jene wilde Freyheit und Gleichheit, ihren Wünschen gemäß, nicht einzuführen war, ohne zugleich auch die Religion bis zu der untersten Wurzel hin, bis zur Idee von einem Gott, wo möglich, auszurotten. Und sie that mit Wort und That alles, was zu dem Zweck nur kann gethan werden. Sie gestand laut, für die Freyheit sey durch Umstürzung der Thronen noch nichts geschehen, wenn die Altäre der Götter noch blieben, und darauf ferner geopfert würde. Sie behauptete dreist, ein freyes Volk müsse keine andern Symbole kennen, als den Altar des Vaterlandes und das Sinnbild der Freyheit, das ist, auf ächt heidnisch, das Symbol der Leidenschaften und Laster. Jene wilde Freyheit konnte in Frankreich nicht entstehen, ohne alle Religionsideen zu verdrängen; kann man hoffen, ohne diese wieder ehrwürdig zu machen, eine vernünftige Ordnung der bürgerlichen Dinge herzustellen,

oder wo solche noch ist, in der Länge zu behalten? Länger als ein halbes Jahrhundert ist das Volk in Frankreich zu der jetzigen Denkungs- und Handlungsart vorbereitet und gestimmt worden. Mehrere Umstände haben dazu mitgewirkt, aber hauptsächlich die von Seiten der Religion. Die dort herrschende war schon längst nicht die kraftvolle, wie die christliche in ihrer ächten Gestalt immer ist. Und das, was dort davon noch war, ward durch die unbändigste Freygeisteren, und durch die zur höchsten Feinheit getriebenen Künste und Reize der Sinnlichkeit aus den Gemüthern völlig verdränget. Jetzt scheinen die Früchte eines solchen Samens völlig reif zu seyn. Gesendet von dem französischen Schimmer der schönen Worte, der feinen Politesse, der Aufklärung, der Philosophie, der Geniewerke, und einer sich glücklich dünkenden Ueppigkeit, sind andere Völker, auch nicht wenige in unserm Deutschland, von den Franzosen unzeitige Bewunderer und Nachahmer geworden. Jener giftige Samen der Irreligiosität, und der sinnlichen Ausschweifung aller Art, hat sehr reichlich auch unter uns Boden gefunden, Wurzel geschlagen, und wächst schon sehr bemerkbar. Möchte die volle Frucht davon doch sonst nirgends zur Reife kommen! Aber dann muß auch die Religion wieder häufiger in die Gemüther eindringen. Wo sie in der Kraft ist, da sind solche Ausstritte, wie jetzt in Frankreich, nicht möglich. Aber wie will man der christlichen Religion, wovon viele auch unter uns kaum

kaum

kaum die ersten Züge kennen, und practisch nicht einen Schatten zeigen, zu den Gemüthern wieder Zugang verschaffen, und Freunde erwecken? Mit der Gewalt ist hier nichts zu thun. Die Grundlehren des Christenthums in ihrer reinen biblischen Gestalt, wo es nur immer schicklich geschehen kann, mehr in Umlauf zu bringen, dies ist alles, was von Menschen geschehen kann. Wollen denn die Gemüther nicht diesem Samen, sondern nur jenem des Leichtsinns und der ausschweifenden Sinnlichkeit, bey sich Platz geben; wird alsdann die religiöse, und in Folge davon auch die moralische Fäulniß noch weiter um sich greifen: nun, so wird Gott, wie auch im Physischen geschieht, aus der Fäulniß selbst ein Mittel, dem Uebel zu steuern, und eine bessere Welt darzustellen, eben so hervorgehen lassen, als jetzt schon in Frankreich erfolgt.

Wir wollen also hören, wie sich die Bibel über die Freyheit und Gleichheit der Menschen erklärt. Vielleicht zeigt es sich, daß ihre Aussprüche, auch von der politischen Seite, von der Vernunft, wenn keine Leidenschaft sie blendet, ebenfalls gebilliget werden. Und vielleicht giebt dies Gelegenheit, wenn auch nur hie und da einzeln, der Bibel, und mit ihr der christlichen Religion, einige Freunde mehr zu gewinnen, und zugleich auch zur Erhaltung der bürgerlichen Wohlfarth etwas beizutragen.

Die Ordnung fordert, die christliche Freyheit und Gleichheit, jede vor sich besonders,

sonders, zu betrachten, und dazu sollen die folgenden beyden Kapitel bestimmt seyn. Bey jedem dieser beyden Punkte aber ist wieder abgesondert zu bemerken, in wie weit und in welchem Betracht die Bibel den einen Punct sowohl wie den andern, eine Freyheit sowohl wie eine Gleichheit, theils bejahet, theils verneinet; und hiedurch zerfällt jedes Kapitel wieder in zwei Abtheilungen. Von den Menschenrechten, als dem angeblichen Grund von Freyheit und Gleichheit wird im dritten Kapitel gehandelt, und als das Resultat von allem wird sich darauf im vierten Kapitel das ächte Bild der christlich freyen und gleichen Menschen darstellen lassen.

Erstes

Erstes Kapitel.

Von der Christlichen Freyheit.

Die Bibel vertheilt, in Rücksicht auf Religion und Moral, die Menschen insgesamt nur in zwei große Klassen, die sie mit sehr vielen und verschiedenen Benennungen bezeichnet. Es sind nur in der Welt Gottesverehrer und Gottesverächter, Gottesfürchtige und Gottlose, Gerechte und Sünder, Fromme und Sünder, Gläubige und Ungläubige u. s. w. Sie läßt es zugleich merken, daß in jeder von diesen beyden Klassen die Menschen wiederum noch sehr verschieden sind, und in mannigfaltigen Abstufungen und Graden sich dort zum Guten, hier zum Bösen hinlenken. So groß aber die Verschiedenheit seyn mag, so wird doch überall Allen das Vermögen zugestanden, nach eigenem innern Belieben die Lehren der Religion und Moral, indem solche bekannt gemacht werden, zu bewilligen oder nicht, anzunehmen oder zu verwerfen, und auch alsdann noch, wenn sie schon angenommen sind, bezubehalten oder wieder zu verwerfen. Alle biblischen Lehrer lassen dieses Geschäft ganz auf den Willen der Menschen beruhen, und erklären denselben damit frey von allem innern und äußern Zwange. Sie sagen zwar,

zwar, wenn die Lehren nicht befolget werden, solche Menschen seyn durch Fleischesluste verblendet und verstricket; aber sie gestehen zugleich, daß eine Umänderung der Neigungen, eine Befeh- rung immer möglich sey, und wenn sie nicht erfolgt, es nur daher rühre, weil sich der Wille der Menschen dahin nicht lenkt; und so legen sie durch und durch die Schuld auf den Willen, und diesem wird die Freyheit der Wahl durchgehends zuge- standen.

Ich habe, sagt Moses, euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählst! ¹⁾ Gefället es euch nicht, daß ihr dem Jehova die- net, so erwählet euch heute, welchem ihr dienen wollet, diesem Gott — — oder den Göttern der Amoriter. — — Ich und mein Haus wollen dem Jehova die- nen. ²⁾ So spricht Jehova: Tretet auf die Wege, schauet und fraget, welches der gute Weg sey, und wandelt darinnen; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Aber sie sprechen: wir wol- len's nicht thun. Ich habe Wächter über euch gesetzt; merket auf die Stim- me; aber sie sprechen: wir wollens nicht thun. ³⁾ Dies Volk hat wohl Augen, daß sie sehen könnten, und wollen nicht sehen; Ohren, daß sie hören könnten, und

1) 5 B. Mos. 30, 19.

2) Josua 24, 15.

3) Jer. 6, 16. 17.

und wollen nicht hören. ¹⁾ Der König sandte seine Knechte aus, den Gästen zur Hochzeit zu rufen; und sie wollten nicht kommen, verachteten das, und gingen zu den Geschäften des irdischen Lebens. ²⁾ Jerusalem, rief Jesus, wie oft habe ich deine Kinder versammeln wollen! — — und ihr habt nicht gewollt. ³⁾ Die Menschen wollen sich meinen Geist nicht mehr strafen lassen, denn sie sind Fleisch. ⁴⁾ Sie lieben die Finsterniß mehr als das Licht, d. i. sie lenken ihre Begierden mehr zum Bösen und Verderblichen, als zum Guten und Seligen. Wer arges thut, der hasset das Licht, d. i. der Wille lenkt seine Neigungen vom Guten weg. ⁵⁾ Es hängt eine Decke vor ihren Augen; wenn sie sich aber bekehrten zu dem Herrn, d. i. wenn ihr Wille dahin seine Richtung nähme, so würde die Decke weggethan. ⁶⁾ Damit sagt die Bibel nicht, daß die Umänderung des Gemüths ganz nur das Werk des Menschen wäre. Sie schreibt vielmehr dieselbe, wie überhaupt alles Gute, der Gnade Gottes zu, die sich durch die Lehren dem Menschen nähert und auf den Menschen wirkt, doch nicht unwiderstehlich, sondern immer so, daß es ihm innerlich frey bleibt, zu folgen oder nicht.

Dara

1) Hezech. 12, 2.

3) Matth. 23, 37.

5) Joh. 3, 19, 20.

2) Matth. 22, 3. 4.

4) 1 B. Mos. 6, 3.

6) 2 Corinth. 3, 15. 16.

Darauf gründet sich die Ermahnung, die Gnade Gottes nicht vergeblich zu empfangen.¹⁾ Geschieht dies dennoch, wird nicht gefolgt, so liegt's immer am Willen; ihr wollt nicht, ihr wollt nicht zu mir kommen, daß ihr das Leben haben möchtet.²⁾

Die Bibel behauptet die Freyheit des menschlichen Willens, d. i. das Vermögen, völlig nach innerm eigenen Belieben zu wollen oder nicht zu wollen, etwas an sich zu ziehen oder von sich zu stoßen. Ein großer Theil älterer und neuerer, nicht verächtlicher Philosophen behauptet eben das. Aber es hält schwer, diese Freyheit des Willens philosophisch recht einleuchtend zu beweisen, vornehmlich folgender beyden Umstände wegen. Der Wille setzt sich niemals in Thätigkeit, ohne daß im Verstande gewisse Vorstellungen oder Ideen sich befinden. Dieses erregt nun immer den Anschein, als wenn diese Vorstellungen den Willen determinirten, sich so und nicht anders zu lenken. Aber das ist nicht. Sondern die in der Seele vorhandenen Ideen geben ihr blos eine Veranlassung, diejenige Kraft, welche der Wille heißt, in Thätigkeit zu setzen; ob dieses geschieht der Idee gemäß oder zuwider, das hängt von dem Willen noch ganz selbst ab; ob er dagegen faßt ein Gefallen oder Misfallen, ob er sich dahin neiget, oder sich davon zurückzieht, ob also ein eigentliches Wollen oder Nichtwollen erfolge, das be-
ruhet

1) 2 Cor. 6, 1.

2) Joh. 5, 40.

ruhet ganz auf das eigene innere Belieben. Ein anderer Umstand ist dieser. Wenn die Seele etwas will, begehrt, an sich zieht; so geschieht das allemal unter der Vorstellung oder Empfindung, es sey ihr solches gut, auch wenn es wirklich böse wäre. Ein Säufer hält das Sausen, und ein Dieb hält das Stehlen sich für gut, wenigstens in dem Augenblick der That. Hier entsteht wieder ein Anschein; als wenn die Vorstellungen einen bestimmenden Einfluß auf den Willen hätten, und je nachdem sie richtig oder unrichtig wären, auch diesen richtig oder unrichtig, zum Guten oder zum Bösen lenkten. Allein auch das ist nur Anschein. Denn, was hält eine Seele sich für gut? Niemals sonst etwas, als woran sie einen Geschmack, ein Gefallen gewonnen hat, und nichts hält sie sich für böse, als wogegen sie ein Misfallen gefaßt hat. Indem bey einem Menschen z. B. gegen Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, eine Neigung erwacht, so erscheinen ihm diese Tugenden in seiner Vorstellung nun auch wirklich als Tugenden, als was gutes, und er höret nun die Gründe gerne, aus welchen Verstand und Vernunft solche eben so darstellen. Findet hingegen ein Mensch an diesen Tugenden noch gar kein Gefallen, sondern an den entgegenstehenden Untugenden; so dünken ihm jene lästig, und diese ersprißlich und gut zu seyn; was die Vernunft dawider sagt, das ist ihm nun auch unangenehm; er weicht dieser Stimme aus; er zerstreuet die Gedanken darüber, schiebt sie in eine andere Lage, und

suchet

suchet etwas auf, wodurch jene Tugenden als übertrieben oder unnöthig, diese Untugenden hingegen als zulässig, als gut oder unschädlich, ihm wenigstens, sich darstellen. Nun ist die Vorstellung irrig, aber die vorlaufende Neigung des Willens hat sie irrig gemacht; das Böse wird jetzt unter dem Schein des Guten begehrt, aber das schon vorhandene Gefallen am Bösen hat die lenksamen Richter bestochen, und den guten Anschein verschafft. Wenn der Wille mit dem Verstande und der Vernunft zu Rathe sitzt, so geht's wie im Divan eines Despoten. Dieser, um in jedem Fall ohne Vorwurf zu seyn, fragt was das Beste sey. Aber die Rätthe merken schon von weitem, was dem Herrscher das Liebste ist, und ihre Stimmen lenken sich eben dahin, oder sonst sind sie wenigstens unnütz. Sollen ihre Aussprüche sich ändern und richtig fallen, so muß auch schon vorhergehend sein Wille sich geändert, wenigstens die Stimmung angenommen haben, daß das, was Verstand und Vernunft sagen, was es auch sey, ihm gefällig seyn soll. Der Wille, absolut genommen, bleibt immer unabhängig von den Vorstellungen, nimmt davon nur Gelegenheit, sich in Bewegung zu setzen, lenkt sich aber zum Gefallen oder Misfallen bloß nach eigenem innern Belieben. — — Es ist schwer, die vielen verwickelten Umstände, die bey der Freyheit des Willens sich zeigen, einleuchtend auseinander zu setzen. Jeder indessen fühlt an sich und in sich, daß, was er auch wolle oder thue, es ihm immer mög-

mög.

möglich sey, auch das Gegentheil zu wollen und zu thun, und er also innerlich frey sey.

Diese Erfahrung, daß die Lenkung des Willens nicht absolut von den vorhandenen Vorstellungen des Verstandes und der Vernunft abhänget, ist so allgemein bekannt und eingestanden, daß eben daher die überall üblichen Redensarten herrühren und häufig gehöret werden, z. B. dieser und jener läßt sich nicht sagen, er nimmt keine Ermahnung an, er will sich nicht belehren, nicht warnen, nicht überzeugen lassen, er verwirft allen guten Rath; wider seinen Willen kann niemand überzeuget werden, u. s. w.

Diese Freyheit des Willens ist von großer Wichtigkeit, und das Fundament der eigentlichen Moralität. Ohne dieselbe ist der Mensch nichts als eine sittliche Maschine, nur seiner eingerichtet, als die körperlichen. Wie bey einer Uhr, wenn die Einrichtung gut ist, der Zeiger die Stunden richtig, das ist, mit einer gewissen Norm, etwa mit einer Sonnenuhr, harmonirend anzeigt; eben so, im Fall die Willensfreyheit fehlt, kommen auch bey dem Menschen, wenn sonst die Einrichtung darnach ist, sittlich gute, mit irgend einem Gesetz harmonirende Handlungen zum Vorschein. Dort hängt alles ab vom Triebwerk, von Walzen, Rädern, Zähnen, Gewichten; und bey der menschlich-sittlichen Maschine hängt auch alles ab von dem Triebwerk der innern oder äußeren Empfindungen, der Vorstellungen, der Motive. Dort wie

wie hier erfolgt der Gang, der Einrichtung gemäß, gleich nothwendig, gleich unabänderlich, nehmlich in Ansehung der Maschine selbst, die zum Abändern nichts vermag. Findet keine Freyheit des Willens statt; so ist auch nicht da ein Ermannern zum Guten, welches nur der Ausbruch einer in sich selbst freyen Kraft seyn kann; so darf nie eine Reue sich rühren; so kann das Laster keinen Vorwurf, und die Tugend keine Würde verschaffen, und Belohnung und Strafe, im eigentlichen Sinn, sind nicht möglich. Dennoch verschafft die Ableugnung der Willensfreyheit auch einen anscheinenden angenehmen Vortheil, nehmlich eine Gleichmüthigkeit und Zufriedenheit mit Allem, auch dem Schlimmsten, das man will oder thut. Jeder kann alsdann immer sprechen: was kann ich dafür, daß das Räderwerk meiner Vorstellungen, Gedanken, Empfindungen und meiner ganzen Organisation nicht so beschaffen ist und treibt, daß mein Zeiger sittlich richtig geht. Diese Gemächlichkeit verschafft auch vielleicht einem solchen System hie und da manche Freunde. Aber wer ernsthaft nachdenkt, der wird immer die Freyheit des Willens behaupten; wenigstens liegt sie in der Bibel bey der Religion und Moral überall zum Grunde.

Diese Freyheit des Willens ist ein wesentliches Stück überhaupt aller Menschen, und noch nicht ein besonderes Vorrecht der Christen. Sie ist aber überall die Grundlage, ohne welche
wei-

weiter keine christliche Freyheit in irgend einem Sinne möglich ist.

Christen, oder nach dem biblischen Ausdruck, Menschen, die in Christo sind, und Ihm angehören, sind nach dem allgemeinsten Begriff diejenigen, die Ihn verehren, das ist, die Ihm mit Hochachtung, Liebe, Zutrauen, Folgsamkeit ergeben sind, oder, wie die Bibel kurz redet, die an Ihn glauben. Diese Christen erhalten voraus vor den übrigen Menschen, die von entgegengesetzter Gesinnung sind, diejenigen Wohlthaten, welche zu verschaffen Christus in die Welt kam. Zu diesen Wohlthaten gehört auch eine Freyheit; und diese Freyheit, wozu Christus verhilft, ist besonders die christliche, und ein Vorrecht nur der Christen.

Der Herr sagt selbst zu seinen Jüngern: ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frey machen. Und bald bald darauf: wenn euch der Sohn frey macht, so seyd ihr frey. ¹⁾ Der Apostel ruft den Christen zu: So bestehet nun in der Freyheit, damit uns Christus befreyet hat. ²⁾ Und ein Anderer ermahnet die Christen, sich überall zu betragen als die Freyen. ³⁾

Allein die Bibel stellet die Christen nicht Durchgehends als Freye dar, sondern auch zuweilen

1) Joh. 8, 32. 36.

2) Gal. 5, 1.

3) 1 Petr. 2, 16.

weisen als solche, die nicht frey sind. Worin bestehet also eigentlich die christliche Freyheit? und worin bestehet sie nicht?

Erste Abtheilung.

Worin bestehet die christliche Freyheit?

Das Wort Freyheit bezeichnet vor sich allein noch keinen vollständigen Begriff. Will man den haben, so muß zugleich immer an etwas gedacht werden, wovon man los, erlöset, nicht beschweret, befreiet ist. Ohne einen solchen Beysatz sind Freyheit, frey seyn gedankenlose Töne. So werden sie anjehzt häufig gebraucht, ohne daß manche recht wissen, was sie damit sagen oder haben wollen. Aus dieser Quelle fließt größtentheils die Verwirrung her, womit so oft und so wild durch einander von Freyheit geredet, und Freyheit verlanget wird.

Wollen wir von der christlichen Freyheit bestimmt und deutlich reden, so müssen wir zugleich fragen: wovon sind die Christen, als Christen, eigentlich los, ledig, erlöset, frey? Alle diese Worte und noch mehrere bedeuten genau einerley. Besonders werden die Worte erlöset und frey in der Bibel häufig gebraucht,

braucht, und deuten auf einen und denselben Begriff; ein Erlöseter ist ein Befreier, und umgekehrt; und eine Erlösung ist eine Freymachung oder Errettung.

Wir müssen also die Stücke auffuchen, wovon die Bibel die Christen, und zwar durch Christum, als frey und erlöset erkläret. Auch hier wird zuweilen ein und dasselbe Stück der Freyheit mit verschiedenen Worten bezeichnet. Auf diese verschiedenen Worte dürfen wir uns nicht einlassen, sondern nur auf das, was nach deutlichen Merkmalen in der Sache, im Begriff selbst, als ein von andern unterschiedenes Stück der Freyheit angegeben wird, und dahin gehören folgende.

I. Christen sind frey vom Gesez, nemlich Mosis.

Paulus schreibet: das Gesez des Geistes, der da lebendig machet in Christo Jesu, hat mich frey gemacht von dem Gesez der Sünde und des Todes.¹⁾ Und abermal: So bestehet nun in der Freyheit, damit uns Christus hat frey gemacht, und lasset euch nicht wiederum in das knechtische Joch fangen.²⁾ Er redet in der Folge von der Beschneidung, und darin zeigt sich deutlich, daß vom mosaischen Gesez die Rede sey.*)

Das

1) Röm. 8, 2.

2) Gal. 5, 1. folg.

*) Da hier der Zweck nicht ist, vollständige theologische Abhandlungen zu liefern; so kann und muß es genug seyn,

Das Gesetz Gottes hat zwei verschiedene Seiten. Es ist anzusehen erstens, in so fern es bloß vorschreibt und befiehlt die Grundsätze der moralischen Vollkommenheit, als Liebe, Gerechtigkeit, Treue, Wahrhaftigkeit u. s. w. Von dieser Seite betrachtet heißt es das Gesetz des Geistes. In diesem Sinn ist das Gesetz im strengsten Verstande ewig wie Gott, das höchste Muster, ja das Urbild der moralischen Vollkommenheit; und in diesem Sinn kann in Ewigkeit Niemand vom Gesetze Gottes frey werden, in so fern und so lange er ein Geliebter und Seliger Gottes seyn und bleiben will. Hiervon wird in der Folge zu reden seyn.

Anmerk. In Betreff des Ausdrucks moralisch, der oft vorkommt, ist folgende Bemerkung, einiger Leser wegen, hier vielleicht nicht überflüssig. Das Wort moralisch braucht man überall nur da, wo eine Beziehung, eine gewisse Rücksicht auf den freyen Willen eines vernünftigen Wesens gedacht werden kann und muß. In Gott sind z. B. die Ewigkeit, die Allgegenwart u. s. w. keine moralischen Eigenschaften, weil sie an und vor sich, ohne alle Beziehung auf ein freyes Wollen oder Handeln, können gedacht werden, und man nennt solche zum Unterschiede die physischen, auch die in Gott ruhenden Eigenschaften. Hingegen die Gütigkeit, die Gerechtigkeit, die Wahrhaftigkeit u. s. w. sind moralische Eigenschaften Gottes, weil dabey immer an ein freyes Wollen oder Handeln mit muß gedacht

seyn, in beygefügtten kurzen Bemerkungen den Sinn der biblischen Stellen, und damit zugleich das Stück der Freyheit wovon die Rede ist, deutlich darzustellen. Diese Anmerkung gilt auch für alles folgende.

dacht werden. Die gesammten moralischen Eigenschaften Gottes, welche, wie alles in Gott, im höchsten Grade vollkommen sind, heißen nun die moralische Vollkommenheit; und die Grundsätze, mit welchen harmonirend dieses vollkommenste Wesen allemal frey will und handelt, nennt man das Gesetz der moralischen Vollkommenheit. Davon ist nun Gott allein der Urquell, das Original und das höchste Muster. Der Mensch ist auch von einer moralischen Natur, weil er ein Vermögen hat, sein Wollen und Handeln, innerlich frey, nach eigenem Belieben so oder anders zu lenken; und alles nun, was aus einem solchen freyen Vermögen herrühret, herrühren kann, oder darauf eine Beziehung hat, alles von der Art in und an dem Menschen, heißt nun auch moralisch, moralische Gesinnung, moralisches Leben, moralische Handlung, u. s. w. Eine moralische Vollkommenheit aber im schärfsten Sinn, so wie sie in Gott ist, findet bey einem Menschen, wie überhaupt bey einem endlichen Wesen, nicht Statt; die Endlichkeit und Eingeschränktheit eines Geschöpfes läßt das nicht zu. Sondern sie ist bey dem Menschen nur immer eine Annäherung zu der göttlichen, und eine daher rührende, stufenweise immer größere Aehnlichkeit mit der Denkungs- und Handlungsart Gottes. Und hievon ist dieses das Fundament, daß der Mensch an dem Gesetz der Vollkommenheit, welches von Gott ausgeht, und womit Gott denselben auf mehreren Wegen in Bekanntschaft setzt, freywillig ein Gefallen gewinnet, und nun auch demselben gemäß, nach der Stufe, worauf ihn seine innere und äußere Lage stellet, sein freyes Verhalten selbst beliebig einrichtet. Alles nun in und am Menschen, was dem Gesetz der Vollkommenheit gemäß ist, heißt moralisch gut, und was davon abweicht, moralisch böse, auch Sünde, u. d. m. Anstatt moralisch, sagt man auch sittlich. Die Sitten also im engsten Sinn, sind die freyen Handlungen

lungen eines Menschen in Beziehung auf jenes Gesetz, und folglich gute oder böse. Die Moralität, auch Sittlichkeit, bezeichnet die Art und Weise, wie ein Mensch sein freyes Betragen, in Beziehung auf jenes Gesetz, einrichtet. Und Moral ist so viel als Sittenlehre, der Inbegriff von Anweisungen, wie ein Mensch seine freyen Handlungen regelmäßig einzurichten habe, u. s. w.

Das Gesetz Gottes aber ist zweyten auch anzusehen von der Seite, in so fern es einzelne, specielle und individuelle äußere Handlungen vorschreibt. Dies that Gott durch Moses. Das Gesetz des Geistes in diese Welt einzuführen, waren die Menschen in jenem früheren Zeitalter, einzelne Ausnahmen abgerechnet, noch nicht genug vorbereitet. Die Israeliten waren dazu auserwählet, daß unter ihnen die ersten Schritte zu einer religiösmoralischen Bildung der Menschen geschehen sollten. Diese ersten Schritte zu dem doppelten, aber verbundenen Zweck konnten nur gethan werden, theils so, daß Gott durch außerordentliche sinnlich merkliche Thaten ihre Gedanken besonders auf sich zog, und ihnen gegen sich Ehrfurcht, Gehorsam, Liebe, Vertrauen (die Grundzüge aller wahren Religion) einflößte; theils so, daß ihnen einzelne äußere moralische Handlungen vorgeschrieben wurden. Diese waren immer nur einzelne Beyspiele, zum Theil sehr im Groben, wie die allgemeinen moralischen Grundsätze in einzelnen Fällen in Anwendung und Ausübung zu bringen wären. Dadurch ward aber zugleich die Seele auf jene Grundsätze selbst gelenket,

ket, und in ihr nach und nach ein moralischer Sinn erwecket. So weckt auch z. B. ein kluger Meister in der Tonkunst durch einzelne Stücke, worin zuerst nur im Groben die Regeln der Harmonie angewendet worden, nach und nach das feinere harmonische Gefühl in der Seele seines Lehrlings. Gewiß in diesem Gesichtspunct recht angesehen, zeuget Moses Gesetz von dem größten moralischen Meister. Aber die Israeliten wurden auch zu mehrern Endzwecken ein abgesondertes Volk. Dies verlangte nicht allein einen eigenen äussern feyerlichen Gottesdienst, sondern auch eine eigene, diesem Volk angemessene, theils ökonomische, theils politische Einrichtung. Die zu diesen Absichten, auch durch Moses gegebenen, Verordnungen sind mit jenen Vorschriften, worin eine Anwendung der moralischen Grundsätze auf einige einzelne Fälle enthalten ist, vermischt und durchflochten. Und alle diese Verordnungen, von welcher Art sie seyn mögen, in so fern sie auf äussere specielle Handlungen abzielen, heissen in den biblischen Büchern, vornehmlich auch des neuen Testaments, das Gesetz Moses, auch kurz das Gesetz. Der Zusammenhang in jeder Stelle zeigt, auf welche Art der gedachten äussern Handlungen jedesmal besonders gezielet werde. Aber welche Art von speciellen äussern Handlungen, die das Gesetz verlanget, es auch sey; so sind Christen davon frey. Und wenn gesaget wird: Christen sind frey vom Gesetz, so ist gemeinet das Gesetz Moses in dem angezeigten weitesten Umfange, doch

doch nur, wie gesagt, in so fern die Vorschriften zielen auf specielle äussere Handlungen.

So lange Menschen einen moralisch guten Sinn, bis zu einem sehr beträchtlichen Grade, noch nicht angenommen haben, so lange sind vorgehaltene Strafen und Belohnungen ganz unentbehrlich, wenn anders ein Gesetz, von welcher Art es auch sey, soll in Respect stehen und befolget werden. Aus dieser Ursache sind mit dem mosaischen Gesetz, in allen seinen Zweigen, gedrohte Strafen für die Uebertreter, und ein verheissener Segen für die Gehorsamen, durch und durch verbunden worden. Die höchste, dem Beobachter des Gesetzes ertheilte Verheissung ist diese: er soll leben, ¹⁾ welches in der schärfsten und weitesten Bedeutung von einem ewigen Leben zu verstehen war, und verstanden ward. ²⁾ Um aber zu dem hohen Ziel durch Gesetz zu gelangen, konnte es nicht hinlänglich seyn, einige Puncte des Gesetzes nur zu halten, und allenfalls auch einige zu übertreten. Ließ sich der Gesetzgeber so etwas merken, so gab er Gelegenheit, ja selbst Erlaubniß, daß Jeder seine Uebertretungen als eine unschädliche Ausnahme von der Regel ansehen durfte, und damit wäre, so wie der Respect fürs Gesetz, auch die Absicht desselben ganz verlohren gegangen. Zu jenem hohen Zweck, durchs Gesetz zum Leben zu kommen, mußte der Gesetzgeber

noth-

1) 3 B. Mos. 13, 5.

2) Luc. 10, 25. 28.

nothwendig eine ganze vollkommene Erfüllung desselben in allen seinen Theilen fodern. Dies geschieht auch ¹⁾). Da aber eine vollkommene Leistung aller vom Gesetz gefoderten Werke nicht erfolgte, ja des Fleisches wegen (Röm. 8, 3.) d. i. wegen der Verderbniß bey dem Menschen, nicht erfolgen konnte, und jeder Israelit, auch schon bey der wenigsten Aufmerksamkeit auf sich selbst, dies merken musste; so blieb dieses Gesetz für keinen einzigen ein sicherer Weg zum Leben. Es war vielmehr nur fortwährend ein Aufdecker, ein Anzeiger der Uebertretung, ein Ankläger wegen der Sünde, ein Verkündiger des Todes, d. i. der den Uebertretern gedroheten unseligen Folgen. Deswegen nennt es der Apostel ein Gesetz der Sünde und des Todes. Dies trieb die Menschen an, auf die Stimme zu merken, die zwischen durch auch immer erschallte, und Gott anpries als einen gnädigen Gott, der die Sünden vergiebet. So lenkte das Gesetz die Gemüther hin zur Verehrung und zutraulichen Annahme der Gnade Gottes, dieser Gnade, welche, da kein endlicher Geist, vielweniger der so niedrig stehende und zerrüttete Mensch, das göttliche Gesetz der Vollkommenheit völlig leisten, noch dadurch Seligkeit erwerben kann, das einzige sichere Fundament eines seligen Lebens ist, und durch alle Ewigkeit bleibet. Zugleich aber weckte nun auch dieses Gesetz und übte im Groben den moralisch guten Sinn, ohne welchen keine wahre, keine

Geistes

1) 5 B. Mos. 27, 26. Gal. 5, 3.

Geisteseligkeit, auf welcher Stufe es sey, jemals kann genossen werden.

Dies war die Einrichtung unter dem Gesetz. Gewiß eine Einrichtung, welche, wenn wir nicht leichtsinnig über ernsthafteste Sachen hinflattern, von einem Urheber zeuget, der die moralische Natur des Menschen, und den mit ihm erreichbaren möglichen Zweck genau kannte, der mit der feinsten Weisheit den Plan und die Mittel dazu anordnete, und der kein Anderer, als nur Gott, seyn kann!

Nun kam Christus in die Welt. Mit Ihm und durch Ihn sollte es anjehzt ohne alle weitere Hülle geradezu der Welt einleuchtend werden, daß nur Gnade, reine wahrhaftige Gnade der Grund aller Seligkeit sey; ¹⁾ und auf diesem Fundament sollte eine neue vollkommnere, eine geistige Gottesverehrung erbauet werden. Diese Gnade aber gab offenbar Anlaß zu einer Gleichgültigkeit gegen Gottes Gesetz. Nothwendig aber muß dieses im Respect bleiben. Deswegen erschien Christus als ein solcher, der im vollkommensten Gehorsam gegen Gott, sogar bis zum Tode am Kreuz, alles das auf sich nahm und ausrichtete, was im Gesetz gefordert wird; und nur allein in Rücksicht auf Ihn, um seines Thuns und Leidens willen, wird die Gnade allen denen zugesichert, die nun Ihn, als den Grund und die Ursache dieses Heils, geziemend verehren; das ist, die an Ihn glauben.

Ben

1) Joh. 1, 16.

Bei der auf die Art in Christo erscheinenden und angebotenen Gnade, müssen nun in nothwendiger Folge alle diejenigen, welche in Christo sind, alle wahre Christen, von dem mosaischen Gesetz völlig frey seyn, und zwar von einer zweifachen Seite.

Erstens, Christen sind davon frey von dieser Seite, daß sie, um ewiges Leben zu erlangen, nicht mehr nöthig haben, das Gesetz vollkommen zu erfüllen. Sie können allenfalls die dort anbefohlenen äußern Werke alle unterlassen, und dennoch ewiges Leben erwarten. Denn erfolgt dieses aus Gnaden; so dürfen, um es zu erlangen, nicht mehr, wie es das Gesetz fodert, äußere Werke unentbehrlich seyn, weder die levitischen, welche als vorläufige Schattenrisse und als pädagogische Anstalten, auch aus dieser Ursache, da die Sache selbst da ist, schon von selbst wegfallen, noch die ökonomischen und politischen, noch auch selbst die moralischen. Außere Werke geben ein Verdienst. Kommt das ewige Leben aus Gnaden, so bedarf es keines Verdienstes, und also auch nicht solcher Werke, sonst ist Gnade nicht Gnade. Wer daher diese annimmt, ist, um ewiges Leben zu erlangen, von allen dort befohlenen gesetzlichen Werken, von welcher Art sie immer wären, völlig frey. Er kann sie um anderer Ursachen willen immerhin verrichten; aber seine Seligkeit muß er nicht darauf gründen; oder thut er's, so verwirft er die Gnade. Gal. 5, 4.

Dens

Dennoch müssen auch diese Begnadigten nothwendig einen sittlich guten, dem Gesetze Gottes angemessenen Sinn haben, weil ohne denselben kein Genuß einer Geisteseligkeit möglich ist. Auch dafür ist gesorgt. Nämlich, wenn Menschen die in Christo angebotene Gnade durch den Glauben in der Wahrheit bewilligen und annehmen; so erwacht in ihren Seelen zugleich unausbleiblich ein Wohlgefallen, eine innere Lust an den moralischen Grundsätzen, z. B. an Gerechtigkeit, Güte, Wahrheit, Sanftmuth u. s. w. und es ist eine Bedingung zur Theilnahme an der Gnade, daß ein solcher neuer Sinn nicht gehindert werde. Damit billigen nun diese Christen das Gesetz Gottes im Geist, und begeben sich unter dieses Gesetz des Geistes freywillig zum Gehorsam. Aber gebunden sind sie deswegen nicht, die sittlichen Grundsätze genau auf eben die Art und durch eben die äußern Handlungen in Anwendung zu bringen, wie es im Gesetz Moses vorgeschrieben ist, sondern

zweytens, sie sind völlig frey von den speciellen äußern Werken, durch welche, nach den mosaischen Anordnungen, die Grundsätze der moralischen Vollkommenheit sollten ausgeübet werden, und es bleibt ihnen frey, wie und auf welche Art sie solche in Ausübung zu bringen für gut finden. Ein Beyspiel mag es erläutern. Im Gesetz Moses ist befohlen: Wenn du dein Land einerntest, sollt du es nicht an den Enden umher abschneiden, auch nicht alles genau

nau

nau auffammeln; also auch sollt du deinen Weinberg nicht genau lesen, noch die abgefallenen Beeren auflesen; sondern den Armen und Fremdlingen sollt du es lassen. ¹⁾ Hier ist eine äußere specielle Handlung befohlen, durch welche ein allgemeiner Grundsatz der moralischen Vollkommenheit, Güte, auch besonders gegen die Armen, dort sollte in Ausübung gebracht werden. Dies äußere Werk, so wie es buchstäblich da steht, geht den Christen nichts an, davon ist er frey. Aber dagegen steht er unter dem Gesetz des Geistes, wozu auch dieses gehöret: sey gutig gegen die Armen. Er mag immerhin von seinen Aeckern die Früchte genau sammeln lassen, und dagegen auf jede andere Art, die ihm nach den Umständen anpassender scheint, sich gegen die Armen gutig erzeigen; das steht ihm völlig frey. Und so mit allen übrigen. Moses Gesetz heißt eben deswegen ein Gesetz des Buchstabens, auch ein Gesetz der Werke, weil es buchstäblich zu leistende einzelne äußere Werke vorschreibt; und in so fern das mosaische Gesetz das thut, sind Christen davon frey. Es heißt bey ihnen: ich habe es alles Macht, es soll mich aber nichts gefangen nehmen. ²⁾ Und die Stimme: du sollt das nicht angreifen, nicht kosten, nicht anrühren, wird als unnütze Menschen-
sagung verworfen. ³⁾

Kurz

1) 3 B. Mos. 19, 9. 10.

2) 1 Cor. 6, 12.

3) Coloff. 2, 21. 22.

Kurz also: Christen sind frey vom mosaischen Gesez, theils in diesem Betracht, daß sie, um Seligkeit zu erlangen, es nicht vollkommen erfüllen dürfen, und theils auch in dem Betracht, daß sie, um moralisch gut und Gott wohlgefällig sich zu verhalten, ihre Handlungen nicht eben nothwendig so einrichten dürfen, wie es buchstäblich dort befohlen ist. Daß die Sittlichkeit durch diese Freyheit nicht leidet, sondern erhöht wird, leuchtet schon aus dem Gesagten hervor, und wird sich in der Folge noch näher zeigen.

Diese Freyheit vom Gesez für welche Menschen aber gehört sie eigentlich? Genau genommen nur allein für die, bey welchen, nach des Apostels Ausspruch, das Gesez des Geistes, der lebendig macht in Christo, ist eingeführet worden, das ist, welche in der Wahrheit an Christum glauben, und damit zugleich auch den neuen moralischen Geist und Sinn haben in sich erwachen lassen. Diese bedürfen des äußern Buchstabens, der ersten gröberer Grundzüge zur Sittlichkeit nicht mehr nothwendig. Ganz anders aber steht es mit solchen Menschen, die einen solchen neuen Geist in Christo, mit innerer Wahrheit, noch nicht haben; und solcher giebt es noch immer sehr viele, auch unter denen, die sich, einiger äußerer Verhältnisse wegen, Christen nennen. Das mosaische Gesez ist und bleibt ein von Gott, unter Gottes besonderen Einfluß gegebenes, als ein solches durch außerordentliche Vorfälle

fälle

fälle beglaubigtes, unter den Israeliten zuerst und von diesen ausgehend in die Welt eingeführtes Gesetz, und ist bestimmt, für Religion und Moral die ersten, grössten Grundzüge zu zeichnen. Es läßt dieses Gesetz zu dem Zweck zwei sehr dringende Stimmen laut erschallen. Die eine Stimme ist: Menschen, es ist ein Gott und Herr des Himmels und der Erden, der von euch Verehrung fodert, und dem ihr sie, ohne eurer Wohlfahrt zu schaden, nicht versagen könnt, zwar nicht eben eine Verehrung genau nur durch solche äußere Werke, wie ehemals, aber dennoch eine Verehrung; forschet, welches seine Wege und die näheren Entwicklungen derselben sind! Wo diese Stimme hörbar wird, und Menschen bleiben dennoch Gottesläugner, Gottesverächter, Gottesvergessene; da kündigt das Gesetz allen solchen zum voraus schon ein Verderben an, das unausweichlich sie treffen muß; denn außer Gott ist kein Heil, und nichts als Verderben möglich. Die andere Stimme ist diese: Menschen, es giebt Grundsätze, welche wie Gott ewig sind, und welchen ihr eure freyen Handlungen, eure Sitten, anzupassen, ohne euren großen Schaden, nicht unterlassen dürfet. Wer nun in der moralischen Ausbildung — womit eine politische, die in Kenntnissen allerley Art, in Künsten und Kunstproducten, in glänzender und sinnlich gefälliger Lebensart sich zeigt, ja nicht zu verwechseln ist, — wer nun in der moralischen Ausbildung noch so niedrig stehet, noch so roh ist, daß er von den ewigen Grundsätzen der

sitt.

sittlichen Vollkommenheit, z. B. von Sanftmuth, von Treue und Ehrlichkeit, von Gerechtigkeit und Wahrheit, kaum die gröbsten Züge kennen und noch weniger ausübet, dem ruft Moses Gesetz, wie es immer nöthig ist, auch noch immerfort, als eine Stimme Gottes, entgegen: du sollt nicht tödten, du sollt nicht ehebrechen, du sollt nicht falsch Zeugniß reden, du sollt nicht stehlen u. dergl. m.; eine heilsame Stimme, die den rohen Menschen entweder zu einem bessern Sinn wecket, oder ihn schon ein folgendes trauriges Schicksal heimlich in der aufwallenden Unruhe von ferne ahnden läffet. In dieser doppelten allgemeinen Aussicht gehöret Moses Gesetz für alle Menschen, ¹⁾ so lange der ächte christliche Geist in ihnen noch nicht rege geworden ist. Es gehöret daher nicht zu einem Vorzuge unsers Zeitalters, wenn manche vom mosaischen Gesetze verächtlich reden. Was soll's, spricht man, für unsere größere Cultur? Was soll's für Christen? Welche Sprache! Sind denn alle die in der Wahrheit Christen, welche in der sogenannten Christenheit leben? Zeigen diese alle schon wirklich Christi Geist und Sinn? Wo solche wirklich sind, ja, da sind sie frey von diesem Gesetze; sonst noch nicht. Das sagt der Apostel deutlich: dem Gerechten, d. i. demjenigen, der durch Christum gerecht geworden ist, und in Ihm den Sinn der Gerechtigkeit angenommen hat, diesem Gerechten ist kein Gesetz gegeben, sondern

den

1) Pred. 12, 12, 13.

den Ungerechten und Ungehorsamen, den Gottlosen und Sündern, den Unheiligen und Ungeistlichen, den Vatermördern und Muttermördern, den Todtschlägern, den Hurern, den Knabenschändern, den Menschendieben, den Lügnern, den Meineidigen, und so etwas mehr der heilsamen Lehre zuwider ist. ¹⁾ Allen solchen, die noch nicht die erste Stufe einer religiösen Moralität betreten haben, und deren Anzahl! in Hütten, wie in Pallästen, nicht geringe ist, das mosaische Gesetz für unnütz erklären, ist eben so klug und wohlmeinend, als den Kindern ihr Buchstaben- und Elementarbuch deswegen verächtlich machen, weil sie solches, als Männer, nicht mehr brauchen.

2. Christen sind frey von der Sünde.

Jesus spricht: Wer Sünde thut, der ist der Sünden Knecht. Der Knecht aber bleibet nicht ewiglich im Hause; der Sohn bleibet ewiglich. So euch nun der Sohn frey macht, so seyd ihr recht frey. ²⁾

Paulus schreibet: Nun ihr frey worden seyd von der Sünde, seyd ihr Knechte worden der Gerechtigkeit. — Da ihr der Sünde Knechte waret, da waret ihr frey von der Gerechtigkeit. — Nun ihr aber seyd von der Sünde frey, und
Gott

1) 1 Tim. 1, 9. 10.

2) Joh. 8, 34, 36.

Gottes Knechte worden, habt ihr eure Frucht, daß ihr heilig werdet, das Ende aber das ewige Leben. ¹⁾)

Sünde heißt in der heil. Schrift alles in und an dem Menschen, was von den ewigen Grundsätzen der moralischen Vollkommenheit oder Heiligkeit abweicht. Diese ist in Gott in dem möglich höchsten Grade. Derselben gemäß lenkt sich allemal der Wille Gottes; und wenn Er Befehle oder Gebote ertheilet, so sind sie allemal mit derselben übereinstimmend. Daher kann man auch sagen: Sünde ist bey dem Menschen Alles, was von dem Willen, auch von den Geboten, oder von dem Gesetze Gottes, abweicht. ²⁾)

Wie kann denn nun eine Freyheit von der Sünde Statt finden? Ueberhaupt auf dreyfache Art, nemlich so, daß entweder absolut, ganz und gar, keine Abweichung vom Gesetze der Vollkommenheit vorhanden ist, oder daß zwar eine vorhanden ist, aber nicht angerechnet, sondern vergeben wird, oder endlich, daß zwar eine Sünde sich rühret, Anfälle macht, aber nicht herrschet, nicht vollbracht wird.

Im ersten Sinn ist nur allein Gott von der Sünde frey; und darin besteht eben seine höchste moralische Vollkommenheit, seine ganz vollendete Heiligkeit. Eine solche Freyheit von der Sünde

1) Röm. 6, 18. 20. 22.

2) Man sehe hierbey zurück auf die Seite 34. gemachte Anmerkung.

Sünde findet bey keinem endlichen Wesen, bey keinem noch so hohen Geistesgeschöpfe Statt, vielweniger bey dem Menschen, der, besonders in seinem jetzigen Zustande, vielleicht auf der niedrigsten Stufe der Geister stehet. Daher saget die Bibel mit vollem Recht, nicht allein daß alle Menschen vor Gott Sünder sind, sondern auch daß selbst die Himmel vor Ihm nicht rein sind, und Er auch an seinen Heiligen Thorheit findet. Doch ist auch unter Sünde und Sünde ein großer Unterschied.

Eine Freyheit von der Sünde im zweyten Sinn ist erst diejenige, welche als ein Vorrecht der Christen angegeben wird. Sie sind an sich Sünder, aber die Sünde wird ihnen nicht angerechnet, sie ist vergeben, geschenkt, erlassen. Diese Vergebung der Sünden ist es, welche von allen biblischen Lehrern, unter den stärksten Ausdrücken und mannigfaltigsten Bildern, als eine wahre Gottesthat verkündiget, gerühmet und den Menschen angepriesen wird. Und Christus ist es, der diese Befreyung von der Sünde verschafft; sein Leiden, Blutvergießen und Tod ist die Ursache, daß sie erfolgt. Er sagt selbst: mein Blut wird vergossen für viele zur Vergebung der Sünden ¹⁾. Diese Befreyung von der Sünde, durch eine Vergebung derselben, ist auch das Erste und Vornehmste, was zu dem Begriff von der Erlösung gehöret, die Christo so nachdrücklich und so oft zugeeignet wird. An Ihm haben wir die Erlösung durch sein Blut,

D nem

1) Matth. 26, 28.

nemlich die Vergebung der Sünden, nach dem Reichthum seiner Gnade ¹⁾. Es ist diese Freyheit von der Sünde in einem so hohen Grade vollständig, daß seine Gemeine, Ihm nun selbst dargestellet wird als eine herrliche, die nicht habe einen Flecken, Runzel und Fehl oder des etwas, sondern die da sey heilig und unsträflich ²⁾. Die Glieder dieser begnadigten Gemeine sind an und vor sich noch immer nicht ganz rein von der Sünde; diese ist in ihnen noch nicht ganz ausgerottet, sie rührt sich in allerley Lüsten; die Begnadigten straucheln, fallen, sündigen. Aber dennoch bleiben sie dargestellt als rein von aller Sünde ³⁾, so lange sie in dem neuen Geiste verharren, der das muthwillige Sündigen ausschließt. Denn diese Erlösung oder Befreyung von der Sünde, die Christus erfunden, ist eine ewige, immer fortwirkende ⁴⁾.

Endlich die Freyheit von der Sünde im dritten Sinn, die Freyheit von der Herrschaft der Sünde, wird ebenfalls den Christen zugesichert. Dahin zielte vornehmlich Jesus, wenn er zuerst sagte: wer Sünde thut, der ist der Sünden Knecht, und im Gegensatz gleich hinzusetzte: so euch nun der Sohn frey machet, so seyd ihr recht frey ⁵⁾. Paulus ermahnet: So lasset nun die Sünde nicht herrschen in

1) Eph. 1, 7.

2) Eph. 5, 25.

3) 1 Joh. 1, 7:9. 2, 1. 2.

4) Ebr. 9, 12.

5) Joh. 8, 34. 36.

in eurem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten. — Denn die Sünde wird nicht herrschen können über euch sintemal ihr nicht unter dem Gesetz seyd, sondern unter der Gnade, ¹⁾ das ist, eben deswegen, weil ihr nicht durch Werke des Gesetzes, sondern aus Gnaden die Seligkeit erlanget, und diese Gnade angenommen habet, eben deswegen wird auch, vermöge des neuen damit zugleich erwachten Geistes, die Sünde nicht mehr unwiderstehlich über euch herrschen können. Eben das bestätigt der Ausspruch: Wandelt im Geist, so werdet ihr die Lüste des Fleisches nicht vollbringen. Denn das Fleisch gelüftet wider den Geist, und den Geist wider das Fleisch. Dieselbigen sind wider einander, daß ihr nicht thut, nemlich mit Fleiß und Vorsatz, was nach den fleischlichen Trieben ihr wollet. — Welche aber Christum angehdren, die kreuzigen unterdrücken und entkräften ihr Fleisch, samt den Lüsten und Begierden ²⁾.

In einem Begnadigten ist die Sünde nicht mit einmal getödtet und ausgerottet. Sie ist ihm vergeben, und schadet ihm weiter nicht für die Ewigkeit ³⁾; aber sie rührt sich doch noch. Es regen sich in ihm von Zeit zu Zeit, immer aufs neue, allerley Triebe, Wünsche und Empfindungen,

1) Röm. 6, 12. 14.
2) Röm. 8, 1.

2) Gal. 5. 16. 17. 24.

gen, welche zu den Dingen dieses äußern, leiblichen, fleischlichen Lebens sich so hinneigen, daß es mit dem Befehl der Vollkommenheit nicht harmoniret. Er merkt diese fleischlichen Lüste, merkt ihre Abweichung und die in ihm aufwallende, zuweilen aufbrausende moralische Unordnung. Daß er dieses in sich merket, ist schon eine Wirkung von dem in ihm erwachten höheren und besseren Geiste; denn wer noch gar nicht im Lichte steht, bemerkt auch nicht die Unordnung der Finsterniß. Nach diesem neuen Geist, nach den Empfindungen dieses inneren Menschen, hat er Lust zu Gottes Befehl; und in eben dem Grade, wie er dieses schon kennt und liebet, hasset er auch jene Lüste des Fleisches, unterdrücket sie durch bessere Gedanken, dämpfet sie, widerstehet ihnen, vollbringet sie wenigstens nicht. Da ist der jedem ächten Christen unvermeidliche Kampf mit sich selbst. Dieser hält anfänglich, und auch noch oft in der Folge, sehr schwer. Die Anfälle sind oft stürmend; der Geist ist zwar willig, aber seine Kraft ist noch schwach und geringe. Es geht ohne Straucheln, ohne Wanken, selbst ohne Fallen, ohne Wiederaufstehen und immer erneuertes Ermannern nicht ab. Aber dennoch siegen die Lüste des Fleisches nicht; das, wohin sie streben, wird nicht vollbracht, so lange nur der neue Geist noch lebhaft rege bleibt. Wenn dieser zu dem höchsten, lebenswürdigsten Wesen die Gedanken hinkehret; wenn in Jesu, dem Erwerber eines ewigen Heils, Gott als verzeihender, liebender, segnender Vater der

Denken

denkenden Seele erscheint; wenn die Hoffnung, über diese Welt sich erhebend, und hinüber ins Künftige schauend, dort, obgleich nur noch in weiter Ferne, doch schon in einem dämmernden Lichte, ein Leben voll Unschuld und Seligkeit erwartet; wenn bey dieser Aussicht manche stille Freude die innere Empfindung aufheitert, und Ruhe und Trost in Gott und zu Gott hin das Herz beleben; dann fühlt ein solcher Christ nebst der innern Willigkeit auch eine Kraft, nicht der Sünde, zur Vollbringung der fleischlichen Triebe, sondern zum Gegentheil, zur Heiligung und Tugend, die Glieder des Leibes anzuwenden. Die Sünde herrscht nicht; und jeder Sieg vermehrt die Kraft zu mehrern, immer schnelleren Siegen.

Hier zeigt sich Freyheit von der Herrschaft der Sünde, eine Freyheit, welche den unsterblichen Geist in sich selbst zu seiner rechten Würde erhöht. Wer den Geist Christi nicht bey sich zuläßt, den reißen seine fleischlichen Triebe, so oft sie erwachen, Geiz oder Stolz, Böllerey oder Neid, Menschenhaß oder unreine Wollust, und oft mehrere zusammen, unwiderstehlich zur Thätigkeit hin, wie einen Slaven die ziehenden Ketten. Die schlaue Kunst giebt sich viele Mühe, diese Ketten zu verbergen; man macht sie feiner, man verzieret und bedecket sie mit edleren Namen; Geiz heißt z. B. auch fluge Deconomie, und Stolz heißt würdige Ambition. Aber was für ein Unterschied ist, ob, den Grundsätzen
der

der moralischen Vollkommenheit, z. B. der Güte, der Gerechtigkeit, der Sanftmuth, entgegen zu handeln, hier Einer hingerissen wird durch Geiz und Stolz, oder dort ein Anderer durch gute Deconomie und Ambition? Beyde tragen Ketten, und der Eine wie der Andere ist ein Knecht der Sünden. Man ziere sich, wie man wolle: die sinnlichen, fleischlichen Triebe, die dem Gesetze Gottes nicht unterthan sind, sind bey dem Menschen herrschend zur Sünde, bis Christus, der Sohn des ewigen Vaters Jemanden frey macht; dann ist er recht frey. Wer diesem Herrn anhanget, der ist ein Geist mit Ihm. Wo aber der Geist des Herrn ist, nur da ist, in jedem edlen Sinn, Freyheit.¹⁾

Es ist beydes, Weisheit und auch Güte, daß, obgleich denen, die in Christo sind, die Sünde vergeben und damit unschädlich wird, dennoch bey denselben das Gefühl, ja heftige Anfälle von der Sünde, in diesem Leben bleiben. Ohne Reizung zum Bösen giebt es keinen Kampf für das Gute. Ohne Kampf hätten die neuen Geisteskräfte eines Christen keine Uebung. Durch Uebung wird die Kraft vermehret, und eine vermehrte Kraft verschafft immer neue und immer wichtigere Siege. Und da diese religiös-moralische Geschäftigkeit eines Christen durchgehends eine freywillige ist; so steigt er auf diesem Wege nicht allein immer höher zur Heiligung hinan, sondern er wird auch

1) 1 Kor. 6, 17. 2 Kor. 3, 17.

auch auf diese Art erst eigentlich bey Gott, dem Zeugen von diesem redlichen Bestreben, einer Belohnung und einer höheren Seligkeit fähig. Die Bibel macht aber Hoffnung, daß mit Ablegung dieses Leibes, der ein Leib der Sünde und des Todes heißt, das beunruhigende und lästige Gefühl von der Sünde und ihren Reizungen wegfallen, und im höchsten Sinn die selige Freyheit der Kinder Gottes eintreten werde. ¹⁾)

3. Christen sind frey von allen nachtheiligen Folgen der Sünde.

Ist ein Gott da, der im Besiz der höchsten Heiligkeit d. i. der moralischen Vollkommenheit sich befindet, und der zugleich der uneingeschränkte Herrscher über alles ist; so folgt von selbst, daß jede Abweichung von dem Gesetz der Vollkommenheit für den Uebertreter, an und vor sich betrachtet, üble Folgen, so wie umgekehrt, die Uebereinstimmung damit gute Folgen, unausbleiblich haben müssen, und haben werden. Beyde Arten von Folgen dürfen nicht nothwendig sogleich in der Nähe eintreten. Die Verwickelung der Weltumstände, und mehrere erreichbare und intendirte Absichten, können es nöthig machen, daß für einen Menschen die nächsten Folgen seiner Gesinnung und Handlung nicht so ausfallen, wie es im Verhältniß mit der Moralität seyn sollte. Aber völlig ausbleiben können die angemessenen Folgen nimmermehr. Die Bibel behauptet dies sehr oft und nach-

1) Röm. 8, 21. 2 Tim. 4, 18.

nachdrücklich, und beruft sich dabey auf Gott, als einen sowohl gerechten, als auch allmächtigen Richter.

Die Folgen der Sünde werden in der heil. Schrift von allen denkbaren Seiten angegeben, und den Menschen vor Augen gestellet. Von welcher Art aber die Folgen seyn, und von welcher Seite sie kommen mögen; so werden Christen von allen frey gesprochen. Es würde zu weitläufig seyn, wenn ich dieses von allen und jeden Folgen, welche die Bibel angiebt, zeigen wollte. Zu unserm Zweck ist auch diese Ausführlichkeit nicht nöthig. Es kann genug seyn, wenn ich nur die merkwürdigsten nenne, wovon Christen frey erklärt werden, nemlich vom Fluch des Gesetzes, vom bösen Gewissen, vom Gericht, von der Verdammniß, vom Zorn Gottes, vom Tode, von der Gewalt des Teufels, von der Hölle.

Erstens. Der Fluch des Gesetzes trifft Christen nicht. Christus hat uns erlöset vom Fluch des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns ¹⁾. Es ist gemeint das Gesetz Moses ²⁾. Dieses schreibt vor specielle, einzelne Handlungen, durch welche das Gesetz der Vollkommenheit sollte in Anwendung und Ausübung gebracht werden. Die einzelnen dort gebotenen oder verbotenen Handlungen erschöpfen keinesweges das Gesetz Gottes, sondern sie dienen nur zu
Bey

1) Gal. 3, 13.

2) Man sehe oben Seit. 34. folg.

Beispielen, wie diesem Gesetze, d. i. den ewigen Grundsätzen der moralischen Vollkommenheit müsse nicht entgegen, sondern gemäß gehandelt werden. Jeder einzelnen Abweichung wird dort der Fluch gedrohet; aber eben dieser Fluch trifft auch noch, wenn zwar nicht genau und buchstäblich auf dieselbe Art, aber doch auf eine andere Art von jenen Grundsätzen abgewichen wird. Wer z. B. nicht eben buchstäblich einen Blinden irre führt auf dem Wege ¹⁾, aber ihm etwa Anstöße zum Fallen hinwirft, Gruben gräbt, kurz, wer einem Unwissenden Anlaß giebt, Schaden zu nehmen, auf welche Art es immer geschehe, den trifft auch noch jener Fluch, weil auch da, ebenso wohl wie in dem buchstäblich dort angeführten Fall, von einem moralischen Grundsatz, von der Gütigkeit, abgewichen wird. In dieser Allgemeinheit müssen wir jene Drohungen im mosaischen Gesetze nehmen, welches auch, doch dem damaligen noch unreiferen Zeitalter angemessen, sehr merklich angedeutet wird, wenn dort, in der größten Ausdehnung, Jedem, der nicht alles erfüllet, der Fluch angedrohet war ²⁾.

Der Ausdruck Fluch bezeichnet eine Ankündigung von allerley unbestimmten Uebeln, unglücklichen und elenden Erfolgen. Jede Abweichung von den moralischen Grundsätzen, wie schon vorhin bemerkt, muß nothwendig, wo anders ein sittlich vollkommenes oder heiliges Wesen

1) 5 B. Mos. 27, 18.

2) 5 B. Mos. 27, 26.

Wesen der Stifter und Regierer der Besteinrichtung ist, unbestimmbar nachtheilige Erfolge, d. i. den Fluch, endlich einmal für den Abweichenden, nach sich ziehen. Dieses kündiget das mosaische Gesetz allgemein Allen und Jeden an. So wie dieses Gesetz, in Ansehung der moralischen Grundsätze, die darin zum Grunde liegen, die ganze moralische Menschenwelt angehet, ja in sich ewig ist, wie Gott; eben so gehört auch der darin gedrohetete Fluch für Alle, welche von den allgemeinen sittlichen Grundsätzen abweichen, die Abweichung mag geschehen buchstäblich eben so, wie es dort verboten worden, oder auf jede andere Art. Wer, in welchem Winkel der Erde, und unter welchem Volk er auch lebe, von den moralischen Grundsätzen z. B. der Gütigkeit, der Gerechtigkeit, der Wahrheit u. s. w. abweicht, auf welche Art es immer geschehe, den trifft sicherlich einmal, nach dem Maas der größeren oder geringeren Abweichung, der im mosaischen Gesetz allgemein angekündigte Fluch, irgend eine schlimme Folge seiner bösen Handlung. ¹⁾ Der Fluch erfolgte nicht

1) Dies gilt auch von solchen Menschen, die vom mosaischen Gesetz gar nichts wissen. Nach dem Maas, wie sie, auf welchem Wege es sey, von den moralischen Grundsätzen etwas erfahren, wäre es auch nur durch die schwachen, im Menschen noch vorhandenen Ueberreste eines moralischen Gefühls, und wie sie dennoch dieselben nicht genehmigen, sondern davon abweichen, nach dem Maas trifft sie auch jener allgemein angekündigte Fluch. Hiedurch erkläret sich der Ausspruch Röm. 2, 12. Die ohne Gesetz, nemlich ohne das mosaische zu kennen, gesündigt haben, die werden auch ohne Gesetz verlohren werden, d. i.

nicht deswegen, weil er in Moses Gesetz gedrohet ist, sondern umgekehrt, er ist in Moses Gesetz deswegen angekündigt, weil es in sich unmöglich ist, daß in einer Welt, die ein gutes und mächtiges Wesen auf moralische Endzwecke angeleget und eingerichtet hat, das sittlich Böse, sollte ganz ohne üble Folgen für den Thäter bleiben. Auf ähnliche Weise untersaget etwa ein Landesherr seinen Unterthanen, oder ein Hausvater seinen Untergebenen, das Essen von einer giftigen Frucht, unter der Warnung, das Essen ziehe den Tod nach sich. Ist nun Jemand davon, so stirbt er, nicht deswegen, weil das Verbot den Tod zugleich drohete, sondern umgekehrt, der Vater kündigte den Tod an, weil er, bekannt mit der Natur der Frucht und des Menschen, es gewiß wußte, daß sie tödtend ist. Jede Abweichung von den moralischen Grundsätzen ist eine solche giftige Frucht, an und vor sich, überall; und im Gesetz Moses erschallet die warnende Stimme des Vaters, zunächst für seine Kinder, aber auch allgemein für Jeden;

D. i. an ihrer Wohlfart Schaden leiden; und auch Christi merkwürdiger Ausspruch Luc. 12, 47. 48. Der Knecht, der seines Herrn Willen weiß — und nicht darnach gethan, der wird viel Streiche leiden müssen. Der es aber nicht weiß, nemlich nicht durch besondere äussere Bekanntmachung, und hat doch gethan, was der Streiche werth ist, nemlich weil er dem, was er im Allgemeinen merken konnte, doch entgegen handelte, wird wenig Streiche leiden — Streiche also doch auch noch! Der Grund von beyden Aussprüchen ist, weil es in sich unmöglich ist, daß in der sittlichen Welt Gottes irgend eine Abweichung von den moralischen Grundsätzen an und vor sich gänzlich ohne schlimme Folgen für den Thäter bliebe.

Jeden; und da, wo man sie nicht hören will, oder nicht hören kann, behält dennoch die Frucht ihre tödtende Beschaffenheit, bis ein heilendes Mittel dazwischen kommt.

In diesem richtigen Lichte betrachtet, gehöret der im Geseß Mosis angekündigte Fluch nicht bloß für die Juden, sondern für Alle und Jede, die von dem Geseß der moralischen Vollkommenheit abweichen. Mit vollem Recht saßt auch daher der Apostel alle Galater, an welche er schrieb, und unter welchen nicht allein Christen aus den Juden, sondern auch *Unbeschnittene* (Gal 5, 2. 3.) d. i. Leute von nicht-jüdischer sondern heidnischer Abkunft waren, mit sich in einem Haufen als solche zusammen, die ohne Unterschied vom Fluch des Geseßes gedrückt, aber durch Christum davon befreuet waren: Christus hat uns erlöset vom Fluch des Geseßes.

Christus, so erhaben er auch nach seiner höheren Natur, und so sehr er auch ganz ohne Sünde war, übernahm dennoch die empfindlichsten Uebel, sogar den Tod am Kreuz. Dies verordnete die göttliche Weisheit und Güte als Etwas, das er ertrug und litte für die Sünden der Welt, und worin er die Uebel, welche auf die Abweichung vom Geseß der moralischen Vollkommenheit an sich unvermeidlich folgen, über sich ergehen ließ. Hat Er, vermöge dieser göttlichen Anordnung, diesen an sich unvermeidlichen, und daher auch im Geseß allen Uebertretern angekündigten Fluch auf sich

sich

sich genommen, und in seinem Leiden an sich vollziehen lassen; so folgt von selbst, daß nun Alle, welche in Ihm sind, und an Ihm, und an der in Ihm gemachten göttlichen Verfügung, Antheil nehmen, von dem Fluch des Gesetzes völlig befreuet sind.

Diese Verfügung ist freylich unsern menschlichen Begriffen sehr hoch, und wegen ihrer Höhe auch fremde. Eine geringe Ueberlegung kann uns indessen schon auf die Gedanken bringen, daß Gott, der Herr der Unendlichkeit, sehr wohl etwas verfügen könne, das unsern fleinlichen Begriffen hoch und fremd ist, und, genau genommen, wohl immer seyn muß. Nach dem Lichte, das die Bibel anzündet, steht es mit dieser Verfügung wirklich so, wie angezeigt. Und in diesem Lichte ist die Erlösung oder Befreyung vom Fluch des Gesetzes keinesweges ein leerer Ton, sondern eine sehr große Wohlthat. Jede Abweichung von den moralischen Grundsätzen zieht gewisse zwar unbestimmbare doch an sich unvermeidliche Uebel, vermöge der Verkettung der Dinge in der sittlichen Welt, nach sich. Dies ist der Fluch des Gesetzes. Werde ich von diesen frey, was muß dann geschehen? Die Uebel, wozu ich durch meine Sünden die Ursachen rege gemacht habe, müssen dennoch für mich nicht eintreffen; es muß also eine mächtige Hand da seyn, welche in die natürliche Verkettung der Dinge eingreift, welche die zu meinem Verderben hinwirkende Kette zerreißt, mich in
eine

eine für mich vortheilhafte Reihe von wirkenden Ursachen versezet, und so den Fluch, der mich treffen sollte, in einen Segen verwandelt. Wahrlich, nichts geringes! Und dies Große erfolgt nun durch Christum. Er ist bey der Abweichung vom Geseze, welche wie eine giftige Pflanze an sich jedesmal Verderben und Tod bringet, ein Gegengift, wodurch die Wirkung jenes Gistes zurückgehalten, verhindert, und dagegen sogar zum Leben und zur Gesundheit gelenket wird. Man darf nicht denken, daß bloß dadurch, daß ein Uebelthäter von seinen Uebelthaten absteht, sich bessert und nun entgegengesetzt gut handelt, der Fluch, welcher aus seinen vorhergehenden Uebelthaten entspringt, schon von selbst wegfalle. Das kann nicht seyn. Seine Besserung macht bloß, daß er nicht durch fortgesetzte und immer neue Uebelthaten auch fortgesetzt, immer neue und immer gehäuftere Ursachen zu seinem Verderben in Wirksamkeit sezt. Aber dadurch können ja nimmermehr die durch vorhergehende Uebelthaten schon in Bewegung gesezten Ursachen unwirksam gemacht werden. Diese wirken, auch nach seiner Besserung, in der dadurch einmal angegangenen Verkettung der Erfolge immer fort, und immer zum Nachtheil des ehemaligen Uebelthäters. Hie und da einzeln kann er vielleicht durch ein besseres Thun die Erfolge verhindern; im Ganzen ist's ihm unmöglich. Denke man z. B. an Jemanden, der durch seinen giftigen Spott über Religion und Tugend nur einen einzigen Jüngling zur Gottlosigkeit

losigkeit

losigkeit und zum Laster verführet. Dieser ver-
 dirbt sich darauf nach Seele und Leib, verführet
 viele andere, und diese wieder andere zu eben dem
 Sinn, wobey die zeitliche und ewige Wohlfart ver-
 lohren geht. Laßt nun den ersten Spötter sich noch
 so redlich befehren; er kann jene Kette zum Ver-
 derben nicht zerreißen; er mag dem ersten Ver-
 führten abbitten, er mag schriftlich und öffentlich
 sein voriges Thun verabscheuen; thut's auch Wir-
 kung? Wird's einmal recht bekant? Die Ket-
 te läuft fort, und der daraus folgende Fluch für
 den ersten, obgleich jetzt gebesserten Verführer ist
 unaufhaltsam, um nur etwas zu nennen, der quäl-
 ende Gedanke: du bist die Ursache, daß jener, und
 durch ihn viele, viele — und wo ist das Ende —
 ins Elend stürzen! Wahrlich diesen qualvollen
 Gedanken kann keine Reue, keine noch so redliche
 Sinnesänderung aufheben, sondern vielmehr um-
 gekehrt, je redlicher diese ist, und je heller dabey
 das große ewige Heil, das aus der Gottseligkeit
 entspringet, erkannt wird, desto schrecklicher wird
 auch jener Gedanke, von einem so großen Heil
 Andere abgeföhret zu haben! Soll dieser quälens-
 de Vorwurf sich aus der Seele verliehren, so kann's
 nur dadurch geschehen, daß sie es sich als möglich
 denkt, die in den Gang gebrachte Kette zum Ver-
 derben könne zerrissen, und die Erfolge können an-
 ders und zum Bessern gelenket werden. Aber
 durch wen und wodurch? Niemand, als ein Herr
 aller Kräfte der Welt und ihrer Verkettungen, ist
 zu diesem Werke vermögend. Nöthig aber ist dies
 ses

ses Werk, wie soll sonst da, wo die Sünde die Ursachen zum Verderben in Bewegung gesetzt hat, noch Wohlergehen gehofft werden? Der Christ darf es hoffen, eben deswegen, weil er durch Christum vom Fluch des Gesetzes befreuet ist.

Zweytens. Die Sünde ist an sich die Zerrüttung der edelsten, ja aller Kräfte der Seele. Denn zur rechtschaffenen Gerechtigkeit und Heiligkeit, das ist, zur Harmonie mit den moralischen Grundsätzen, ist vom Schöpfer die Anlage beym Menschen gemacht. Darin besteht die Gesundheit des menschlichen, ja, so viel man schließen kann, eines jeden Geistes, und in dem Zustande ist er des Genusses einer wahren Glückseligkeit in und aus Gott nur erst fähig. Wo nun eine Abweichung von dem Gesetz der sittlichen Vollkommenheit, d. i. wo die Sünde eindringet, da kommen die Geisteskräfte und deren Thätigkeit aus der bestimmten regelmäßigen Ordnung, womit unausbleiblich ein innerlich widriges, lästiges, unzufriedenes Gefühl verbunden ist, ähnlich dem körperlichen Gefühl, wenn einige Theile des Leibes nicht in der gehörigen Ordnung wirken, d. i. wenn eine Krankheit im Körper herumschleicht. In einem solchen kranken Zustande befindet sich der Mensch, an und vor sich, hier in dieser Welt. Der Wille lenket seine Begierden auf Gegenstände, die den moralischen Grundsätzen der Gütigkeit, der Gerechtigkeit, der Demuth und Sanftmuth, der Mäßigkeit u. s. w. entgegen sind. Da ist unruhiges

ruhiges Streben zum Ziel hin, Furcht, nicht dahin zu gelangen, ängstliche Besorgniß, von Andern vorgelaufen oder gehindert zu werden, verbunden mit Eifer und Zorn und Wuth gegen die Störer des vermeinten hohen Guts. Verstand und Vernunft werden in das Interesse der Begierden hineingezogen, umnebelt von dem Wunsch, und zeigen Mittel und Wege zum Ziel, die jenen sittlichen Grundsätzen wiederum eben so entgegen sind, wie das Ziel selbst, und ziehen die Seele aufs neue in unruhige Wirbel hinein. Ein leises Gefühl läßt es noch merken, daß das Verhalten nicht rechter Art ist; dies erregt etwas von einer heimlichen Scham, begleitet von Mismuth und dem neuen Wunsch, die innere Gestalt der Absichten und Wege vor den Augen Anderer unter einem bessern Schein nur zu verstecken. Wird der erwünschte Gegenstand erhascht, so ist bey dem unsittlichen Genuß die Freude darüber durch Ekel und Ueberdruß schnell, oft schon im Augenblick des Genusses, verdrängt; und doch wird die Begierde darnach sogleich wieder erneuert, immer ausgedehnter und immer heftiger; der Durst wächst durchs Trinken, wenn auch selbst dieses schon ekelhaft würde; die unsittlichen Begierden sind in jedem Fach unersättlich. Bey einem solchen Tumult in der Seele sind ihr alle Gedanken lästig, die ihr auf ihrem Wege nicht einige Dienste, wenigstens nicht Gesellschaft leisten. Die ernsthaften von Gott, von Zukunft und Ewigkeit, von Religion und Tugend sind da am widrigsten, werden

E

den

den vermieden, verscheucht. Da ist kein freudiger Gedanke an Gott, keine Hofnung zu Ihm, kein Trost aus Ihm. Heimliches Schrecken vor Ihm rührt sich, erzeugt den Wunsch, wenn nur nichts Zukünftiges und keine Ewigkeit wäre, und zugleich auch Entsetzen vor diesem Wunsch; und mit neuer Unruhe wird peinlich gesorgt, nur solche Gedanken weit entfernt zu halten, oder wenigstens ihr schreckendes zu verkennen. — Die Zerrüttung, worin die menschliche Seele durch die Sünde gesetzt wird, kann in der Kürze nicht leicht furchtbarer dargestellt werden, als in dem viel sagenden Bilde des Propheten: Die Gottlosen sind wie ein ungestümes Meer, das nicht stille seyn kann, und dessen Wellen Roth und Unflath auswerfen. Die Gottlosen haben nicht Friede, spricht mein Gott. ¹⁾

Nur einige wenige Züge von der Zerrüttung, welche die Sünde im Innern der Seele anrichtet, sind hier gezeichnet; und das unausbleibliche Gefühl davon kann kurz nicht besser benennet werden, als ein Unfriede im Innern, auch in so fern ein Bewußtseyn, nicht recht zu thun, damit verbunden ist, ein Unfriede im Gewissen, oder ein böses Gewissen. Wie die Krankheit des Leibes, so hat auch diese Krankheit der Seele beynah unendlich mannigfaltige Abstufungen, und das schmerzhafteste Gefühl davon ebenfalls. Aber
so

1) Jes. 57, 20. 21.

so weit in der ganzen Menschenwelt die Abweichung von dem Gesetze der Sittlichkeit sich erstreckt; so weit ist auch das mitfolgende innere Gefühl des Mismuths, der Unruhe und Unlust verbreitet. Der roheste Mensch in den Wildnissen fühlt dieses oft bis zur Wuth, wenn er etwa für seine Rachsucht nicht Feinde genug erleget, oder für seine Unmäßigkeit nicht Fraß genug da ist, oder das Uebermaaß in der Wollust ihn ermattet, und doch gleich wieder treibet. Der cultivirte Mensch fühlt auch das Weh von seiner Unsittlichkeit, und eben deswegen, weil er cultivirt und von feinem Empfindungen ist, desto inniger, desto stärker. Ja, je höher die Cultur und die äussere Verfeinerung ohne religiöse Moralität steigt, desto gehäufter werden die äussern Bedürfnisse und die Verhältnisse, in welchen das Sitten-Gesetz übertreten wird; von desto mehrern Seiten wird also auch die Seele in unruhige Wirbel, und damit zugleich in Mismuth und Unlust hineingezogen; das Gefühl des innern Unfriedens wird desto gehäufter und gedrängter, und der innere Zustand desto elender. Spuren davon zeigen sich genug. Zwar mit der verfeinerten Cultur sind auch die Mittel feiner und häufiger geworden, den innern Unfrieden durch erkünstelte äussere Heiterkeit, durch Beschäftigung und Zerstreuung vor sich und vor Andern zu verstecken, und die beunruhigenden Gedanken etwas zu verscheuchen. Wie bey leiblichen Krankheiten, macht auch bey den Wunden der Seele, eine Gewohnheit nach und nach die

Schmerzen weniger empfindlich. Aber dennoch glühen die Funken des Unfriedens immer im Innern, und brechen oft genug in wüthende Flammen hervor. Und wenn dann endlich Seelen, so innerlich zerrüttet, und ohne Gott und ohne Hoffnung zu Ihm, diese zerstreuende Welt verlassen, sich selbst alsdann ungestörter, und ihre unheiligen Triebe, ohne Aussicht auf Genuß, brennender fühlen; dann mag man von ferne mit Schauern etwas von dem Zustande ahnden, den Jesus andeuten will, wenn Er von einem Wurm spricht, der nicht stirbt, und von einem Feuer, das nicht verlöschet.

Was befreyet denn den Menschen von diesem Unfrieden im Innern, den die Sünde unausbleiblich anrichtet? Der betäubenden Mittel giebt's mehrere, der heilenden nur ein einziges, nur dieses, daß die sich zerrüttet führende Seele zu der Versicherung gelangt, es habe Gott, der Heilige ihr die Abweichung von seinem Gesetze vergeben, und daß sie damit zugleich die Lust an der moralischen Ordnung Gottes in sich erwecken lässet. Dann entfernet sich jener Unfriede; dann fängt im Innern ein neues Leben, das Leben des Geistes an, das Heiterkeit, Ruhe und Zufriedenheit, kurz, den Frieden in Gott und mit Gott zu Gesehrten hat, und zur seligen Ewigkeit immer völliger heranwächst.

Zu diesem hohen Glück, zu dieser Befreyung vom innern Unfrieden, erhebet Christus
 stus

stus seine Angehörigen. Sie dürfen durch Ihn hinzunahen zu Gott, mit Freudigkeit, los und frey von dem bösen Gewissen ¹⁾. Der knechtische, von ängstlicher Furcht begleitete Geist soll weg seyn ²⁾. Nun wir denn sind gerecht worden durch den Glauben, so haben wir Friede mit Gott durch unsern Herrn Jesum Christ, durch welchen wir auch — uns rühmen der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll ³⁾. Einen Gemüthszustand deutet dieser Friede an, den Jesus so nachdrücklich als seinen Frieden seinen Freunden versprach, den die Welt nicht giebt, und der eben darin besteht, daß das Herz nicht erschrecke, und sich nicht fürchte ⁴⁾. Er bezeichnet so was hohes, daß Paulus kein Bedenken trägt ihn zu nennen einen Frieden Gottes, der höher ist, als alle Vernunft, und wünschet, daß der die Herzen und Sinne der Philipper bewahre in Christo Jesu ⁵⁾.

Freylich ist dieses Stück der seligen Freyheit der Kinder Gottes, diese Freyheit vom innern Tumult, den die Sünde unter Furcht und Schrecken in der Seele anrichtet, noch nicht sogleich in der Vollkommenheit da; diese Welt läßt das noch nicht zu. Doch, nach einem unges
stümen

1) Hebr. 10, 22.

2) Röm. 8, 15.

3) Röm. 5, 1. 2.

4) Joh. 14, 27.

5) Philip. 4, 7.

stümen Loben, bringt eine anfangende Stille auch schon Freude, und läßt völligen Frieden hoffen.

Drittens. Christen sind frey vom Gericht und von der Verdammniß. Jesus sagt: Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, wer mein Wort höret und gläubet dem, der mich gesandt hat, der hat das ewige Leben, und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist vom Tode zum Leben hindurchgedrungen ¹⁾. Und Paulus ruft mit großer Zuversicht aus: Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott selbst ist hie, der gerecht machet! Wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr der auch auferwecket ist von den Todten, welcher ist zur Rechten Gottes, und vertritt uns ²⁾!

In der Bibel wird durch und durch gelehret, Gott sey der Richter der Welt, und werde sein Gericht künftig besonders offenbaren. Im neuen Testament wird noch deutlich der Zug hinzugesetzt, daß dieses Gericht werde gehalten werden durch den Sohn, durch Christum ³⁾. Aber die Art und Weise, wie genau dieses Gericht werde gehalten werden, ist nicht in ganz hellem Lichte gezeigt. Gerecht, ernstlich feyerlich wird es seyn; aber die besondern und eigentlichen Umstände sind verhüllet geblieben, so wie überhaupt die Veränderungen und Schicksaale der zukünftigen Welt
nur

1) Joh. 4, 24.

2) Röm 8, 33. 34.

3) Joh. 5, 22. 27.

nur in einem dämmernden doch hinlänglichen Lichte erscheinen, um zu ernsthaften Gedanken den Menschen zu erwecken. Eben so ist auch noch einige Dunkelheit gelassen über die Zeit, wenn dieses Gericht Gottes über jeden Menschen werde gehalten werden; ob es geschieht gleich nach dem Tode, oder allererst am Ende dieser gegenwärtigen Weltverfassung, oder ob beydes, doch unter verschiedenen Umständen und in verschiedener Absicht, Statt habe. Dieser letztere Fall erhält durch Vergleichung mehrerer Schriftstellen die meiste Wahrscheinlichkeit.

Von welcher Art aber auch das Gericht sey, so ist dieses deutlich gesaget: diejenigen, die an Christum glauben, sind von dem Gerichte, in so fern es ihnen kann nachtheilig seyn, völlig frey, werden vor dasselbe gar nicht gezogen. Denn es sind ihnen ihre Sünden vergeben, und die Seligkeit in Christo ist ihnen geschenkt und beygelegt; da findet also kein Gericht weiter Statt, in welchem erst zu entscheiden wäre, ob sie zu der Seligkeit, die in Christo verheissen ist, sollen gelangen, oder nicht, sondern sie dringen zu diesem höheren Leben sogleich vom Tode hindurch. Doch auch in diesem Reiche der Seligkeit giebt's noch uns unennbare Stufen und Grade, nach welchen der unendliche Herrscher auch noch einem jeden, nachdem sein Glaube ist mehr oder minder in guten Werken geschäftig gewesen, vergelten kann, und vergelten wird ¹⁾. Auch da ist noch eine Art ei-

nes

1) Matth. 25, 14. f.

nes Gerichts denkbar; aber es ist kein verdammendes, sondern ein solches, durch welches sich selbst unter den Seligen, in ihren verschiedenen Stufen, die vollkommenste Gerechtigkeit Gottes offenbaret ¹).

Wem die Gnade und das Leben in Christo verkündigt wird, und wer beides verwirft; wer an Ihn nicht glaubet, der bleibt, wie es die Natur der Sache mit sich bringt, von der Seligkeit in Christo ausgeschlossen, d. i. er wird verdammt. Ein solcher kommt ins Gericht, wo ihm, seiner gehaltenen Lage und den Umständen seines irdischen Lebens genau angemessen, genau nach seinen Werken, nach seinen mehrern oder wenigern Sünden, sein künftiges Schicksaal wird bestimmt werden ²).

Wer vom Laster oder Leichtsinne nicht ganz umnebelt, einen moralisch vollkommenen, das ist, einen heiligen Gott, nicht völlig leugnet oder mit Nichtachtung nicht gänzlich verkennet; dem kann dieses Stück der christlichen Freyheit, die Befreyung von dem verdammenden Gerichte Gottes, wofür es auch alle biblischen Verehrer Gottes erkannt haben, nicht anders als höchst wünschenswürdig erscheinen.

Viertens. Eine unvermeidliche Folge der Sünde ist der Zorn Gottes. Auch davon sind Christen befreyet durch Christum. Wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben.

1) Cor. 4, 4. 5.

2) Röm. 2, 6. f. II. 12. Luc. 12, 47. 48.

ben. Wer den Sohn nicht gläubet, der wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibet über ihn ¹⁾, und man ist also in jenem Fall frey vom Zorne Gottes. Wir sollen warten seines Sohnes vom Himmel, welchen er auferwecket hat von den Todten, Jesum, der uns von dem zukünftigen Zorn erlöset hat ²⁾.

Der Zorn ist der Ausbruch, die Aeufferung irgend eines starken Misfallens. Dem Zorn, so wie er gewöhnlich bey Menschen ist, klebet häufig etwas an, was den Grundsätzen der moralischen Vollkommenheit nicht gemäß, und also sündlich ist. Bald zürnet ein Mensch über etwas, das kein Misfallen verdient. Bald äuffert sich dieses Misfallen stärker als es der Gegenstand erfordert, oder heftiger, als es nach den Umständen, und des Zwecks wegen nöthig wäre. Alles dieses stößt an gegen die moralische Vollkommenheit, und macht den Zorn, wie häufig bey Menschen, selbst sündlich. Aber alles das ist bey dem Zorn zufällig, kann weg seyn, und der reine Begriff kann bleiben. Dieser ist inneres lebhaftes Misfallen, und irgend eine Aeufferung davon. Dies alles kann so da seyn, daß es dem Gegenstande, den Umständen und dem Zweck genau angemessen ist; und alsdann ist da ein gerechter Zorn. Ohne denselben kann kein moralisch gutes gesinntes Wesen seyn. Wer z. B. selbst der Gerechtigke

1) Joh. 3, 35. 36.

2) 1 Thess. 1, 10.

rechtigkeit, der Wahrheit, der Keuschheit redlich
 ergeben ist; wie ist's möglich, daß der, wenn er
 Thaten der Ungerechtigkeit, der Lügen und Falsch-
 heit, der Hurerey und Liederlichkeit erblicket, nicht
 darüber ein inneres lebhaftes Misfallen fühlen,
 und solches auf irgend eine Weise äussern, weder
 könnte noch dürfte? Da stünde ein solches Wes-
 sen im Widerspruch mit sich selbst. Menschen
 versehen dabey freylich manches in dem Maaß,
 und in der Art und Weise. Sie sollen dahin stre-
 ben, daß sie zürnen, ohne selbst dabey zu sündi-
 gen, und daß sie auch hierin immer vollkommener
 werden. Aber ein Zürnen über das Böse
 an sich gehört zum Wesen einer guten Moralität.
 Wer z. B. die Unschuld und Armuth unterdrückt,
 durch Gewaltthätigkeit gekränkt, erblicket, oder
 auch von solchen Thaten nur reden höret, und
 darüber kein lebhaftes Misfallen in sich empfindet,
 und dieses durch irgend etwas, durch Mienen und
 Worte, ja, wenn es die äussern Verhältnisse, wie
 bey einem Vater, Richter, Herrn, nur zulassen,
 selbst durch thätige Aeusserung gar nicht mit Ernst
 und Nachdruck zu erkennen giebt d. i. darüber gar
 nicht zürnet; ein solcher ist sicherlich der Gerechtig-
 keit selbst noch nicht im Herzen ergeben, und ein
 sittlich böser Mensch.

So gewiß Gott, wie in jedem Betracht,
 auch moralisch das allervollkommenste Wesen ist,
 so gewiß siehet Er die Sünden mit Misfallen an, und
 eben so gewiß giebet Er auch dies Misfallen nach-
 drück

drücklich zu erkennen, das ist, Er beweiset Zorn. Dieses letztere, die Aeußerung des Misfallens, wird des Verhältnisses wegen, worin Er mit der ganzen Geisterwelt stehet, sogar nothwendig, weil es dieser nur dadurch allein einleuchten kann, daß Er nicht ein Gott, dem böses Wesen wohlgefällt, sondern ein heiliger Gott ist. Keinen Zorn über die Sünde, es versteht sich, nach völliger Absonderung alles dessen, was dabey menschlich über-eilt, schwach und sündlich ist, gar keinen Zorn, und also auch keinen gerechten, bey Gott anerkennen wollen, dies heißt, wo nicht Gott selbst, doch seine Heiligkeit verläugnen; und auch dann ist er im Grunde nicht mehr das allervollkommenste Wesen, nicht mehr Gott. So wenig wir auch die Tiefe der Wege Gottes durchschauen können, so lassen sich doch sehr leicht einige Umstände und Endzwecke denken, weswegen Gott, der auch zugleich der weiseste und der gütigste ist, nicht über jede Sünde seinen Zorn augenblicklich ausläßt, wie dieses mit der gegenwärtigen Weltverfassung der Fall ist. Aber endlich einmal muß er sich zeigen, und wird er sich zeigen; und deswegen redet die Bibel von einem künftigen Zorn. ¹⁾)

Christen aber sind von dem Zorne Gottes frey. Denn Gott hat sie angenehm gemacht in dem Geliebten, an welchem sie haben die Erlösung durch sein Blut, nemlich die Vergebung
der

1) 5 B. Mos. 32, 35. Röm. 2, 8. 9.

der Sünden, nach dem Reichthum seiner Gnade. ¹⁾ Da findet kein Zorn mehr Statt.

Fünftens. Eine Folge der Sünde ist der Tod; ²⁾ aber auch davon bleiben Christen befreyet. Christus spricht: So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. ³⁾ Und abermal: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich gläubet, der wird leben, ob er gleich stirbe. Und wer da lebet und gläubet an mich, der wird nimmers mehr sterben ⁴⁾. Darauf gründet sich auch der Ausspruch des Apostels: Der Tod ist verschlungen in den Sieg. — Gott sey gedankt, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ. ⁵⁾

Der Ausdruck Tod bezeichnet in der heil. Schrift überhaupt einen Mangel des Lebens oder der Thätigkeit, und wird in verschiedenen Beziehungen gebraucht. Wenn bey einem Menschen noch die Sünde herrscht, und er also noch des Lebens des Geistes, des Lehens in Erkenntniß Gottes, in Glauben, Hofnung und Gottseligkeit beraubt ist, so heißt er todt in der Sünde. ⁶⁾ Wenn das äußere Leben hier in dieser Welt, die sinnliche Thätigkeit eines Menschen völlig aufhöret; so heißt dieses auch der Tod.

Dieses

1) Eph. 1, 6. 7.

3) Joh. 8, 51.

5) I Cor. 15, 55, 57.

2) Röm. 5, 12. 6, 23.

4) Joh. 11, 25. 26.

6) Ephes. 2, 1.

Dieses ist die gewöhnlichste Bedeutung, in welcher auch von Christo gesaget wird, er war todt oder gestorben. Wenn endlich ein Zustand in der künftigen Welt, wo ein seliges Leben in und bey Gott fehlet, soll angedeutet werden; so wird ebenfalls das Wort Tod, auch mit dem Beysatz der andere Tod, gebraucht.¹⁾ Auch wo sonst noch etwas todt genannt wird, da liegt der allgemeine Begriff, die Beraubung eines Lebens oder einer Thätigkeit, überall zum Grunde, z. B. auch da, wenn Paulus schreibet: So aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar todt um der Sünde willen (in Ansehung der Sünde)²⁾ das heißt, der Leib ist unthätig, wenns auf die Sünde ankommt, oder deutlich: die Glieder des Leibes sind zur Vollbringung der Sünde nicht geschäftig. In dieser, so wie in einigen andern Redensarten, z. B. mit Christo gestorben seyn, wo das Wort Tod und sterben mehr uneigentlich gebraucht wird, faßt die Bedeutung nichts schlimmes, sondern was heilsames in sich. In der eigentlichen vorhin angegebenen Bedeutung, da eine Beraubung entweder des Lebens aus Gott und im Geist, oder dieses äußeren sinnlichen Lebens, oder eines künftigen seligen Lebens gemeinet ist, erscheinen Tod und sterben in der Bibel allemal als ein Uebel, das aus der Sünde entspringt, und besonders der Tod in der gemeinsten Bedeutung, der Ausgang eines Menschen aus dieser Welt, an
und

1) 1 Joh. 3, 14. 15. Offenb. 21, 14.

2) Röm. 8, 10.

und vor sich allein genommen, wird für ihn niemals als ein Glück, sondern überall als ein Unglück und Uebel dargestellt.

In den angeführten, so wie in den meisten übrigen biblischen Stellen, wo eine Befreyung vom Tode angekündigt wird, ist es unbestimmt gelassen, in welcher Bedeutung das Wort Tod besonders genommen werde. Dies giebt schon eine Befugniß, das ganze Uebel, den Tod in jedem für uns nachtheiligen Sinn, in solchen Stellen zu verstehen; und einige Umstände berechtigen dazu noch mehr.

Die Aussicht in die unsichtbare Welt hinüber ist hier für uns, wie es nicht anders seyn kann, mit vieler Dunkelheit umhüllet. Nicht weniger erscheint uns auch nur in einem dämmernden Lichte der Uebergang dahin, und wie derselbe, nach der verschiedenen Beschaffenheit der Seele, sogleich verschiedene Folgen nach sich zieht. Folgende Vorstellung kommt, nach Inhalt der Bibel, wenigstens der Wahrheit am nächsten.

Die Erkenntniß Gottes, nemlich eine wirkliche und kräftige, die mit innerer Ehrfurcht, Hochachtung, Glauben, Hofnung, Liebe, Freude, Ergebenheit, Wunsch und Begierde, alles zu dem unsichtbaren Herrn der Ewigkeit, zu Gott hin, verbunden ist, diese Erkenntniß Gottes, womit zugleich eine innere Lust an Gottes Willen, Thun und Geseze, das ist, eine gute moralische Gesinnung sich unzertrennlich paaret, diese Erkenntniß Gottes

Gottes macht nur allein das eigentliche selige Leben des menschlichen, ja eines jeden endlichen Geistes aus, und heißt auch deswegen vorzüglich der Geist, der Geist aus Gott. So die edelsten Kräfte, Empfindungen und Triebe der Seele gegen Gott und seinen Willen zu erwecken, in Thätigkeit zu setzen, dazu liegt die Kraft hauptsächlich in Christo, in dem Jhn, als den Versöhner für die Sünden, durch den diese vergeben und unschädlich gemacht sind, eine Seele bewilliget, annimmt und nun, nach dem biblischen Ausdruck, an Jhn gläubet. Da erwachen in ihr von Gott ganz neue beseligende Gedanken; Er erscheinet ihr in einer überaus reizenden und unaussprechlich lebenswürdigen Gestalt, wodurch jenes Leben des Geistes rege gemachet wird. Da erfolgt das, was Paulus so ausdrückt: Gott — hat uns, da wir todt waren in den Sünden, samt Christo lebendig gemacht — und hat uns samt Jhm auferwecket, und samt Jhm in das himmlische Wesen gesetzt, in Christo Jesu.¹⁾ Dieses Leben des Geistes ist hier klein, durch viele innere und äußere Umstände des Menschen sehr geschwächt, oft verhindert, durch fremde Dinge verdunkelt, und mehr ein Leben auf Hofnung, als in voller Kraft. Indessen, wie das Leben eines auch schwächlichen Kindes doch schon wirkliches menschliches Leben ist, so ist auch jene erwachte innere Thätigkeit eines Gläubigen schon wirklich ein Leben des Geistes; es ist der An-
fang

1) Ephes. 2, 4:6.

fang von dem Leben, wozu eigentlich der unsterbliche Geist von Gott bestimmt, und dessen er auch fähig ist. Dies wird bestätigt durch Christi und seiner Boten so oft wiederholte nachdrückliche Versicherung, wer an Ihn glaube, der habe das ewige Leben, sey aus dem Tode in das Leben kommen, lebe nun Gott in Christo Jesu, sey schon selig, doch in der Hoffnung,¹⁾ u. s. w. Dieses Leben des Geistes hat sehr viele Grade, und verstärket sich nach unnennbaren Stufen; aber es bleibt in dieser Welt, auch auf seiner hiesigen höchsten Stufe, doch nur immer noch ein Leben in der Unvollkommenheit, gleichsam höchstens nur das Leben eines Jünglings, der den Geschäften eines Mannes erst entgegenstrebt.²⁾ Indessen, indem mit dem Glauben an Christum das Leben des Geistes bey einem Menschen erwacht, so wird damit zugleich der entgegenstehende Zustand, da er lebte ohne Gott, in Sünden und nur allein für die sinnlichen, fleischlichen Triebe, in ihm verdrängt; und so ist er nun vom Tode, in der einen, ja ersten furchtbaren Bedeutung, vom Tode des Geistes, wie der eben gedachte Zustand der Seele genennet wird, schon in diesem irdischen Leben durch Christum frey gemacht. Aber es ist nun auch zugleich in ihm das selige Leben der Ewigkeit erwacht. Es ist im Geist gleichsam ein Funken glimmend geworden.

1) Joh. 3, 36. 6, 40. 1 Joh. 5, 20. 3, 14. Röm. 6, 4.
II. 13. 8, 24.

2) Phil. 3, 12. f.

worden, welcher als Flamme aufzusteigen immer strebt, aber durch viele Umstände dieses leiblichen Lebens gehemmet wird, und dennoch, so lange der Mensch seinen Willen nicht selbst wieder anders, von Gott weg und zur Sünde hin lenket, durch nichts, nicht durch Tod noch Leben, noch irgend eine Gewalt, kann ersticket und ausgelöschet werden. ¹⁾ Nun erfolgt bey diesem Menschen das leibliche Sterben. Der angezündete Funken des Lebens aus Gott bleibt in der Seele, und er kann, da mit dem Leibe viele Hindernisse wegfallen, jetzt erst recht helle Flamme werden. Da ist das leibliche Sterben nach der Wahrheit kein Sterben. Ein solcher Mensch lebt im Geist, indem er leiblich stirbt, dringt durch diesen Tod zu dem Leben des Geistes in Gott erst recht hindurch, und stirbt nun nimmermehr, indem, Kraft der erlangten Begnadigung, keine Trennung von Gott, kein Ersticken des angegangenen Lebens im Geist, für ihn ewig weiter zu befürchten ist. Ja, in diesem zum Leben aus Gott erregten Geist liegt sogar die Ursache, daß auch der sterbliche Leib zum neuen Leben, und vielleicht schnell, wieder lebendig gemacht wird. ²⁾ Schon hier hatte dieser Geist ange-

1) Röm. 8, 38. 39.

2) Röm. 8, 11. Die Wiederbelebung des Leibes hat, nach Inhalt der heil. Schrift keinen Zweifel. Aber im Dunklen ist's gelassen, wann solche erfolgen wird, ob bald nach dem Tode, oder allererst ganz allgemein am Ende dieser Weltverfassung. Das erstere, besonders bey den Guten, bey den Erben des Lichts, hat viele Wahrscheinlichkeit; und auch dabey bleibt eine

gefangen, die Glieder des mit ihm verbundenen Leibes zum Wohlgefallen Gottes anzuwenden; sollte Gott ihn dieser Werkzeuge zu einer dem Guten gewidmeten Thätigkeit ausser sich, auch nur auf eine unübersehlich lange Zeit, beraubet seyn lassen?

Ben einem Menschen, der hier ohne Gott und in Sünden lebet, dessen Seele also zu dem Leben aus Gott noch nicht erwacht, in diesem Betracht noch todt, noch nicht Geist ist, bey einem solchen gewähret sein Ausgang aus dieser Welt keine andere, als eine fürchterlich schreckende Ansicht. Das Gift des Todes im Geist wüthet da in der innern Empfindung; und wo öfnet sich eine Aussicht, daß es bey dem leiblichen Tode nagend fortzuwirken aufhöret? Christen dagegen sind frey vom Tode, von jeder Seite, da dieses Wort was schreckendes in sich faßt. Und der Grund dieser Freyheit ist dieses, daß sie im Geist durch Glaube, Liebe und Hofnung mit Christo, und in Ihm mit Gott verbunden sind.

Sechstens. Zu den Folgen der Sünde rechnen die biblischen Lehrer auch dieses, daß Menschen dadurch in eine Gesellschaft oder Gemeinschaft mit den bösen Geistern oder Teufeln kommen. Ihr seyd, sprach Jesus zu bössartigen Menschen, von dem Vater, dem Teufel, und nach dieses eures Vaters Lust wollt ihr thun. ¹⁾ Und Einer seiner Boten spricht:
Wer

Auferstehung vieler sowohl Guten als Bösen am Ende der Welt noch immer denkbar.

1) Joh. 8, 44.

Wer Sünde thut, der ist vom Teufel. Von dieser Gemeinschaft, die auf nichts anders als Unseligkeit wirken kann, befreuet Jesus seine Angehörigen. Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre¹⁾. Er hat Fleisch und Blut angenommen, auf daß er durch den Tod die Macht nehme dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel, und erlösete die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte seyn mußten²⁾. Daher werden Christen aufgefordert, dankzusagen dem Vater, der sie tüchtig gemacht hat zu dem Erbtheil der Heiligen im Licht, welcher sie errettet hat von der Obrigkeit der Finsterniß, (eines unseligen Zustandes) und hat sie versetzt in das Reich seines lieben Sohnes, an welchem sie haben die Erlösung durch sein Blut, nemlich die Vergebung der Sünden.³⁾

Ich komme hier in eine der dunkelsten Gegenden, wo sich viel Anstoß findet. Und es gehöret, von mehr als einer Seite, viel Ueberwindung dazu, nicht allein die Existenz der bösen Geister, sondern auch sogar irgend einen Einfluß derselben auf die Menschen, noch ferner öffentlich vorzutragen. Dies kann den Gedanken erregen: warum giebt man denn eine so dunkle und anstößige

§ 2

ßige

1) 1 Joh. 3, 8.

2) Hebr. 2, 14. 15.

3) Coloss. 1, 12. f.

bige Lehre nicht völlig auf? Freylich wäre dieses ein sehr kurzer Weg, wenn ich's nur über mich gewinnen könnte, etwas für wahr oder für falsch zu halten, je nachdem es mir oder andern gefällt, oder nicht gefällt. Dies kann ich mir bis jetzt noch nicht erlauben. In der Bibel findet Jeder, welcher mit Aufmerksamkeit darin liest, diese Lehre von den Teufeln, und durch keine Erklärungsarten kann sie daraus völlig hinweggeschafft werden; oder man muß das äußerste Zweiflungsmittel ergreifen und sagen, daß Erdichtungen und Märchen, aus Bosheit oder Unverständnis, in die Bibel aufgenommen sind. Wer ihr ihre Würde, auch nur in dem niedrigsten Grade, daß sie Wahrheit enthält, aus guten Gründen nicht absprechen kann, der kann auch in ihr die Lehre von den Teufeln nicht verkennen, und noch weniger läugnen. Ja, was noch weit mehr sagen will, der Vorzüglichste unter den biblischen Lehrern, Jesus selbst, gerade Er redet von Teufeln und bösen Geistern am häufigsten und auch am umständlichsten. Man könnte einwenden, Er habe das aus Herablassung zum Volk gethan, welches sich an solche Ideen gewöhnt hatte. Ich übergehe, daß ein solches Bequemen nach Andern, da wissentlich etwas ganz falsches, noch dazu von einer solchen Art, wie die Lehre von den Teufeln, ohne Noth, oft und mit dem ernsthaftesten Anschein von Wahrheit vorgetragen wird, mit dem Charakter eines rechtschaffenen Mannes, der Wahrheit liebt und befördern will, wofür doch

Jesus

Jesus gelten muß, auf keine Weise vereinbar ist. Nur dies mache ich hier besonders bemerklich, daß ein solches Bequemen nach dem Volk und dessen Vorurtheilen in diesem Fall den klarsten Augenschein in der Geschichte wider sich hat. Jesus redete, ohne die geringste Veranlassung vom Volk zu haben, vom Teufel und seinen Engeln ¹⁾, ja er that's zu dessen Aergerniß und Verdruß ²⁾. Er, wenn gleich der vom Volk, welcher um Hülfe bath, nur bloß von Krankheit sprach, drückte sich doch gleich so aus, als sey ein böser Geist die Ursache des Leidens, und redete auch hernach noch so besonders mit seinen Jüngern davon ³⁾. Er redete oft vor dem Volk nur mit einem allgemeinen Ausdruck z. B. von einem Feinde; und in der näheren Erläuterung, die Er den Jüngern auf ihre Bitte besonders gab, sprach er: dieser Feind ist der Teufel ⁴⁾. Wo ist hier der geringste Anschein, daß Jesus dem Volk zu gefallen vom Teufel geredet habe? Gerade am meisten that er es, wenn Er mit seinen Jüngern, diesen künftigen Zeugen der Wahrheit, allein war, noch in der feierlichen Stunde seines Leidens ⁵⁾, noch nach seiner Auferstehung ⁶⁾, nicht anders, als habe Er mit dieser Idee, es sey ein Teufel, ein feindseliger Geist, sie recht bekannt machen wollen. Auf die Anführung und Autorität Jesu war es gestüzet, was in der Folge die

1) z. B. Matth. 25, 41.
 3) Matth. 17, 15. f.
 5) Luc. 22, 31.

2) Joh 8, 44.
 4) Matth. 13, 25. 39.
 6) Marc. 16, 17.

die Apostel von Teufeln oder bösen Geistern erwähnen. Auf eben dem Fundament hauptsächlich gestüzet, hat auch in der Folge die Christenheit diese Lehre als wahr angenommen und beybehalten. Auf die Autorität eines solchen Lehrers, der die unsichtbare Welt wohl kennen konnte, läßt sich auch fernerhin diese Lehre sehr wohl behaupten, ja es ist solches Pflicht für einen wahren Verehrer Jesu, wenn man auch deswegen von einem Theil der Zeitgenossen des Beyfalls entbehren müste.

Das Anstößige in dieser Lehre liegt eigentlich nicht in ihr selbst, sondern rühret her von mehreren ganz andern Ursachen. Eine von diesen besteht darin, daß manche von den Teufeln weit mehr, auch umständlicher, und bestimmter geredet haben, als die Bibel dazu Anlaß giebt. Wird dieses gehörig abgesondert, so bleibt für ein billiges Gemüth sehr wenig, ja eigentlich gar kein Anstoß übrig. Die Vernunft an sich kann über diesen unsichtbaren Gegenstand aus den ersten Gründen nichts entscheiden, weder bejahend, noch verneinend. Und kommt es bloß auf Wahrscheinlichkeit an, so hat die bejahende Vernunft hier weit mehr für sich, als wider sich.

Daß außer den Menschen noch andere geistige Geschöpfe existiren, ist höchst wahrscheinlich, wenigstens nicht anstößig, schon allein deswegen, weil in der ganzen von uns bemerkbaren Natur, bey allen Arten der Dinge, eine Stufenfolge vom Schlechtern zum Vollkommnern statt findet; und
in

in der Stufenleiter der Seelen und Geister sollte der so sehr beschränkte Mensch schon die höchste Stufe seyn, und zwischen ihm und der Gottheit sich weiter gar kein geistiges Wesen befinden! — Daß geistige Naturen, höhere eben so wohl als die menschlichen, möglicher Weise, von der moralischen Ordnung immer abweichen und böse werden können, hat nichts anstößiges; es liegt dieses in dem Begriff solcher Naturen. — Daß sie mit einander in Verbindung stehen, auf einander den Einfluß haben, und nach dem höheren oder niedrigeren Maaße ihrer Kräfte, mehr oder weniger, mehr oder weniger thätig und herrschend, alles dieses hat auch nichts befremdendes; denn wir bemerken ja an den geistigen Naturen, die wir hier als Menschen kennen, unläugbar einen solchen Einfluß. Zwar erfolgt derselbe bey den letzteren nur vermittelt der körperlichen Organe; aber wer kann beweisen, daß es weiter keine Organe, als diese gröberen menschlichen, und keine vielleicht vielmal feineren gäbe? Oder wer kennt die Natur der Geister so genau, um zu bestimmen, was durch dieselben, wenn sie mit solchen Körpern, wie der menschliche jetzt ist, nicht verbunden sind, könne und nicht könne bewirkt werden? Einen Beweis für die wirkliche Existenz, und den Einfluß böser Geister, geben freylich diese Bemerkungen nicht; aber sie verstatten doch keinen billigen Anstoß, wenn ein Mann, wie Jesus, der die unsichtbare Welt wohl kennen konnte, und auf seine Autorität gestüzet, auch Andere die Existenz böser Geister

Geister, und einen Einfluß von ihnen behaupten. — Oder soll es anstößig seyn, daß ein heiliger unumschränkter Gott in seinem Gebiet böse Geister oder Teufel hat und duldet? Duldet Er denn nicht in dieser sichtbaren Welt die menschlichen Teufel, die voll List, Falschheit, Feindschaft, Bosheit, Schadenfreude, Neid und Ungerechtigkeit, die moralische Ordnung ganz unter die Füße tretend, über Andere suchen Verführung, Druck, Noth und Elend zu verbreiten, und auch oft wirklich verbreiten? Duldet Er solche menschlichen Teufel in seiner Welt, und ganz gewiß ohne Nachtheil seiner Majestät und Heiligkeit; so kann Er aus ähnlichen Ursachen auch die geistigen Teufel, ohne sich selbst zu verläugnen, sehr wohl dulden. — Diese Lehre unter dem Namen Aberglauben kurz hin wegzuwurfen, ist wenigstens übereilt. Man muß erst einen Begriff vom Aberglauben angeben, um den vernünftigen Glauben, welcher der ganzen Menschheit unentbehrlich ist, nicht damit zu verwechseln. Denn oft genug werden Wahrheiten, welche die Grundpfeiler aller Religion und Moralität sind, von leichtsinnigen Gemüthern auch mit diesem Namen wegwerfend beleget. — Wollte man sagen, durch diese Lehre werde die wahre Gottesverehrung bey den Menschen verhindert; so fürchte ich, daß dies nur bloßer Vorwand sey, um ganz andere Antriebe vor sich selbst und vor Andern zu verstecken. Es hat Menschen genug gegeben, und giebt noch solche, die bey allem Glauben, daß es Teufel gäbe, doch auch zugleich von

redli

reblicher Gottesfurcht und rechtschaffener Gesinnung merkliche Aeußerungen zeigen. Umgekehrt aber sind die Beyspiele gar nicht selten, daß Menschen, die keinen Teufel glauben, auch von herzlicher Verehrung Gottes nicht die mindeste Spur, wohl gar deutliche Spuren vom Gegentheil, an sich blicken lassen. — Dunkelheiten, die in allen Gegenden der Welt Gottes sich uns zeigen, hat auch die Lehre von den Teufeln; aber einen unabweichlichen Anstoß findet ein billiges Gemüth nicht in ihr.

Sind, nach Inhalt der heil. Schrift, böse Geister, so kann die Vereinigung und Gemeinschaft, worin Menschen, die ihnen ähnlich einen von Gott und seinem moralischen Gesetze weggekehrten Sinn haben, mit denselben stehen, für diese Menschen keinen andern als höchst traurigen Erfolg haben. Davon Menschen zu befreien, ist in der Aehnlichkeit eben die große Wohlthat, als wenn sie aus der Verstrickung und Gesellschaft der Gottesverächter und Spötter, der Räuber, der Säufer, der Liederlichen und anderer sittlich bösen Menschen herausgerissen werden. Eine solche Befreyung verschaffet Christus. Indem Er als der Sündentilger erkannt, angenommen und verehret wird, so tritt ein Mensch, bey dem diese Gemüthsfassung erwacht, Kraft der erfolgenden Begnadigung, und durch den zugleich erregten moralisch guten Sinn, nun im Geist aus der Verbindung mit jenem auf Elend hinwirkenden Kräften

ten

ten heraus, und wird versetzt in das Reich des Sohnes Gottes, unter dessen Genossen Heiligkeit und Seligkeit wohnet. Jetzt ist dieser Mensch bekehret von der Finsterniß zum Licht, und von der Gewalt des Satans zu Gott ¹⁾, und ist, wenn er in einem solchen Geist und Sinn bleibt, unter diesem Herrscher über alles völlig sicher, daß keine feindselige Gewalt, die etwa auch aus der unsichtbaren Welt sich nähern möchte, ihn von Gott und der wahren Wohlfart trennen wird ²⁾. Diese Befreyung von der Gewalt des Teufels erfolgt schon in diesem Leben, und wird einem Menschen hauptsächlich daran merklich, wenn gewisse Laster und Sünden, wovon er sonst, wie mit starken Ketten gebunden, unwiderstehlich fortgerissen ward, bey voller Kraft zur Ausübung, dennoch, auch selbst wenn sie sich noch, reizend zeigen, zurückgehalten werden, und mit freywilligem auf Gott gerichtetem Triebe die Seele Lust und Kraft zu der entgegenstehenden Tugend empfindet. Das übrige dieser großen Befreyung ist in Dunkelheit eingehüllet, wobey das Gemüth billig nicht lange, noch mit starrem Blicke verweilet. Wenn aber hie und da ein Christ aus dieser dunklen Gegend in seinem Gemüthszustande einige nähere und besondere Erfahrungen meinet gemacht zu haben, wie einige sich äußern, und vielleicht weit mehrere klüglich verschweigen; ist's billig und recht, ihn deswegen, wenn er sich sonst nicht unverständlich
noch

1) Ap. Gesch. 26, 18.

2) Röm. 8, 38. 39.

noch überspannt zeigt, als einen Phantasten nach dem jetzigen Modeton, sogleich zu verlachen? Ist denn innere Erfahrung nicht auch Erfahrung? Und was hält man sonst von dem, der die Erfahrungen Anderer deswegen hönisch verwirft, weil er solche selbst nicht gemacht, und vielleicht zu machen nicht fähig war? Oder wenn sogar Jemand noch selbst, wie zuweilen der Fall ist, die Ketten der Laster trägt, sie aber, weil er sie liebet und ihrer gewohnt ist, mit umnebeltem Gemüthe nicht einmal für Ketten hält, noch sie wegzwerfen wünschet, und nun doch über die Befreyung aus der Gewalt des Teufels spottend und lachend sein beraushtes Haupt schüttelt; ist ein solcher nicht der bemitleidenswürdigste Gegenstand?

Siebentens. Zu den Folgen der Sünde rechnet die Bibel auch die Hölle. Dieser Ausdruck bezeichnet zuweilen nur bloß das Grab.¹⁾ Aber er deutet auch auf den Ort, und unseligen Zustand der Bösen, in einer künftigen Periode ihres Daseyns. Der reiche Mann war nach seinem Tode in der Hölle und in der Quaal²⁾, oder, wie es gleich darauf heißt, an einem Ort der Quaal. Diesen Absonderungsort für die Bösen, benennen Christus und seine Apostel auch mit mehreren Ausdrücken. Er heißt z. B. das ewige Feuer und die ewige Pein³⁾, ein Kerker⁴⁾, die äußerste Finsterniß⁵⁾, ein Gefängniß⁶⁾, u. s. w.

Alle

1) Ap. Gesch. 2, 27.

3) Matth. 25, 41. 46.

5) Matth. 22, 13.

2) Luc. 16, 23. 28.

4) Matth. 5, 25.

6) I Petr. 3, 19.

Alle diese Benennungen sind von schreckenden Dingen und Umständen dieses Lebens hergenommen, und sind also, zur Bezeichnung jenes Absonderungsortes, uneigentlich zu verstehen; denn der künftige Ort und Zustand so wenig der Seligen, als der Verdammten, kann nicht mit eigentlichen Namen angegeben werden; denn in dieser Welt ist nichts, das jenen Zustand ganz eigentlich kenntlich machte. So viel sieht man deutlich, ein Absonderungs-Ort und Zustand der Verdammten ist gemeinet, wo ihr Schicksaal ist schreckende Unseligkeit.

Von dieser Hölle sind und bleiben Christen frey. Denn da an ihnen nichts verdammliches ist ¹⁾; da sie ins Reich des Sohnes Gottes versetzt sind ²⁾, vom Tode zum Leben hindurchdringen ³⁾, und bey Christo in der Herrlichkeit seyn sollen ⁴⁾: so sind sie damit zugleich dem entgegenstehenden Zustande, dem Reiche der Finsterniß entrisen, und also vor der Hölle vorübergeführt; und es kann heißen, wie Paulus triumphirend saget: Tod, wo ist dein Stachel! Hölle, wo ist dein Sieg ⁵⁾! Dies alles aber durch Christum, Kraft der in Ihm erlangten Vergebung der Sünden.

Es giebt Menschen, denen eine Hölle sehr anstößig, und mit der Güte Gottes unvereinbar scheint. Diese bedenken sich zu wenig, und mer-
ken

1) Röm. 8, 1.

2) Coloss. 1, 13.

3) Joh. 5, 24.

4) Joh. 17, 24.

5) 1 Cor. 15, 55-57.

ten nur allein auf den Wunsch ihres Herzens. Hier in dieser Welt leben moralisch gute und böse Menschen mit und unter einander. So wenig wir auch die Tiefe der göttlichen Wege ergründen; so ist uns doch begreiflich, daß hier, so weit uns bemerklich, in der ersten Periode eines thätigen Daseyns, wo die Menschen zu einem religiös-moralischen Sinn erst zu erwecken sind, eine solche Vermischung der Guten mit den Bösen nicht allein unvermeidlich, sondern sogar zur Uebung und Verstärkung eines solchen Sinnes nothwendig war. Aber darf diese Vermischung fortdauern, wenn nun schon Menschen, wie es bey ächten Christen steht, am Guten in einem gewissen Grade einen Geschmack gewonnen haben, und zu einer höheren Periode in der unsichtbaren Welt übergehen? Dies wäre zuerst ungerecht gegen diese Frommen. Wer die Finsterniß liebet, der hasset das Licht. Wer in seiner Seele noch der Gottesverachtung und Irreligiosität ergeben ist, der empfindet auch immer gegen den redlichen offenen Gottesverehrer wenigstens eine heimliche Widrigkeit; und wer bey sich den Geiz oder Stolz herrschend hat, der siehet das Glück, oder den Vorzug Anderer, allemal an mit der innern Empfindung der Misgunst und des Widerwillens. Aus diesen und mehrern unreinen Quellen brechen, wie es die äußern Umstände nur verstatten, die äußern unsittlichen Handlungen allerley Art hervor, nicht allein der moralisch Bösen unter einander, sondern auch gegen die Guten. Ja diese letztern vornemlich haben von jenen, durch
 List,

List, Ränke, Gewaltthätigkeit, Unterdrückung,
 Verachtung, Hohn und Spott, heimlich oder öf-
 fentlich, immer viel Kränkung und Unrecht um
 desto mehr zu leiden, weil ihr moralisch guter Sinn
 ihnen nicht erlaubet, ähnlicher unsittlicher Waffen,
 wie die Bösen es machen, gegen ihre Beleidiger
 sich zu bedienen. Beispiele dieser Art zeigt die
 Erfahrung in dieser Welt oft genug. Soll dieses
 auch nach dem Tode noch immer so fortdauern?
 Wann und wie widerführe dann den Frommen
 ihr Recht? Befindet sich an der Spitze des Welt-
 regiments ein moralisch gutes ja vollkommenes
 Wesen; so kann jener Unfug nicht fortdauern.
 Und sollen die Guten nicht mehr von den Bösen
 leiden, so müssen diese keinen thätigen Einfluß
 mehr haben können, und also in einen Stand der
 Absonderung von jenen versetzt werden. Fodern,
 Gott solle in seinem Gebiet aus Güte keine Hölle
 haben, das heißt fodern, Gott solle gegen die Guten
 nicht allein nicht gütig, sondern sogar ungerecht seyn,
 und damit aufhören, Gott zu seyn. — Ist Gott
 ein moralisch gutes d. i. ein heiliges Wesen, so
 muß Er es auch einmal der Geisterwelt thätig zei-
 gen, daß er es ist. Hier in dieser Welt, nach
 den gewöhnlichsten Erfolgen, zeigt sich das nicht
 deutlich, vielmehr oft der Anschein vom Gegen-
 theil, in dem nicht selten die Mittel der Ungerech-
 tigkeit gerade die geschicktesten sind, um zum Glück
 und Wohlstand hier zu gelangen. Zeigen muß es
 sich nothwendig einmal im unzweydeutigen Licht,
 daß Gott nicht ein Gott ist, dem gutes und böses
 gleich

gleich viel gilt. Aber wodurch? Nur zwey Stücke lassen sich im Allgemeinen denken, wodurch es geschehen kann; zuerst dadurch, daß die Bösen unter solche Umstände gesetzt werden, wo sie, um das gelindeste zu sagen, durch ihr böses Verhalten, oder bey und mit ihrer unsittlichen Gesinnung, sich ihre Existenz von außen nicht mehr angenehm machen können. Dies führt gleich wieder auf die Idee einer Absonderung der Bösen, d. i. auf eine Hölle. Daß Gott ein heiliges und gerechtes Wesen ist, kann sich ferner thätig auch dadurch zeigen, daß diejenigen, welche in seiner Verehrung Ihm ähnlich gesinnet sind und zu seyn wünschen, unter solche Umstände kommen, wo sie bey einer solchen Gesinnung, und durch ein Verhalten, das daraus fließt, ihr Daseyn von aussen sich erfreulich zu machen, und der guten Frucht ihrer Gerechtigkeit ungestört und ungefränkt zu genießen im Stande sind. Dies führt abermahl auf eine Absonderung der Guten von den Bösen; sie mag heißen Himmel, Reich des Lichts und der Seligkeit, Stadt Gottes, oder wie es sonst sey; der Begriff einer Absonderung ist im Allgemeinen derselbe, und nothwendig. — Und endlich, wenn für die Bösen keine Hölle wäre, wohin sollten sie denn einmal kommen? Auch etwa in den Himmel, in Verbindung mit den Heiligen Gottes? Frage man sie doch zuvor, ob sie auch einmal ernstlich Lust dazu haben! Gewiß ein sonderbarer Gedanke ist dieser: in die Gesellschaft der Geister, die Gott ehren, im Gehorsam gegen Ihn freywillig stehen,

stehen, und wandeln und handeln in Gerechtigkeit, Wahrheit, Liebe, Treue, Mäßigung, Sanftmuth, Demuth, Friede, Eintracht, und in einem solchen Leben ihre Freude und Seligkeit finden, in eine solche Gesellschaft sollen kommen diejenigen, deren Seelen an Gott nicht denken mögen, und nur voll sind von Trieben zur Ungerechtigkeit, und Falschheit, zur Unmäßigkeit, Böllerey und fleischlichen Heilheit, zum Neide, Zorn und Stolz, zur Feindschaft und Zwietracht, und nur darin ihre Weide suchen! Was sollen solche moralisch schlechte Menschen dort machen? Und werden sie sich dorthin einmal sehnen? Sehe doch, wer Augen dazu hat, wie solche Menschen, wenn in einer Gesellschaft hier etwa auf Gott, auf seine Wege, auf ein Leben vor Ihm in Wahrheit, Keuschheit, Ehrlichkeit u. s. w. einmal etwas ernsthaft die Rede fällt, alsdann von innerer Bangigkeit ergriffen werden, und so schnell wie möglich durch irgend etwas, am liebsten durch einen leichtsinnigen Einfall, den Gedanken eine so schreckhafte Aussicht entziehen. Solche, welchen hier in dieser Welt ein Blick nur in den äussersten kleinsten Vorhof des heiligen Reiches Gottes, schon unerträglich fällt, solche würden, wenn auch der völlige Eingang ihnen geöffnet wäre, doch schon von selbst vor dem blendenden Lichte fliehen, und sich nach Gleichgesinnten sehnen.

Wer die Begriffe von Gott und Moralität nicht völlig verkennet, oder leichtsinnig sie keiner
Be-

Betrachtung werth hält, den führet schon eine eigene vernünftige Ueberlegung auf die Gedanken, die eben, doch nur kurz, berühret sind; und aus Vernunftgründen ist es schon einleuchtend, daß eine Absonderung der Guten von den Bösen nothwendig erfolgen, und also für diese letzteren eine Hölle vorhanden seyn müsse. Die eigentliche Beschaffenheit derselben mag uns hier noch so verborgen seyn, so ist sie dennoch, schon nach dem allgemeinsten Begriff fürchterlich und schrecklich; denn sie ist das Gegentheil von dem Reiche der Heiligkeit und Seligkeit. Davon durch Christum befreuet, und zum Erbtheil der Heiligen im Licht tüchtig gemacht zu seyn, ist unter den Wohlthaten Gottes gewiß nicht die kleinste.

Mit einigen säumenden Blicken sind wir bisher bey den Folgen der Sünde verweilet, und haben gesehen, wie Christen, die es im Geist und in der Wahrheit sind, davon befreuet werden und bleiben. Es giebt freylich Menschen, die weder eine Sünde, noch traurige Folgen der Sünde glauben, und also über eine Befreyung davon, laut oder heimlich, nur lachen. Aber es giebt auch noch Verständige, die wohl merken, daß eben darin die Wurzel lieget zu der edelsten und erhabensten Freyheit, die ein unsterblicher Geist nur wünschen kann.

4. Christen sind frey von dem Dienst der Eitelkeit dieser gegenwärtigen Welt.

G

Petrus

Petrus schreibet: Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Golde erlöset seyd von euren eiteln Wandel nach väterlicher Weise, sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes. ¹⁾ Christus hat seine Angehörigen von der Welt erwählet; ²⁾ ihr Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat, ³⁾ und auch die Creatur, die der Eitelkeit noch unterworfen ist, frey werden wird von dem Dienst des vergänglichem Wesens, zu der herrlichen Freyheit der Kinder Gottes. ⁴⁾

Der Ausdruck Eitelkeit, eitel, bezeichnet überhaupt diejenige Beschaffenheit eines Dinges, da es zu einem gewissen Zweck, hauptsächlich zur Wohlfart eines Menschen, untauglich, unzureichend, nichtig ist. In diesem Sinn erkläret die Bibel alles, alles in dieser sichtbaren Welt für ganz eitel, und alles Thun der Menschen für Eitelkeit, und zwar aus einer zwiefachen Ursache. Die Eine ist, weil nichts hier in dieser Welt an und vor sich die ächte Wohlfart, die eigentliche Seligkeit eines Menschen zu bewirken vermögend ist. Diese, woben es hauptsächlich auf den Wohlstand der Seele ankommt, kann nur bestehen in Gott,
in

1) 1 Petr. 1, 18. 19.

3) 1 Joh. 5, 4.

2) Joh. 15, 19.

4) Röm. 8, 20. 21.

in seiner Erkenntniß, in Ruhe, Freude und Zufriedenheit durch aufheiternde und belebende Hoffnung zu Ihm, und in einer mitverbundenen guten moralischen Gesinnung, ohne welche kein Genuß einer Seligkeit aus Gott, dem moralisch vollkommensten oder heiligsten Wesen, möglich ist. Diese ächte und eigentliche Wohlfart wird von keinem Dinge dieser sichtbaren Welt, an und vor sich und allein genommen, dem Menschen verschaffet. Die Natur der sichtbaren Dinge läßt es gar nicht zu, und mit vollem Recht sind sie daher alle zu diesem größten und erhabensten Zweck des Menschen als unzulänglich, nichtig und eitel anzusehen. Die zweyte Ursache davon ist die kurze Dauer aller sichtbaren Dinge für den Menschen; schon in diesem Leben sind sie, ihr Besiß und Genuß, sie alle, nichts ausgenommen, ihm ganz unsicher, verlierbar und veränderlich, und nach kurzer Zeit, beym Tode, entfliehen sie ihm völlig. Alles hier, auch das herrlichste, das schönste und beste, gleicht einer Blume, die, wenn der Stengel sinkt, auch mit sinket, welket und verschwindet. Bey dieser Hinfälligkeit aller Dinge, können sie für den unsterblichen Geist, der länger dauret als diese Welt, keine Quelle wahrer, bleibender Wohlfart seyn; und sie sind also, auch von dieser Seite, völlig eitel.

Dennoch hat der Schöpfer den Menschen zur Beschäftigkeit mit und unter den sichtbaren Weltedingen in diesem Leben bestimmt. In dieser

ersten Periode seines thätigen Daseyns ist dieselbe zur ersten Entwicklung und Anwendung der intellectuellen und moralischen Kräfte weisheitsvoll gewählt. Die sinnlichen Dinge dieser Welt führen zu einem Mittelzweck, nicht zum Hauptzweck, nicht zum letzten Ziel, wohin der Mensch gelangen kann. In Rücksicht auf einen solchen Mittelzweck des gegenwärtigen Lebens, sind alle Dinge dieser Welt gut, und an sich ist nichts verwerflich. Verwerflich wird aber alles durch die verkehrte, zweckwidrige Art und Weise, wie Menschen damit beschäftigt sind. Dies geschieht auf zweifache Art. Einmal, wenn Menschen mit den Weltdingen so umgehen, und einen solchen Gebrauch davon machen, daß sie zugleich den Grundsätzen der moralischen Vollkommenheit entgegen handeln; in so fern dieses geschieht, befinden sich die Menschen, wie die heil. Schrift redet, im Dienst der Sünde. Zweckwidrig aber und verwerflich ist die Beschäftigung unter den Weltdingen, zweitens auch alsdann, wenn Menschen damit so umgehen, als steckte darin das höchste Ziel ihres Daseyns, oder die Quelle der einzigen Wohlfart und Freude; und in so fern sie sich so verhalten, so sind sie eitel gesinnt und dienen der Eitelkeit.

Der Sünde dienen und der Eitelkeit dienen, ist, genau genommen, nicht einerley. Wer z. B. nach Kenntnissen von allerley Dingen dieser Welt strebet, der verletzet in so weit keinen moralischen Grundsatz, und thut darin nicht Sünde;

Sünde; aber er dient doch der Eitelkeit, in dem Fall, wenn er dabey allein stehen bleibt, nicht anders, als wäre Gelehrsamkeit das höchste Ziel des menschlichen Lebens, und die ganze Glückseligkeit. Wer um Reichthümer dieser Welt sich bewirbet durch Ungerechtigkeit, Betrug und Lügen, der steht im Dienste der Sünde; wer eben dahin strebet, zwar ohne Ungerechtigkeit und durch Arbeit und Fleiß, der sündigt in so weit nicht, aber er dient doch dem Eiteln, wenn die Liebe der zeitlichen Güter seine ganze Seele füllet, und er um höhere, und ewige Wohlfart sich gar nicht bemühet. Und so überall. Der Dienst der Sünde ist zwar vom Dienste der Eitelkeit unterschieden; aber sie grenzen doch nahe zusammen, und nehmen sich wechselseitig brüderlich auf, wie ein fließender Bach einen trüberen andern.

Die sinnlichen Dinge dieser sichtbaren Welt sind das Erste, womit sich das Erkenntnißvermögen der Menschen beschäftigt, und, weil davon ein behaglicher Zustand dieses äußern Lebens abhänget, auch zugleich das Erste, worauf sich der Wille mit seinen Begierden heftet. Sich selbst überlassen, dienet aus dieser Ursache alle Welt dem vergänglichem Wesen oder der Eitelkeit. Die Beschäftigung in dieser Laufbahn ist verschieden, aber die Laufbahn selbst ist dieselbe. Man strebet nach Ehre, Ansehen, Glanz, Pracht, Ruhm und Nachruhm oder der sogenannten Unsterblichkeit, man läßt Bequemlichkeit des Lebens

und

und Pflege des Leibes sein einziges und höchstes Ziel seyn; und weil die weltlichen Güter auf alles das gewöhnlich den stärksten Einfluß haben, so sind Erwerb, Verdienst, Gewinn, Reichthum auch zugleich bald der Hauptzweck, bald der Mittelzweck zu einem andern Dinge. Wenn auch, wie doch gewöhnlich geschieht, mit solchen Wünschen das eigentlich unsittliche und sündliche, Ungerechtigkeit, Neid, Lügen, Stolz u. s. w. als Mittel zum Zweck sich nicht paareten; was ist dennoch immer alle jene Geschäftigkeit? Sie ist so wenig das Leben, das aus Gott ist selbst, so wenig sie, vor sich allein, zum Genuß desselben den Geist des Menschen einmal vorbereitet; und sie ist also nichts als Leben in der Eitelkeit. Nimmt man auch die edelsten und gerühmtesten Geschäfte dieses Lebens, Verstandesarbeiten, Wissenschaften, Einsichten, Künste, Geschicklichkeiten, in welchen Weltdingen es sey; so führt auch, alles dieses, an und vor sich und wenn nicht sonst etwas hinzu kommt, noch nicht einen zur Gottheit hingekehrten und moralisch gut gebildeten Sinn nothwendig mit sich; denn auch der geübteste Verstand und die schärfste Vernunft können mit Abneigung von der Gottheit und mit Unmoralität gepaaret gehen; daß die Erfahrung davon oft ziemlich merkliche Beyspiele zeigt, mag Jeder sich selbst gestehen. Was ist also auch in diesem letzten und edelsten Fall, die Geschäftigkeit dieses Lebens? Wie in allen übrigen Fällen auch nicht so etwas, das eine wahre bleibende Geisteseligkeit in sich faßte, oder, immer

mer

mer an und vor sich und alleine genommen, dazu nur fähig machte. Und so ist dieses ganze Leben an sich nichts als ein Dienst der Eitelkeit; und in einem solchen eitlen Wandel, der beständig vom Vater auf den Sohn, von einem Geschlecht zum andern übergeheth, befinden sich die Menschen, so wie sie der Lauf der Natur darstelllet und bildet, sie alle, vom wilden bis zum cultivirtesten, vom Kleinsten bis zum Größten, vom Armen bis zum Reichen.

Es muß etwas von den sinnlichen Welt dingen ganz verschiedenes seyn, was die Gemüther der Menschen mit ihren Bestrebungen über die Geschäfte der Eitelkeit erheben soll; und dies ist wirksam bey Christen.

Man sagt vielleicht; warum soll denn alles gute und schöne nur allein durch's Christenthum gewirkt werden? Kann nicht Philosophie, nicht praktische Vernunft auch eine Erhebung über das Eitle bewirken? Es ist hier nicht der Ort zu streiten. Die menschliche Seele, vermöge ihres Selbstgefühls, will etwas haben, das sie für sich als ein Gut, als eine Wohlfart ansieht, und woran sie ihre Freude findet; das ist ihre Natur. Diesem wesentlichen Triebe gemäß, heftet sie ihre Begierden zuerst auf die sinnlichen Dinge dieser Welt, weil diese ihr am nächsten liegen. Daß sie nun darauf ihre Begierde nicht mehr richte, ist nur in diesen beyden Fällen möglich. Einmal alsdann, wenn sie gar keinen offenen Weg
weiter

weiter erblicket, von den weltlichen Dingen irgend etwas, worin sie ihre Wohlfart und Freude setzen, wirklich zu erlangen und zu besitzen. Dies ist der Zustand der Verzweifelnden, ist keine Erhebung über das Weltliche, sondern zeuget erst recht von der stärksten Verstrickung darin, indem ein weltliches Ding, dessen Besitz unmöglich scheint, sogar einen Ueberdruß des ganzen Lebens erzeuget. Soll die Seele zweitens sich wirklich über das Zeitliche erheben, am Weltlichen nicht mehr mit Begierde hangen; so muß sie nothwendig über diese Welt hinaus im Unsichtbaren ein Gut erblicken, das sie größer und auch für sich erreichbar hält. Dann nur erst erheben sich die Begierden und das Streben, vom geringeren Gut, das diese sinnliche Welt zeigt, hinweg und hauptsächlich zu jenem größeren hin. Können nun Philosophie und practische Vernunft dem Menschen in der künftigen und unsichtbaren Welt eine größere Wohlfart, als diese sichtbare Welt darbietet, zeigen und zusichern; ja, in diesem Fall ist die obige Frage zu bejahen, und zu sagen: ja, auch die Philosophie kann den Geist des Menschen über das Eitle erheben. Aber dies ist auch schlechterdings zu verneinen, wenn sie ein solches gesichertes Gut im Unsichtbaren mit Gewisheit nicht zeigen kann. Dies hat noch ein menschliches Denken, wie man's auch nennen mag, vor sich allein, bisher nicht geleistet, wird's auch ferner nicht leisten, und auch so lange die menschlichen Gemüther gewiß im Dienst des Sinnlichen stecken lassen.

Son-

Sondere man nur erst ab den Schein von Wahrheit. Sondere man erst ab den Fall, wo ein Philosoph, dessen Lehrsätze zu einer Erhebung über das Sinnliche, durch eine höhere Aussicht, hinweisen, schon vorher mit der christlichen Offenbarung in Bekanntschaft stand, und eine auf dem Wege erlangte glückliche Stimmung der Seele in der Folge auf die Anordnung seines Systems, ihm selbst unmerklich, Einfluß haben ließ. Sondere man ferner ab die noch weit häufigeren Fälle, wo zwar von den sinnlichen Dingen dieses und jenes, auch wohl mit philosophischer Miene, scheint verleugnet zu werden, wo aber doch die Seele nach der Wahrheit sich darüber nicht erhebet, sondern wo nur eine Eitelkeit durch die andere, etwa der Geiz durch die Wollust, oder die Wollust mit ihren Gefährten durch Ruhmbegierde, verdränget, oft nur bloß verdeckt werden. Sondere man diese und ähnliche Fälle mit dem Blick der Erfahrung erst ab; so wird man aufhören, von der Philosophie, in Ansehung einer Erhebung über das Eitle, bey dem handelnden, nicht bloß rasonnirenden, Menschen große Erwartung zu haben.

In der christlichen Lehre zeigt sich ein vielmal größeres Gut, als alles, was diese sichtbare Welt in sich faßt. Es zeigt sich da ein ewiges und seliges Leben, das nicht von dem immer zweydeutigen, immer zweifelhaften und unsichern Werthe menschlicher Werke oder Tugenden abhängt, das durch Christi Leiden, Sterben, Bluten verschafft ist,

ist, und in Ihm als ein reines Geschenk der gnädigen Gottheit den Menschen verheissen und dargebothen wird. Glauben aber müssen sie dagegen fassen, die Natur der Sache fodert dies; denn an einem erst in der Zukunft, sogar im Unsichtbaren versprochenen Geschenk läßt sich auf keine andere Art Antheil nehmen, als nur allein durch zuversichtliche Erwartung, das ist, durch Glauben und Hoffen. Wer nun dieses zu jenen Verheissungen fasset, und damit den eigentlichen Character eines Christen, eines Anhängers Christi, als des Urhebers der Seligkeit, annimmt, der sieht dort in der Ewigkeit ein großes, ihm gesichertes Gut, gegen welches alle Dinge dieser Welt als flüchtige Schattenbilder sehr unbedeutend erscheinen, der fühlt sich von einer dieser Lehren ganz eigenthümlichen Kraft neu belebet, einen jener Aussicht würdigen, Gott geheiligten, moralischen Sinn anzunehmen, der erblicket dort hauptsächlich sein Ziel, wohin die Begierden streben, der wird im gleichen Grade immer gleichgültiger gegen das Kleinere dieses sinnlichen Lebens, der erhebet sich im Geist über das Eitle, und überwindet auf die Art die Welt.

Die biblischen Lehrer verkündigen ihren folg samen Schülern eine solche Befreyung von dem gewöhnlichen Welt sinn, mit welchem das Leben aus Gott gar nicht vereinbar ist, denn ist's möglich, die Begierden vornehmlich auf Gott, und auch zugleich überwiegend aufs Eitle zu richten ¹⁾? Sie ermahnen

1) Matth. 6, 24. 1 Joh. 2, 15. f.

mahnen und reizen, diesen über die Welt erhabenen Sinn immer gegründeter und wirksamer werden zu lassen. Zu allen Zeiten des Christenthums haben sich auch Christen gefunden, die nicht blos in Worten und Lehren, sondern auch thätig in ihrem Verhalten, einen solchen Geist haben merklich an sich spüren lassen. Manche haben sogar alle äussere Gemeinschaft mit den Welt dingen völlig aufgegeben, und dem Besiz des Reichthums und der Ehre, ja sogar der Bequemlichkeit des Lebens freywillig entsaget. Für die, welche so weit gingen, kann vor Gott, der allein den menschlichen Geist mit seinen Entschlüssen und Absichten genau kennet, eine solche Strenge untadelich und unschädlich, ja selbst nützlich gewesen seyn. Aber allgemein nothwendig ist sie keinesweges. Nach den biblischen Grundsätzen, die in Lehren und Beyspielen dargestellet sind, hat ein Verehrer Gottes und Jesu zu allem Macht, und kann Alles haben, besizen, genießen. Der ächte Geist des Christenthums verlangt sogar, sie sollen zwar auf den Schaz bey Gott und in der Ewigkeit vornehmlich nur hinsehen, aber doch dabey unter Menschen mit Menschen und mit menschlichen Dingen geschäftig seyn und bleiben, um das Gesetz der moralischen Vollkommenheit, wozu die Lust in ihnen erwacht ist, das Gesetz der Liebe, der Gerechtigkeit, und Wahrheit und Mäßigung u. s. w. schon hier bey den Weltgeschäften in Anwendung, und immer fertiger in Ausübung zu bringen, und auf die Art unter den verkehrten Menschen, die in der Eitelkeit ganz trun-

ken,

ken, und in Folge davon in Unsittlichkeit versunken sind, noch als Lichter hier in der Welt zu scheinen ¹⁾). Glücklich genug ist schon für dieses Leben derjenige, welcher so im Geist von dem eitlen Wandel befreyet ist, und sich dadurch unterscheidet von den gewöhnlichen Menschen, die hier auf dem Wege zur Ewigkeit bey jeder sinnlichen Kleinigkeit, ja bey den schmutzigsten Dingen, als dem höchsten Ziel ihres Daseyn, mit der ganzen Begierde und Bestrebung stehen bleiben. Jener ist der glückliche Wanderer, der den Wohnplatz seiner Ruhe und ächten Wohlfart, zwar noch in ziemlicher Ferne, doch mit Sicherheit vor sich sieht, dahin den Wunsch und die Hofnung vornehmlich kehret, und indessen jedes Ding, was ihm sein Weg durch die Welt anständig darbietet, zur Erhöhung und Stärkung mit Vorsicht brauchet, bis er denn endlich am Ziel von dem Dienst und Gebrauch der vergänglichlichen Dinge des Weges, völlig befreyet wird, und auch dahin nicht sehnend zurücksieht.

5. Christen sind frey von der Herrschaft menschlicher Meynungen.

Die Meynungen der Menschen sind zum Theil bloße Gedanken, Ideen, speculative Betrachtungen, die auf das Verhalten des Menschen keinen, oder nur einen unbedeutenden Einfluß haben. Solche Meynungen kommen hier in keinen Betracht; jeder Mensch hat vor andern Menschen alle Freyheit,

1) Matth. 5, 14-16. Philip. 2, 15. 1 Petr. 2, 12.

heit, — und wer kann's hindern? — vor sich zu denken und zu grübeln, wie er will und kann. Am häufigsten aber haben die Meynungen ein gewisses thätiges Betragen zur Folge; und alle Handlungen, in so fern sie nicht bloß maschinenmäßig verrichtet werden, entspringen aus gewissen in der Seele liegenden Meynungen, wie aus ihrer Quelle. Alle diese Handlungen nebst den zum Grunde liegenden Meynungen, fließen unter folgenden beyden Hauptarten zusammen. Es sind entweder falsche Handlungen, welche auf andere Menschen und ihren Zustand, auf die gesellschaftliche und politische Verbindung der Menschen mit einander, einen Einfluß haben. In Ansehung dieser Handlungen, und also auch der vorangehenden Meynungen, haben Christen keinesweges eine ganz unabhängige Freyheit; hiervon aber ist hier noch nicht die Rede, sondern erst in der Folge. Oder es sind solche Handlungen, die nur den Menschen vor sich allein betreffen. Von Handlungen dieser Art, und von Meynungen, die dabey zum Grunde liegen, ist hier nur allein die Rede. Alle solche practischen Meynungen wie man sie nennen kann, theilen sich in diese beyden Klassen; sie zielen entweder auf das Betragen gegen die Gottheit und auf die Verehrung derselben, oder auf die Beschaffenheit und Einrichtung der Sitten, das heißt kurz, es sind theils religiöse, theils sittliche Meynungen; und in Ansehung aller dieser ist jeder Christ frey und unabhängig von den Meynungen Anderer.

Die-

Dieses Stück der christlichen Freyheit, die Freyheit des Gewissens, stüzet sich unter mehrern auf folgende biblische Aussprüche.

Lasset euch niemand Gewissen machen über Speise oder über Trank, oder über bestimmte Feyertage. — Lasset euch niemand das Ziel verrücken, der nach eigener Wahl einhergeheth — und von solchen, die da sagen: du sollst das nicht anrühren, du sollst das nicht kosten, du sollst das nicht angreifen; welches sich doch alles unter den Händen verzehret, und ist Menschen-Gebot und Lehre. ¹⁾ Trauet nicht einem jeden Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. ²⁾ Ich bete darum, daß eure Liebe je mehr und mehr reich werde, in allerley Erkenntniß und Erfahrung, daß ihr prüfen möget, was das Beste sey. ³⁾ Prüfet alles, und das Gute behaltet. ⁴⁾ Ich weiß und bin's gewiß in dem Herrn Jesu, daß nichts gemein (unrein oder unheilig) ist an ihm selbst, ohne der es rechnet für gemein, demselbigen ist's gemein. Ein jeglicher sey in seiner Meynung gewiß. Ein jeder wird vor sich selbst Gott Rechenschaft gegen. Selig ist, der sich selbst kein Gewissen macht, in dem das er

1) Coloss. 2, 16. 18. 20. 21.

3) Phil. 1, 9. 10.

2) 1 Joh. 4, 1.

4) 1 Thess. 5, 21.

er annimmt. ¹⁾ Ihr seyd theuer erkauft;
werdet nicht der Menschen Knechte. ²⁾

Der Grund dieser Unabhängigkeit von den religiösen und moralischen Meinungen anderer Menschen ist bey Christen folgender, und am deutlichsten in diesem Ausspruch des Apostels angegeben. Ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, und wisset alles, nemlich alles zur Seligkeit unentbehrliche. — Ihr wisset die Wahrheit, und wisset, daß keine Lügen aus der Wahrheit kommt. Wer ist ein Lügner, ohne der da läugnet, daß Jesus der Christus sey? — — Was ihr nun gehöret habt von Anfang, das bleibe bey euch — so werdet ihr auch bey dem Sohn und Vater bleiben. Und das ist die Verheißung, die Er uns verheissen hat, das ewige Leben. — Und die Salbung, die ihr von Ihm empfangen habt, bleibt bey euch, und bedürfet nicht, daß euch jemand lehre, nemlich mit gebietenden Ansehen; sondern wie euch die Salbung allerley lehret, so ist's wahr, und ist keine Lügen; und wie sie euch gelehret hat, so bleibet bey demselbigen. — So ihr wisset, daß Er gerecht ist, so erkennet auch, daß wer recht thut, der ist von Ihm geböhren. ³⁾

Um

1) Röm. 14, 14. 5. 12. 22.

2) 1 Cor. 7, 23.

3) 1 Joh. 2, 20; 29.

Um die Christen vor verführenden Lehrern zu bewahren, weist er sie hin zu einer Quelle, zur Beurtheilung des Wahren, die in ihnen selbst liegt. Diese nennt er eine Salbung, das ist, eine ihnen mitgetheilte, und in ihnen wirksam und kräftig gewordene Erkenntniß von dem, der heilig ist. Von dieser Salbung, von dieser aufs innere Leben wirkenden Erkenntniß, nennt der Apostel gleichsam zwei Grundsäulen, worauf sich alles übrige stützen muß, oder zwei Principien, woraus das übrige bey dem practischen Christenthum fließet, und womit auch das übrige, wenn es wahr und richtig ist, in Harmonie stehet und stehen muß. Das Erste ist: Jesus ist der Christus, nemlich der, welcher als Messias, oder ausgezeichneter König zur Seligkeit, im A. Z. ist angekündigt, und in Ihm ist uns das ewige Leben verheissen. Wer jenes, und in Folge davon auch dieses läugnet, der ist, wo es sonst Lügner giebt, unter allen, nach Johannis Behauptung, der vornehmste und größte. Das Andere ist: Gott ist heilig, die höchste moralische Vollkommenheit; wer nun von Gott gehohren, das ist, zu einem neuen seligen Leben im Gemüth verändert ist, der lenkt seinen Sinn, in einer Aehnlichkeit mit Gott, als sein Kind, auch eben dahin, und thut also recht. Diese beyden Stücke sind wirklich die Grundprincipien der ganzen christlichen thätigen Religion und Moral. Das Erste, welches Johannes auch so ausdrückt: der Vater hat den

den

den Sohn gesandt zum HELLAND der Welt, zur Versöhnung für unsere Sünden, sein Blut, Leiden und Sterben macht uns rein von aller Sünde, sie wird vergeben, und durch Ihn sollen wir leben,¹⁾ dieses in der Seele wirksam erkannt und angenommen, erweckt ja wirklich die Seele und führt sie zu den innern Empfindungen der Gegenliebe, des Danks, des Zutrauens, der treuen Ergebenheit, des Gehorsams, der freudigen Hoffnung, alles durch Christum zu Gott, und darin besteht eben das Wesentliche von der Verehrung Gottes im Geist. Das Zweite, in der Aehnlichkeit mit Gott einen zur Heiligkeit hingekehrten Sinn haben, führt gleichfalls zu allen Theilen der moralischen Vollkommenheit, zur Gerechtigkeit, Wahrheit, Güte u. s. w. Indem diese beiden fruchtbaren Principien in der Seele eines Menschen gepflanzt und wirksam werden, so ist in ihm eine treibende Wurzel zu allen Zweigen der christlichen Religion und Moral. Und diese Principien werden in der Seele rege, indem Jemand im biblischen Sinn ein Verehrer Jesu oder ein Christ wird. Denn dieses geschieht durchs Glauben, das ist dadurch, daß er Ihn mit innerer Zuversicht als den Grund und die Ursache des ewigen Lebens anerkennt und annimmt. Damit aber ist ja in ihm jenes erste Stück rege; und hiemit, wie schon weiter oben gezeiget, ist auch zugleich das andere unzertrennlich verbunden, nemlich es erwache

H

1) 1 Joh. 4, 14. 10, 9. 1, 7, 9.

wacht auch zugleich in der Seele ein Geschmack, ein Wohlgefallen an der moralischen Vollkommenheit Gottes, das Gesetz des Geistes wird innerlich beliebet. So hat jeder Christ, der es im biblischen Sinn nach der Wahrheit ist, dasjenige in sich selbst, was dort die Salbung heißt. Die Grundprincipien der Erkenntniß sind in seiner innern Empfindung in Wirksamkeit gesetzt, nach welchen er nun die einzelnen Stücke der Religion und Moral, was hie und da, mit jenen Grundzügen übereinstimmend, und also anzunehmen, oder davon abweichend, und also zu verwerfen sey, was er hie und da zu thun oder zu lassen habe, selbst zu prüfen, selbst zu beurtheilen, und seine einzelnen Tritte selbst zu lenken im Stande ist. Er bedarf nicht bey jedem Schritt die Belehrung, gleichsam das Leitband Anderer, er kann sich selbst lehren; braucht nicht nothwendig den Meinungen Anderer, sondern nur seinem eigenen Gutbefinden oder Gewissen zu folgen, und darin hat er alle Freyheit.

Aber die ersten Grundideen sind einer Erweiterung fähig und bedürftig; die kann nur von außen kommen; wie geht's damit? Jetzt noch eben so, wie in der ersten Zeit des Christenthums. Dort kam ein Apostel, verkündigte die ersten Grundsätze dieser Religion von Christo, dem Sohn Gottes, der in die Welt kommen, um zum ewigen Leben zu bringen, vom Glauben an Ihn und heiligem Wandel in Ihm. Wer diese Ideen beliebte, annahm und bey sich thätig werden ließ,
 der

der war damit in Christo, war ein Christ, und der Grund seines Glaubens war das Ansehen des ersten Lehrers, etwa eines Johannis, der, wodurch es immer war, als ein wahrheitredender Zeuge, sich ihm empfohlen und sein Zutrauen gewonnen hatte. Nach diesem kam etwa ein Petrus, und setzte zu jenen ersten Ideen neue und erweiterte hinzu. Kannte der Christ, aus dem Zeugniß des ersten Lehrers, diesen Petrus, auch nur dem Namen nach, schon als einen Apostel Jesu; so nahm er auch von diesem, mit gleichem Zutrauen, wie bey dem ersten, den erweiterten Unterricht an, und er konnte es. Gesezt aber, es kam zu ihm ein ganz unbekannter Mann mit neuen, angeblich näher bestimmenden und berichtigenden Lehren; sollte er die auch sogleich annehmen? Nein; sondern da war die Regel: trauet nicht jedem Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind. Aber nach welchem Probiertstein prüfen? Antwort: nach jener Salbung, die schon in ihm war, nach jenen Grundprincipien vom Glauben an Christum, als den Seligmacher von Sünden, und vom heiligen Wandel, die schon in ihm zum Leben oder zur Wirksamkeit gekommen waren. Alles was damit, nach seiner Einsicht, nicht übereinstimmte, konnte, ja mußte er ohne Bedenken als falsch verwerfen, und hatte darin alle Freyheit des eigenen Gewissens. In der Folge traten an die Stelle des ersten mündlichen Unterrichts der Apostel ihre schriftlichen Aufsätze, die gesammelt und aufbehalten sind; und da stehts, wie auch noch

jezt immerfort, völlig auf gleiche Art. Entweder
 durchs eigene Lesen in den biblischen Schriften,
 oder durch mündlichen Unterricht eines Lehrers,
 werden unsern Menschen die ersten Grundzüge des
 Christenthums vom Glauben an Jesum und von
 der Gottseligkeit, die überall leicht hervorblicken,
 bekannt. Nimmt Jemand solche nicht an, so hält
 er sich in seinem Gemüth nicht an das Haupt, an
 welchem der ganze Leib, die ganze Gemeinde, sich
 zusammenhält, ¹⁾ ist also nicht in Christo, und
 im biblischen Sinn kein Christ; ein solcher wan-
 delt seinen eigenen Weg. Nimmt aber Jemand
 jene Grundprincipien mit innerer Bewilligung
 wirklich und so an, daß sie bey ihm wirksam wer-
 den, so ist er nun ein Glied an dem Oberhaupte
 Christo, und damit fängt nun auch, in welchem
 noch so geringen Grade es sey, bey ihm das an,
 was oben hieß die Salbung, was auch sonst ein
 neuer Geist, oder ein neuer inwendiger
 Mensch genennet wird, das ist, eine durch Chri-
 stum zu Gott und zum Guten hingekehrte Ge-
 müthsfassung. Hiemit ist nun zugleich immer
 auch dies verbunden, daß ein solcher Christ auch
 die Bibel, aus welchen besondern Gründen es seyn
 mag, als eine von Gott gegebene und Wahrheit
 enthaltende Offenbarung anerkennt. Diese Bibel,
 von welcher er die ersten Grundideen des Christen-
 thums annahm, ist ihm nun auch die Quelle, woraus
 er die Erweiterung derselben, und auch die Berich-
 tigung seiner Vorstellungen, fortwährend schöpfen
 kann,

1) Coloss. 2, 19.

kann, und eben deswegen zum fleißigen Forschen darin ermahnet wird. Eben diese Bibel ist ihm nun auch der erste Probiertestein der Wahrheit aller Lehren, die sich ihm sonst darbieten; und von ihr gilt genau noch eben das, was die Apostel, in Hinsicht auf ihre mündlichen Vorträge, zu den ersten Christen sagten: bleibet bey dem, was ihr von uns empfangen habt. Was nun immer, in Absicht auf Religion und Moral, neues gelehret wird, das ist der Christ befugt, ja, eben deswegen weil es schleichende Verführungen giebt, sogar verpflichtet, niemals auf irgend eines Menschen Ansehen blindlings anzunehmen, sondern es selbst nach den biblischen Lehren erst zu prüfen, und wenn er, nach seiner Einsicht, etwas davon abweichendes bemerkte, es ohne Bedenken, unter welchem schimmernden Titel es sich auch darstellte, dennoch als falsch zu verwerfen. Aber wie, wenn es Fälle giebt, die immer gewesen und jetzt so häufig sind, da die Erklärung einer biblischen Stelle zweifelhaft, in einem ganz entgegengesetzten Sinn, erscheint; was ist da unserm Christen, der nur selten gelehrter Untersuchungen fähig ist, der Probiertestein der wahren Erklärung? Hat die Stelle auf Religion und Moral keinen besondern Einfluß, so kann er, wie so manches andere dunkle, sie übergehen. Hat sie aber darauf einen merklichen Einfluß, so hat er den Probiertestein der wahren Erklärung in ihm selber, in der vorhin gedachten Salbung. Nämlich, er hat, indem er ein Christ im Geist und nach der Wahrheit ward, die Grund-

principien,

principien, welche in der Bibel unverkennlich sind, die allgemeinen Ideen vom Glauben an Christum, als den Versöhner für die Sünden und die Ursache zum ewigen Leben, und vom heiligen Wandel, in sich kräftig werden lassen. Nach diesem seinem eigenen in ihm erwachten neuen Geist des Glaubens und der Gottseligkeit prüfe er jene zweifelhaften Erklärungen. Diejenige, welche, nach seiner Einsicht und innern Empfindung, damit am besten harmoniret und dazu förderlich ist, die nehme er an, als die beste, als die wahre. Diejenige Erklärung aber, welche seiner schon erwachten christlichen Gesinnung entgegen, anstößig, hinderlich ist, die verwerfe er als die falsche, ohne auf irgend eines Menschen Ansehen oder Gelehrsamkeit zu achten. So behaupte er in Sachen seiner Religion und Moral seine Freyheit und Unabhängigkeit von menschlichen Meinungen. ¹⁾

Diese

1) Dies hier vorgetragene ist sehr wahr und richtig. Sehr übereilt aber ist es, wenn nun auch Prediger in ihren öffentlichen Vorträgen das Volk überall dazu auffodern, und etwa sagen: der Eine erklärt die Stelle so, ein Anderer so entgegengesetzt anders, prüfet nun und wählet zc. Prüfen kann Niemand, ohne schon was im Gemüth zu haben, wornach er prüfet. Und dieses, was zum Probierstein bey dem gemeinen Haufen, wo auf gelehrte Prüfung nicht zu rechnen ist, dienen kann, ist nur allein, wie oben erläutert, ein in ihnen schon erwachter christlicher Sinn und Geist. Diesen haben bey dem großen Haufen die wenigsten. Will man da zum selbstprüfen und wählen auffordern, so wählen die meisten sicherlich das, was mit ihrem noch herrschenden fleischlichen Wunsch, nemlich ohne christl. Gesinnung zu seyn, am besten übereinstimmt; oder sie nehmen dabey Anlaß, das Geschäft

te

Diese christliche Freyheit ist unterschieden von der, die schon jeder Mensch in der Religion hat. Beyde haben einen verschiedenen Grund, und auch verschiedene Folgen. Als Mensch habe ich die Freyheit, nach Belieben diese oder eine andere, oder gar keine Religion zu haben, und niemand ist befugt, mich hierin zu sonst etwas, als was mir beliebt, zwingen zu wollen. Der Grund davon ist die der menschlichen Natur wesentliche Eigenschaft, die Freyheit des Willens, nach welcher es schlechterdings, so wie in allen Dingen, auch in der Religion und Moral, bey mir stehet, ob ich gegen die und die im Verstande und in der Vernunft vorschwebenden Ideen und Motive ein Gefallen fassen will oder nicht, und solche also genehmigen, annehmen und befolgen, oder verwerfen will. (Man vergl. oben Seit. 25. f.) Ueber den Gang und die Anwendung der Seelenkräfte hat kein Mensch zu gebiethen; kein Mensch ist auch, noch kann darüber Richter seyn; nur Gott allein ist es. Aber gleichgültig ist es für mich niemals, wie sich mein Wille lenket. Kommen mir die Ideen der christlichen Religion und Moral im Verstande nahe und zur hinlänglichen Kennt-

te der Religion, wobey noch alles so zweifelhaft, immer weiter zu verschieben, bis erst die Gelehrten alles auf reine gebracht haben. In öffentlichen Vorträgen müssen die deutlichen Hauptlehren bestimmt, positiv und so vorgetragen werden, daß eine innere Zustimmung und Annahme derselben, und also der Anfang einer neuen christl. Gesinnung davon bey dem gemeinen Haufen zu erwarten stehet. Wann das erst erfolgt, und dann hie und da Zweifel und Irrungen entstehen, alsdann ist noch Zeit genug mit obiger freyen Prüfung und Wahl.

Kenntniß, und ich fasse dagegen kein Gefallen; so geht die Seligkeit, welche an die Bewilligung derselben gebunden ist, auch für mich verloren. Ganz anders steht es mit der christlichen Freyheit, wovon wir hier reden. Vor dieser ist schon die Ausübung jener menschlichen Willens-Freyheit vorhergegangen, und zwar so, daß ich die mir vorgehaltenen christlichen Ideen im Allgemeinen bewilliget habe. Nun tritt bey mir, der ich jetzt christlich bin, erst die christliche Freyheit ein. Und der nächste Grund von dieser ist die Verschiedenheit der Einsicht, die aus meiner besondern innern und äuffern Lage, ja aus meiner Individualität herrühret, und die einzelnen speciellen Stücke der Religion und Moral, mich anders, als bey andern Christen, mit dem allgemeinen christlichen Sinn in Harmonie erblicken läßt. Kein Mensch ist im Stande, sich in meine ganze Individualität und Person zu versetzen; und so ist auch kein Mensch vermögend mir vorzuschreiben, was ich, in den und den besondern Fällen, für meinen christlichen Sinn, für mich, geziemend und zuträglich nur finden dürfe und müsse; und ich muß also hierin frey seyn von den gebietenden Meynungen anderer. Die Folgen von dem Gebrauch dieser christlichen Freyheit sind auch ganz anders, als dort, nemlich in Absicht auf den Besitz der Seligkeit überhaupt, mir niemals schädlich. Denn diese ist mir gesichert durch den christlichen Sinn, der in mir ist, durch Glaube und Liebe zu Christo und durch Ihn zu Gott, verbunden mit Neigung

zum

zum Guten. So lange nichts eintritt, was diese Verbindung im Geist mit dem Oberhaupte zur Seligkeit zerreiſet, ſo lange bleibt mir auch dieſe geſichert. Und was ich in dieſem Sinn als das beſte anſehe und thue, es ſey zu viel oder zu wenig, das thue ich dem Herrn zu gefallen, und es iſt mir, nach meiner Einſicht, recht und gut ¹⁾. Ein Paar Beyſpiele mögen es erläutern. Ein Chriſt denkt etwa: Der Herr iſt allwiſſend; du haſt nicht nöthig Ihm dein Anliegen jedesmal beſonders im Gebet zu nennen; es iſt genug, wenn du dir auch nur überhaupt ſeinen Beyſtand erſteheſt; ein Anderer dagegen denkt; es zeugt mehr von kindlicher Zutraulichkeit, wenn du vor deinem Vater nichts verbirgeſt, und Er iſt ſo gnädig, daß Er es, ob Er's gleich auſſerdem ſchon weiß, dennoch gerne höret. Beyde ſehen auf Gott, und jenem ſo wenig als dieſem, ſo verſchieden auch beyde Meynungen ſeyn mögen, bringt ſeine beſondere Einſicht für die Seligkeit einigen Nachtheil; und ſo in ſehr vielen ſpeciellen Stücken, der chriſtlichen Religion. Wahrlich, der, welcher ſich Vater über alles nennen läſſet, iſt allen ſeiner Kindern, den erwachſenern wie den kleinern, den fähigen wie den unfähigern, den getroſtern wie den blöden, den ſchwächern wie den ſtarcken, ſo lange ſie nur ſeine Kinder bleiben, jedem auf ſeinem Standpunct, ja jedem nach ſeinem Wuſch, ein unendlicher Geber! — Im Fache der Sitten ſteht's eben ſo. Johannes, der Täufer,

1) Röm. 14, 6.

aß und trank nicht, wie gewöhnlich, und war der größte unter den Propheten; Christus that beydes, und Gott hatte an ihm sein Wohlgefallen. Manche Apostel lebten im Ehestande, ließen sich von den Gemeinen unterhalten; Paulus enthielte sich von beyden; und ihm sowohl wie jenen war ihr Verhalten recht und unschädlich. In allen den großen moralischen Grundsätzen der Gütigkeit, Mäßigkeit, Sanftmuth u. s. w. wenn sie zur speciellen Anwendung kommen, führen Zeit und Ort und allerley oft ganze kleine Umstände verschiedene Modificationen mit sich; ein Christ, nach seiner Einsicht vom Besten, handelt verschieden von andern Christen, nach ihrer Einsicht; und allen ist alles für sich recht und gut. Nach der genauen Wage des Heiligthums ist vielleicht nicht jedes verschiedene Handeln vom gleichen Werth; es kann selbst kommen, daß der eine oder der andere irret; aber dann ist es Gott, der den Geist aus welchem und mit welchem geirret wird, kennet, und den Irrthum unschädlich macht. Ja, es kann Jemand sogar wirklich fallen; dann ist es wiederum nur Gott, der ihn wieder aufrichten kann ¹⁾).

Durch diese christliche Freyheit kommen zwey, anscheinend widrige Stücke, die Einigkeit im Geist und die gegenseitige Duldung der Christen bey aller ihrer Verschiedenheit, in die angenehmste Harmonie. Sie gleichen den Gliedern des Leibes, die sich durch Glau-
ben

1) Röm. 14, 4.

ben und Liebe alle im Geist an das einzige Haupt, an Christum, halten, und an sich in vielem Betracht, an Zwecken, Gaben und Kräften alle verschieden, zwar mit einander und zu gegenseitiger Hülffleistung verbunden, und doch alle von einander unabhängig sind. So sollte es unter Christen, als Christen, stehen. Hätte es in der Christenheit immer so gestanden; wie viel Elend würde der Welt, und wie viel unverschuldeter Anstoß würde der liebenswürdigsten Religion erspart seyn.

Diese christliche Freyheit führt für jeden Christen, der es in der Wahrheit ist, zwey unnachlässliche Stücke mit sich. Das eine ist: keiner muß in Sachen der Religion und Moral über den andern gebieten und herrschen wollen. Ich wiederhole, eines möglichen Misverständes wegen, was schon im Anfang dieser Betrachtung deutlich bestimmt ist, daß hier bloß davon die Rede ist, in so fern Religion und Moral eines Menschen Privatsache sind, ohne daß politische Verhältnisse in der bürgerlichen Gesellschaft, wo es allerdings anders stehet, mit dabey in Betrachtung kommen. In diesem bestimmten Bezirk muß kein Christ gegen einen Andern, den er irriger Meynung oder eines unrichtigen Verhaltens zu seyn glaubte, etwas anders brauchen, als sanfte Vorstellung und Belehrung. Er darf sogar nicht einmal verlangen, daß der andere ihm beystimme, ohne vorher auch eben die Einsicht vom Bessern selbst erlangt

zu haben; sonst handelt der vermeinte Irrende wider sein eigenes Gewissen, und thut eben darin hauptsächlich erst Unrecht. Kein Ansehen des Alters, Standes oder der Gelehrsamkeit giebt hier eine gebiethende Priorität; bloß bey Kindern oder ganz Unfähigen kann eine Ausnahme stattfinden, und doch ist auch da zugleich auf die möglichste Belehrung zu denken. Paulus, der als ein Apostel Jesu, seine Würde gebiethen zu können, wohl kannte, stellt sich dennoch zuweilen, wenn er keinen ausdrücklichen Befehl des Herrn zu haben glaubte, nur bloß als Christ den andern Christen dar, nur allein als Rathgeber mit dem deutlichen Vorbehalt, er werfe ihnen damit keinen Strick an den Hals.¹⁾ Wie vielmehr ist dies geziemend für gewöhnliche Christen! Aber die Menschen haben sich immer gedrängt, und drängen sich noch, über Andere hervorzuragen, zu gebiethen, zu herrschen; kann's nicht seyn mit politischer Gewalt, doch durch ihre Meynungen, und wo nicht schnell sich folgsame Lehrlinge zeigen, da sind des gekränkten Stolzes Waffen: Verächtlichkeit, Beschimpfung, Haß, Spott, selbst, wenn's die Umstände zulassen, drückende Gewaltthätigkeit. So ist's unter ausgearteten Christen häufig gegangen, aber auch bey den Philosophen, selbst noch unserer Tage, von welchen manche, damit nur ihr System herrschend sey, nicht einmal die biblischen Christenthumslehren neben sich in der Welt dulden können, sondern durch die ge-

nann-

1) 1 Cor. 7, 35. 36.

nannten Waffen niederzuschlagen suchen. Wo der Geist Christi noch nicht einige Herrschaft gewonnen hat, da ist die Eitelkeit, wozu auch die Begierde, als Haupt und Führer hervorzuragen, gehöret, unter den Menschen überall dieselbe, sie mag mit einem theologischen, oder politischen, oder philosophischen Mantel einhergehen.

Das Zweyte, was die christliche Freyheit, wovon wir hier reden, mit sich bringet, ist dieses: kein Christ muß in Sachen seiner Religion und Moral diese Freyheit von menschlichen Meynungen aufgeben. Belehrung hat jeder nöthig, muß jeder suchen, gerne annehmen und practisch befolgen, aber nicht weiter, als wie dadurch, nach dem Maaß des schon bey ihm vorhandenen christlichen Sinnes, seine eigene Einsicht vom Bessern sich eben dahin neiget. Den Christen wird zugerufen: So ihr abgestorben seyd mit Christo den Sazzungen der Welt, was lasset ihr euch denn fangen mit Sazzungen, als lebetet ihr noch in der Welt¹⁾? Bestehet in der Freyheit, womit euch Christus befreyhet hat²⁾. Werdet nicht der Menschen Knechte³⁾. Dieses letztere sagt der Apostel in dem Zusammenhange, wo von der leiblichen Knechtschaft, die an sich mit dem Christenthum bestehet, die Rede ist. Aber er siehet damit weiter, wie aus dem Beysatz: ihr seyd theuer erlö-

1) Coloss. 2, 20.

2) Gal. 5, 1.

3) 1 Cor. 7, 23.

erlöset, deutlich erhellet, und will sagen: weil ihr erlöset, und mit dem neuen Sinn in Christo begabet seyd; so vermeidet die Abhängigkeit von Menschen, selbst auch, so viel nur angehet, die leibliche Knechtschaft, woben die Gefahr nur größer wird, zu etwas gebracht zu werden, das dem christlichen Geiste entgegen ist. Daß mit diesem Geiste eine blinde Folgsamkeit gegen menschliche Meynungen nicht bestehe, leuchtet aus diesen Umständen leicht hervor. Wie wollen solche Folgsamen sicher seyn vor Verführung? Wie sicher seyn, daß ihr Gemüth nicht von Christo abgeleitet werde? Die Gefahr wird schon dadurch groß, weil die Verführung oft unter guten anscheinenden Gestalten, auch gewöhnlich schleichend und durch Umwege zu ihrem, anfänglich versteckten Ziel des Unglaubens und der Ruchlosigkeit hinführet. Die Gefahr wird noch größer dadurch, weil christlich gesinnte Seelen leicht ein Zutrauen fassen, geneigt sind, alles von der besten Seite anzusehen, sich sagen zu lassen und Belehrung anzunehmen. ¹⁾ Was soll solche Gemüther schützen vor listiger Verführung, als das Festhalten an der Freyheit, selbst erst zu prüfen, ob etwas mit dem in ihnen schon erregten christlichen Sinn und mit der Bibel, worauf sich derselbe stüzet, harmonire oder nicht, denselben fördere oder hindere? Das Halten an dieser Freyheit ist ferner nothwendig der eigenen religiös-moralischen Vollkommenheit wegen. Sich immer von andern Menschen leiten lassen, blindlings

1) 1 Corinth. 13, 7. Jac. 3, 17.

lings Andern folgen, handeln, wie sie handeln und gehandelt wissen wollen, dies ist, um das gelindeste zu sagen, ein Zustand der Kindheit. Christen aber sollen nicht Kinder in der Erkenntniß und im Guten bleiben, sondern Männer werden, die nach eigener freyen Einsicht und Wahl dem lebenswürdigsten Gott zum Wohlgefallen ihre Tritte, ihr Thun und Lassen selbst zu regieren im Stande sind. Je mehr sie die schon vorhandene Kraft darin üben, desto mehr wächst dieselbe, und damit zugleich auch die geistliche Vollkommenheit, welche genau nur eben in dem Geist bestehet, nach welchem der Mensch zum Wohlgefallen seines Herrn in der Höhe sich selbst regieret. Dann wird auch der Mensch immer mehr im eigentlichen Sinn ein freyer Knecht Gottes und Christi. Alles dieses Wachsen aber wird gehemmt, wenn nicht der Christ seine Freyheit mit Ernst behauptet und übet.

Wer die Richtigkeit dieser Behauptung einräumet, der wird auch die leicht einfallende Frage nicht überflüssig halten: wie können denn die vielen menschlichen Verbindungen, Gesellschaften und Orden, die alle gewisse Verpflichtungen mit sich bringen, mit dem freyen Geiste des Christenthums bestehen? Solche Gesellschaften, welche keine religiösen und moralischen Endzwecke haben, und z. B. auf Wissenschaften, Deconomie, Verpflegung u. s. w. gehen, und welche dabey in ihren Zwecken und Mitteln offen, bekant und unversteckt sind, alle solche Gesellschaften kommen hier nicht
in

in Betrachtung. Sie sind an sich, wenn nicht was unmoralisches sich nebenbey mit einmischet, dem Christenthum gar nicht hinderlich. Die Frage ist hier nur von solchen Gesellschaften, welche theils gerade auf Religion und Moral abzielen, theils auch geheim gehaltene Zwecke und Einrichtungen haben, und also geheime Gesellschaften oder Orden sind.

Von der ersten Art sind besonders die vielen geistlichen Orden in der römisch-katholischen Kirche. Alle diese verlangen einen Gehorsam gegen gewisse eingeführte Regeln, und damit zugleich einen unbedingten Gehorsam gegen die Vorsteher oder Obern, nach deren Anordnung nun eine abgemessene Lebensart, bestimmte Sitten, diese und jene geistlichen Uebungen oder Berichtigungen, müssen mit Zwang, bey harten Strafen, noch dazu in einer Clausur, wo der Ausgang nicht offen ist, immer nach gleichem Gange beobachtet werden. Ist dieses mit dem ächten Geiste des Christenthums vereinbar? Die Antwort springt beynah von selbst hervor. Laß alles dort befohlne an sich, oder unter gebührenden Umständen, untadelich, ja sehr gut und heilsam seyn; gewinnt Jemand dadurch an innerer Vollkommenheit, d. i. an eigener Einsicht vom Guten und an eigener Neigung zum Guten, wenn er aus Zwang was bestimmtes, und zur bestimmten Stunde, z. B. studiren, lesen, beten, singen, essen oder nicht essen, haben oder nicht haben, oder immer

ge

genau nach Vorschrift, fasten, schlafen, wachen, reden und nicht reden, Kranken pflegen, und mehr dergleichen vornehmen muß, und, wie es bey dem Zwange nie ausbleibt, mit Ekel und Verdruß wiederholt vornimmt? Niemand kann dazu Ja sagen. Ein solcher ist höchstens eine religiös und moralisch gute Maschine, die allerley gutes zeigt und wirkt, aber doch auch nur eine Maschine, die keinen eigenen zum Guten freywilligen Geist hat. Möglich aber ist's, daß in einer solchen strengen Anstalt, eben durch die öftere Beschäftigung mit den christlichen Lehren, und durch die Abhaltung vieler sinnlich zerstreuenden Dinge, ein Gemüth nach und nach an Religion und Sittlichkeit auch selbst einen Geschmack gewinnet, und so in einem Menschen der freye christliche Geist erwecket wird. Möglich ist das, wenn die Einrichtung dahin eingeleitet ist; und wir wollen gestehen, daß solche Fälle mögen oft gewesen, und noch seyn. Und in dieser Aussicht müssen wir auch einräumen, daß eine solche Religiosität aus Gehorsam gegen menschliche Anordnung noch weit besser sey, als eine völlige Irreligion und Sittenlosigkeit. Am besten aber steht ein ächter Christ, der diesen Geist hat, wenn er spricht: ich will lesen, singen, beten, was, wie und wann ich es zur Befestigung im Glauben, oder in der Liebe zu Christo, zur Hofnung zu Gott, zur Geduld in Widerwärtigkeit, zur Sanftmuth und Demuth u. s. w. nun eben für mich als nöthig und nützlich ansehe; ich will besitzen, essen und trinken, was ich rechtmäßig habe, und gerne entbehren,

J

behren,

behren, was ich anständig nicht haben kann; ich will allenfalls fasten oder auch meinem Leibe etwas härter fallen, wenn unordentliche oder zu heftige Triebe, die auf Verletzung der Keuschheit hincielen, mir dadurch schienen gebändigt werden zu können, ich will Liebesdienste erweisen überall, wo sich Gelegenheit zeigt, und wo und wie ich es kann, und nach meiner besten Einsicht es nützlich und gut finde. — — Kann Jemand zweifelhaft seyn, welcher von beyden der würdigste, der edelste Christ sey, jener mit seinem knechtischen Gehorsam gegen Menschen und menschliche Satzung, oder dieser, der mit freyem Geist sucht überall seinem Gott zum Wohlgefallen zu handeln? — — Aber freylich, in der protestantischen Kirche, wo man, und mit Recht, sonst so sehr auf Gewissensfreyheit hält, wird nicht überall mit freyen christlichen Geiste, religiös und moralisch, das Gute geliebet und gewirket. Und woher kommt's? Weil dieser Geist nicht überall, und immer seltener, da ist. Soll man deswegen, damit doch nur noch was geschehe, jene knechtische Religiosität herwünschen? Nein. Wohl aber mag man wünschen, daß mehrere Umstände, die den Geschmack der Menschen so heftig zum Sinnlichen und Eitlen hinreißen, und in gleichem Grade von den christlichen Ideen abziehen, unter uns möchten geändert werden. Den christlichen Geist kann und muß niemand erzwingen; wohl aber kann man die Bahn offen halten, auf welcher die Lehren, die ihn erzeugen, den Zugang behalten; auch könnte man Anstalten treffen, wodurch

durch

durch die, welche zurück sind, durch Wort und Beyspiel mehr Aufmunterung und Anlockung empfangen; und an beydem fehlt's. — —

Weit schwerer ist der freye christliche Geist mit den geheimen Orden vereinbar. Schon gleich das Geheime giebt ihnen eine Gestalt, vor welcher das ächte Christenthum wegfieht. Ich will das Beste annehmen; unter diesem Geheimen soll das Größte, das Edelste, das Schönste verborgen liegen; warum muß denn dieses geheim und versteckt seyn? Je edeler etwas ist, desto weniger darf es sich verstecken. Christi Lehre ist die beste und wohlthätigste, die die Welt noch kennt; aber niemals hat Er seine Jünger angewiesen, daraus was geheimes zu machen, oder zu dem Zweck geheime Gesellschaften zu errichten. Sondern umgekehrt, sein Befehl war: was ich euch sage ins Ohr, das prediget auf den Dächern. — Ihr seyd das Licht der Welt. Ein Licht soll nicht unter einen Scheffel versteckt, sondern auf einen Leuchter gestellt werden. ¹⁾ Dieser Anordnung gemäß ist in allen apostolischen Schriften keine Spur von geheimen Gesellschaften der Christen. Sie gingen, der Verfolgungen wegen, an einsame Derter, um da ungestört ihre Religionsempfindungen zu erneuern, zu verstärken und auszuschütten; aber was sie da machten, war bekannt, und Jedem stand der Zutritt offen. Die geheimen Verbindungen
J 2
schlichen

1) Matth. 5, 14; 16. 10, 27.

schlichen erst in der Folge nach und nach von meh-
rern dunklen Gegenden in die Christenheit ein,
aber zur Zerrüttung. Zwar auch bey andern
menschlichen Verbindungen und Anstalten z. B.
auf Handlung, Deconomie u. s. w. rath es häufig
die Klugheit, von dem Gange der Geschäfte man-
che einzelne Umstände nicht allgemein bekannt wer-
den zu lassen; aber die Absicht der Verbindung,
und die Mittel zur Erreichung derselben, sind doch
im Allgemeinen bekannt. Gerade diese beyden
Stücke, worauf hier alles ankommt, Zweck und
Mittel, die sind bey dem geheimen Orden ver-
steckt, und eben deswegen werden sie dem Christen
verdächtig und verwerflich. Dieser soll wandeln
als am Tage, nicht in finstern Gängen mensch-
licher Zusammenkoppelung. ¹⁾ — Ein anderer
Umstand macht die geheimen Orden noch ver-
werflicher. Man sagt, Jeder, der darin aufge-
nommen wird, müsse sich seyerlich und eidlich zu
etwas, das er noch nicht kennt, verpflichten, wohl
gar zu einem unbedingten Gehorsam, noch dazu
gegen unbekante Obern. Hier zeigt sich von allen
Seiten was verwerfliches. Verpflichtungen fin-
den zwar auch in der bürgerlichen Gesellschaft, bey
allerley Aemtern und Geschäften, häufig statt;
aber da sind überall die Zwecke, die Arbeiten und
Berrichtungen, die unter gewissen Vortheilen ver-
langet werden, zum voraus bekannt; ein Christ
kann sich prüfen, ob solches alles mit seiner Ge-
sinnung, mit seinen Kräften und Neigungen überein-
ein-

1) Röm. 12, 13. Eph. 5, 11, 13. 1 Thess. 5, 5, 8.

einstimme, so daß er ein Versprechen redlich ein-
 gehen und erfüllen könne; und findet er das, so ist
 jede Verpflichtung von der Art für ihn ohne Tadel.
 Aber eine solche offene Aussicht auf das, was zu
 leisten ist, erlauben die geheimen Orden gar nicht;
 die Verpflichtung geschieht völlig im Blinden, auf
 ein unbestimmtes Etwas, oder darauf, wie fast
 allgemein die Formel seyn soll, das Beste des
 Ordens zu besorgen. Kann ein Christ, der
 alles prüfen, und nur das Gute wählen soll, sich
 darauf einlassen? Wie, wenn die ganze Anlage
 des Ordens böse wäre? Ich will gerne, so lange
 wie möglich, das minder schlimme annehmen.
 Manche Orden mögen, wie es scheint, auf ein
 ganz leeres Spielwerk, auf ein ceremonienreiches
 Nichts, hinauslaufen. Soll sich ein Christ, der
 ernsthaftere Aussichten hat, darin verwickeln, ja
 sogar dazu feyerlich verpflichten? Ich will selbst
 annehmen, die Absicht gehe auf Etwas wirklich
 gutes; ist denn das, in welchem Fache man will,
 offen und unversteckt zu treiben, nicht in der Chris-
 tenheit überall erlaubt? Und was bedarf's zu gu-
 ten, anständigen, nützlichen Geschäften noch be-
 sonderer und geheimer Verpflichtungen? Die
 edelsten und stärksten Antriebe dazu hat ein Christ
 schon, als Christ, in seinem Christenthum. Ei-
 nige Orden, um sich doch durch irgend etwas als
 sehr wichtig darzustellen, reden in ihren Schriften
 viel von Weltbeglückung, Menschenwohl, Men-
 schenliebe. Es mag seyn, daß dergleichen hie und
 da nicht ganz ausgeschlossen ist. Aber wenn, wie
 ge-

wöhnlich, in einem so hohen Ton, und auf eine solche Art davon geredet wird, als wenn ausser dem Orden an keine Wohlthätigkeit und Menschenliebe gedacht würde; so ist doch dieses eine leere und beleidigende Affectation. Gerade durch solche und andere moralische Tugenden soll sich die christliche Religion thätig beweisen; das steht in ihren offenen Büchern fast auf jedem Blatt, und wird überall laut gelehret. Aber dieses Gute treibt der Christ in Gegenliebe zu Gott, der ein so großes Heil erwarten läßt, aus eigener inneren Neigung zu diesem Guten, und nach seiner eigenen freyen Einsicht, wo und wie es am besten zu treiben ist. Dieser freye christliche Geist, durch welchen wir ganz eigentlich Knechte Gottes und Christi werden, geht in den geheimen Orden verlohren, wenn auch, wie angenommen, es darin auf jenes Gute besonders angelegt wäre. Denn es wird ja getrieben aus Verpflichtung gegen den Orden, und also im Gehorsam gegen Menschen, die die Obern heißen. Wem man sich hingiebt zum Gehorsam, des Knecht ist man. Und wer in Sachen der Religion und Moral ein Knecht der Menschen wird, der höret damit auf ein Knecht Christi zu seyn; denn dieser ist in solchen Sachen nur allein Herr und Meister. Und nun noch dazu ganz unbekannt Menschen, die Obern genennet werden, sich zum Gehorsam verpflichten, wohl gar zu einem unbedingten! Schon eine vernünftige Ueberlegung kann ein solches Vornehmen als das gefahrvolleste darstellen, mit dem
 ächten

ächten christlichen Sinn, mit der reinen Ergebenheit gegen Christo, ist es einleuchtend völlig unvereinbar. Man sagt, es gäbe geheime Orden von der Art, worin viel von Christo geredet werde; wo die Befehle als in Christi Namen gegeben würden, alles zur Ehre des Herrn Christi geschehe, und jeder Gehorsam ein Gehorsam gegen den Herrn heiße, u. s. w. Allein dies ist Blendwerk. Aechte Christen erkennen allerdings Christum, und in Ihm Gott für ihren Herrn, sind auch bereit, diesem Herrn allen Gehorsam zu leisten; aber die Befehle desselben werden ihnen nicht anders bekannt als vermittelst seines geschriebenen Wortes, so wie mit den Grundsätzen desselben, nach dem Maaß der eigenen schon erlangten Geistesgaben, oder nach einer ihnen unverdächtigen Belehrung von Andern, dies und das in der Religion und Moral ihnen am besten zu harmoniren scheint. Wer diesem entgegen, durch menschliche Autorität, unter welchen ehrwürdigen Namen es sey, in dem gedachten Sache, die Menschen leitet und leiten will, der dämpft den freyen christlichen Geist, und läßt versteckte häßliche Zwecke vermuthen. —

Man sieht, ich habe von den geheimen Orden so geredet, wie möglicher Weise noch gute oder unschädliche Zwecke darin vorhanden sind. Aber auch schon von dieser ihrer besten Ansicht erscheinen sie mit dem wahren Christenthum nicht vereinbar. Kommt nun noch dieses hinzu, daß
manche

manche derselben, nach unleugbaren bekant gewordenen Thatsachen, auf ihren finstern und verwickelten Gängen zu sehr schlimmen Zwecken hinzuführen suchen; so kann noch weniger Jemand, der den ächten Geist des Christenthums kennet und liebet, sich in irgend eine Verbindung mit den geheimen Orden einlassen, oder er setzet seine geistliche Wohlfart selbst wenigstens in die größte Gefahr.

Zu unserer Zeit, wo der Verdacht gegen die geheimen Orden so hoch gestiegen ist, daß selbst in politischer Hinsicht allgemeine Reichsverbote dagegen in Deutschland sind für nöthig erachtet, jezt ist das wenige, was ich hier über die Unvereinbarkeit derselben mit dem freyen christlichen Geist angeführet habe, auch gewiß nicht ganz überflüssig.

Die bisjezt abgehandelten fünf Puncte enthalten das Wesentliche von der christlichen Freyheit. Es ist dabey, wie es der Begriff mit sich bringet, überall die Frage zum Grunde geleyet worden: wovon sind Christen frey? Es läßt sich aber die Frage auch so stellen: wozu haben Christen Freyheit? Dies indessen führt auf keinen neuen oder nur veränderten Begriff von der christlichen Freyheit; sondern alles, was auf die letztere Frage: wozu haben Christen Freyheit? kann geantwortet werden, fließt schon als nothwendige Folge, von selbst aus der Beantwortung der ersterern Frage: wovon sind Christen frey? Weiß ich, wovon ich frey bin, so weiß ich auch zugleich, wozu ich Freyheit

heit

heit habe, nemlich zu allem dem, was sonst ein Umstand, wenn er mich noch anginge, mir nicht verstaten würde. Weiß ich z. B. daß ich als Christ frey bin vom mosaischen Geseze, in so fern solches nur einzelne, specielle, äussere Handlungen vorschreibt; so weiß ich damit auch zugleich, daß ich Freyheit habe, allerley dort buchstäblich befohlene Handlungen allenfalls auch zu unterlassen, und also z. B. keine Neumonden zu feyern, alles, was mir gut dünkt, zu essen, meinen Acker genau und rein absammeln zu lassen, u. s. w. Eben so auch: Bin ich frey von Fluch und Verdammniß, so habe ich damit auch zugleich die Freyheit, getrostes Muths zu seyn, mich Gottes und des Heils in Ihm zu freuen und zu rühmen, welches, wenn ich mich von der Verdammniß nicht freywüste, ich auch nicht thun könnte. Bin ich frey von der Herrschaft menschlicher Meynungen, in Betref der Religion und Moral; so habe ich damit auch zugleich die Freyheit, in diesem Betracht, nach eigener Einsicht zu wählen, zu handeln, zu leben, u. s. w.

Man siehet hieraus, die Frage: wozu haben Christen Freyheit? ziehet in keine neue und veränderte Untersuchung hinein; sondern sie weist nur hin zu den Objecten allerley Art, wozu Christen eben deswegen, weil sie von den und den lästigen Dingen befreyet sind, nun auch zugleich Freyheit, das ist hier, Recht, Befugniß, Erlaubniß

laubniß haben. Die Hauptsache ist zuerst nur immer diese: wovon sind Christen frey? und wovon sind sie nicht frey?

Zwente Abtheilung.

Worin bestehet die christliche Freyheit nicht?

Wir haben bishieher von der christlichen Freyheit verjehend, worin sie bestehet, geredet, und noch bestimmter gezeiget, wovon Christen, als Christen eigentlich frey sind *), und die vornehmsten Stücke sind in der vorigen Abtheilung vorgelegt worden. Aber wo endliche oder eingeschränkte Wesen sind, wie die Christen sind und bleiben, da ist es ein Widerspruch in sich selber, daß sie sollten absolut in Allem und von Allem frey seyn. Denn wenn sie dieses wären, so hätte ihre Thätigkeit gar keine Schranken mehr, und sie hörten alsdann auf, eingeschränkte Wesen zu seyn. Um also von der christlichen Freyheit einen vollständigen Begriff zu haben, müssen wir jetzt auch bemerken, welches diese Schranken sind, worin also diese Freyheit nicht bestehet, oder wovon Christen nicht frey sind; und davon wollen wir jetzt auch die vornehmsten Stücke angeben, und nach

den

*) Man sehe oben Seit. 32.

den biblischen Aussprüchen, wie vorhin, kurz erläutern.

Zwar, vermöge der wesentlichen Freyheit des menschlichen Willens, können sich die Menschen auch von allen hier folgenden Stücken losreißen; sie können Gott, seiner Oberherrschaft, dem Gesetz des Geistes, der Obrigkeit, aller menschlichen Ordnung alle Achtung und Folgsamkeit völlig versagen. Physisch möglich ist ihnen das. Aber wenn sie das thun, so bleiben sie nicht mehr Christen, so gehet ihnen auch die verheißene christliche Seligkeit verlohren. Wenn sie als Christen daran Antheil haben und behalten wollen, so dürfen sie auf die Art ihre natürliche Freyheit nicht anwenden, das heißt, Christen, als Christen, sind von folgenden Stücken nicht frey. Dies wird hier zum voraus einmal für allemal bemerket.

I. Christen sind nicht frey von der Oberherrschaft Gottes und Christi.

Christus saget: Ihr sollt niemand Vater heißen auf Erden, (nemlich im schärfsten Sinn) denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist. Und ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen; denn Einer ist euer Meister, Christus¹⁾. Und der Apostel spricht: Nun ihr seyd von der Sünde frey und Gottes Knechte worden, habt ihr eure Frucht daß ihr heilig werdet; das Ende aber das ewige Leben²⁾. Ihr seyd

1) Matth. 23, 9. 10.

2) Röm. 6, 22.

seyd nun eines Andern, nemlich des, der von den Todten auferwecket ist, d. i. Christus, auf daß wir Gott Frucht bringen¹⁾. Haltet euch dafür, ihr lebet Gotte in Christo Jesu, unserm Herrn²⁾. Darum wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn dazu ist Christus auch gestorben, und auferstanden, und wieder lebendig worden, daß Er über Todte und Lebendige Herr sey³⁾. Betraget euch, als Knechte Gottes und Christi, und ihr Herren wisset, daß ihr auch einen Herrn im Himmel habt⁴⁾.

Kein Geschöpf kann sich der Herrschaft Gottes, seines Schöpfers, absolut betrachten, jemals entziehen. Seine ärgsten Hasser und Feinde, selbst die Teufel, Alle, auch die Widerspänstigen sind und bleiben unter seiner Gewalt, und fühlen solche, so bald Er will, wider ihren Wunsch, mit Entsetzen. Aber auf diese absolute Oberherrschaft Gottes kommt es hier nicht an. Christen, durch die Liebe des Vaters und durch das große Heil in Christo gelocket, übergeben und unterwerfen sich freywillig diesem ihrem Herrn. Sie sind nicht gezwungene Knechte, sondern freywillige, die ihre Lust und Freude an Ihm haben, und, wenn sie auch aus seinem Gebiet entfliehen könnten, es doch nicht thun würden, sondern gern
in

1) Röm. 7, 4.

2) Röm. 6, 11.

3) Röm. 14, 8. 9.

4) I Petr. 2, 16. Eph. 6, 6. Coloss. 4, 1.

in seinem Dienst bleiben. Dies ist der eigenthümliche, in Wahrheit sehr erhabene Character ächter Christen, den sie, als solche und so lange sie solche bleiben, nicht verlihren, und von der freywilligen, thätigen Anerkennung der Oberherrschaft Gottes und Christi über sich niemals frey werden können noch wollen. Zum Genuß der Seligkeit aus Gott ist dieser Sinn unumgänglich nothwendig. Und so lange Gott wird Gott seyn, und in seinem Gebiet wird Genossen der Seligkeit haben; so lange werden auch ewig solche da seyn, die diesen höchsten aller Titel führen, daß sie heißen und sind Knechte des lebendigen Gottes¹⁾. Diese freywillige Hinneigung der Seele zu Gott und Christo erwacht in jedem Christen, der es im Geist und in der Wahrheit wird. Aber Alles, so wie in der sichtbaren Natur, auch im Geistlichen, steigt von kleinen Anfängen zum Größeren, vom Schwachen zum Stärkeren. Damit nun diese anfänglich auch nur schwache Anhänglichkeit des Geistes an Gott und Christo nicht allein durch manche widrige Umstände nicht wieder verdrängt werde, sondern vielmehr an Lebhaftigkeit und Kraft gewinne; so ermahnen die Apostel so häufig, daß Christen sich selbst, um das freywillige bezubehalten, immer aufs neue als Knechte Gottes ansehen, sich selbst Ihm zum Opfer und Dienst ergeben, und durch Uebung darin, als solche, an Stärke zunehmen sollen.

2. Chri.

1) Röm. 6, 13. 12, 1. 2.

2. Christen sind nicht frey von dem
Gesetz des Geistes.

Das Gesetz des Geistes, der da lebendig machet in Christo Jesu, hat mich frey gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes. — Und wir sind nun Schuldner, nicht dem Fleisch, daß wir nach dem Fleisch leben, sondern nach dem Geist ¹⁾. Heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sey ferne; sondern wir richten das Gesetz auf, nemlich das Gesetz für den Geist ²⁾. Nun ihr frey geworden seyd von der Sünde, seyd ihr Knechte geworden der Gerechtigkeit, d. i. dessen, was im Allgemeinen recht ist ³⁾. Wir sollen nun dienen im neuen Wesen des Geistes, d. i. nach den Grundsätzen des Rechts, das wir nun erkennen und bewilligen ⁴⁾. Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, d. i. in Ähnlichkeit mit Gott, in Ansehung seiner moralischen Vollkommenheit ⁵⁾. Jaget nach — dieser Heiligung ohne welche wird niemand den Herrn sehen ⁶⁾.

Das, welches oben Seit. 33. folg. wo von der Freyheit vom Gesetz nemlich Moses gehandelt ward,

1) Röm. 8, 1. 2. 12.

3) Röm. 6, 18.

5) Eph. 4, 24.

2) Röm. 3, 31.

4) Röm. 7, 6.

6) Hebr. 12, 14.

ward, vorgetragen ist, bitte ich wieder anzusehen, und füge hier kürzlich folgendes hinzu.

Es giebt allgemeine Grundsätze, mit welchen ein vernünftig freyes Wesen seine Entschliessungen und Handlungen in Uebereinstimmung setzen kann, und in so fern es ein gutes Wesen seyn will, auch setzen muß. Die vornehmsten von solchen sind: Gerechtigkeit, Gütigkeit, Wahrhaftigkeit, Demuth, Sanftmuth, Mäßigung, Gedult, u. s. w. Eine vollständige Aufzählung derselben und ihrer Nebenzweige ist hier nicht nöthig. Die Uebereinstimmung mit diesen Grundsätzen macht gleichsam die Gesundheit eines geistigen Wesens aus. So wie bey organischen Körpern, wenn sie in einer Vollständigkeit oder Gesundheit da seyn sollen, ihre Einrichtung und ihr Gang, mit gewissen Grundregeln harmonisch da seyn, und erfolgen müssen; so macht eine Harmonie mit den moralischen Grundsätzen die gesunde Vollständigkeit oder Vollkommenheit eines Geistes aus. Es gleicht auch diese Harmonie demjenigen, was man bey Körpern schon nennet; auf eine Harmonie und Symmetrie nach gewissen Grundregeln kommt auch da alles an. Aber diese Grundregeln so wie auch die Harmonie damit, werden, wie bey dem körperlich schönen, auch bey dem moralisch gutem, von dem, der den Sinn und die Stimmung dazu schon hat, besser empfunden, als bloß theoretisch beschrieben.

Die

Die genannten Grundsätze zusammen heißen das Gesetz, und zwar das moralische, weil darin die Norm für die freyen oder moralischen Handlungen enthalten ist. Die Uebereinstimmung mit diesem Gesetze giebt diejenige Vollkommenheit, welche die moralische heißt, und unterschieden ist von einer andern, welche aus sonstigen Eigenschaften, ohne Rücksicht auf eine freye Anwendung der Kraft, z. B. aus Einsicht und Erkenntniß, aus Macht und s. w. entspringet, und darin bestehet. Aus der Ursache nennt man jene Grundsätze auch das Gesetz der moralischen Vollkommenheit, oder kurz das Moral. Gesetz.

In der heil. Schrift, besonders im N. Test. wird dieses Gesetz mit verschiedenen Ausdrücken bezeichnet. Es heißt vorzüglich das Gesetz Gottes, aus Ursachen die gleich folgen. Es heißt das Gesetz des Geistes, auch geistlich, weil es dabey nicht bloß auf eine äußere Handlung ankommt, sondern auf eine diesem Gesetze angemessene Stimmung des Geistes selbst, seiner Entschlüsse, Neigungen, Wünsche u. s. w. Es heißt auch kurz die Gerechtigkeit im weiteren Sinn z. B. Röm. 6, 19. gleichsam der Inbegriff dessen, was und wie etwas eigentlich seyn muß. Es heißt ferner rechtschaffene Gerechtigkeit und Heiligkeit, auch Heiligkeit allein, u. s. w.

So wie der Begriff von Gott, als dem aller-
vollkommensten Wesen, es mit sich bringt, daß
in

in Ihm sich Alles befindet, was groß, schön, herrlich und vollkommen ist; so ist auch wesentlich in Gott die moralische Vollkommenheit, und zwar in dem allerhöchsten Grade. Dies ist seine unendliche Heiligkeit. Er ist davon das allerhöchste Original und Muster, das Urbild, dem Alles was in der ganzen erschaffenen Geisterwelt heilig seyn soll, in welchem niederen oder höheren Grade es sey, sich nähern oder ähnlich seyn muß. Er ist auch davon die Urquelle, aus welcher, so wie alles Gute aus Gott kommt, auch die Heiligkeit, in jedem Grade, den endlichen moralischen Wesen mitgetheilet wird. Aus diesen Ursachen heißen und sind jene Grundsätze der moralischen Vollkommenheit, welchen gemäß Gott will, wirkt und handelt, im schärfsten Sinn das Gesetz Gottes.

In den natürlichen Eigenschaften, wodurch die Menschen auch geistige Wesen, und von den bloß sinnlichen oder unvernünftigen Geschöpfen weit unterschieden sind, im Verstande, in der Vernunft und im freyen Willen, vor sich allein genommen, liegt die Ursache davon, daß sie auch heilig seyn oder werden, keinesweges. Denn es zeigen sich in allen Zeitaltern Menschen in großer Menge, welche jene Eigenschaften, besonders eine helle Vernunft, in vielerley Dingen dieses Weltlebens geäußert haben und äußern, welche aber doch dabey kaum eine Spur blicken lassen, daß sie von den Grundsätzen der moralischen

R

schen

schen Vollkommenheit nur einen deutlichen Begriff haben, oder, wenn davon auch ein Schimmer vorhanden wäre, doch denselben, z. B. der Gerechtigkeit, der Treue und Wahrhaftigkeit u. s. w. völlig entgegen, und also mit aller ihrer Vernunft dennoch nicht moralisch gut, nicht heilig handeln *). Es muß also zu jenen natürlichen Eigenschaften noch, zur Anrichtung dieser Heiligkeit, etwas hinzukommen. Und welches ist dieses? Im allgemeinen erstens: eine äußere Veranlassung, daß die Begriffe von jenen moralischen Grundsätzen im Verstande gleichsam erwachen; denn alle unsere Begriffe werden erst von aussen durch irgend etwas aufgereget, sonst sind sie da, wie im Schlummer; und zweitens: eine Anreizung, daß der Wille nun auch an jenen Grundsätzen ein Gefallen fasse. Alsdann kann die Vernunft ungehindert merken lassen, wie jenen Grundsätzen gemäß die Handlungen einzurichten sind, und dann kann auch ein moralisch gutes Verhalten sich wirklich zeigen.

Dies eben bemerkte mußte bey dem ersten Menschen durch eine besondere Wirkung des Schöpfers auch erfolgen, wenn er anders, wie doch die Absicht des Schöpfers war, sollte im Stande

*) Nicht einmal die bloßen Begriffe von jenen moralischen Grundsätzen, oder Grundtugenden, wie man sie auch nennt, so wie Christen, durch besondere göttliche Verfügungen dazu geweckt, solche haben, sind in der übrigen Welt recht bekannt und im Gange. Noch mehr will's sagen, daß, wenn sie nun auch bekannt werden, Menschen daran ein Gefallen assen. Es ist hier nicht der Ort, hierüber ausführlicher zu seyn.

Stande seyn, sogleich, da er als erwachsener Mensch auf die Welt trat, ein moralisches Leben führen zu können. Diese Erweckung eines moralischen Sinnes ist das Hauptstück des Vorzuges, den man bey dem ersten Menschen so ausdrückt: er war erschaffen nach dem Ebenbilde Gottes, oder in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, d. i. so, daß er sogleich, in einer Aehnlichkeit mit Gott, den Grundsätzen der moralischen Vollkommenheit gemäß, und also, in welchem engen Bezirk man will, schon unter jenen Umständen sittlich gut handeln — nicht mußte, denn einen Zwang läßt die Freyheit des Willens nicht zu — sondern handeln konnte. Diese Idee vom Ebenbilde Gottes bey dem ersten Menschen ist keine Chimäre, sondern was reelles und was nothwendiges.

Ein solcher moralischer Sinn, oder eine positive Anlage, den moralischen Grundsätzen gemäß zu handeln, ist bey den Menschen, so wie sie der Naturlauf bildet, jetzt nicht mehr. Dies erhellet schon aus der kurz vorhergehenden Bemerkung, daß die Vernunft, vor sich alleine, unvermögend sey, dem Menschen eine moralisch gute Bildung zu verschaffen. Es wird ferner durch die allgemeinste Erfahrung bestätigt. Der Hang der Menschen zur Sinnlichkeit ist überwiegend und herrschend. Nicht nach jenen Grundsätzen, sondern nach allerley andern Aussichten, wobey die Sinne ein gewisses Interesse haben, nach den

Aussichten auf Glanz, Pracht, Ehre, Reichthum, Wohlleben u. s. w. richten die Menschen gewöhnlich ihre Handlungen ein. Doch ist auch bemerklich, daß von der ursprünglichen moralischen Würde, wozu der Mensch bestimmt ist, gleichsam noch einige Trümmer bey ihm vorhanden sind. Es hat im Alterthum und auch in neuerer Zeit Männer gegeben, welche mit der christlichen Offenbarung, so viel man merken kann, ganz unbekannt waren, und doch, bey tieferer nachdenkenden Eingezogenheit, manche moralischen Tugenden, z. B. Gerechtigkeit, Ehrlichkeit, Treue u. s. w. als Vorzüge des Menschen erkannt und gelehret haben. Aber die Fälle sind nur selten, und seltener sind diejenigen, wo solche Menschen, die noch von der eigentlichen moralischen Würde einen Schimmer merkten, nun demselben gemäß wirklich handelten; denn von den Handlungen, welche etwa so scheinen, sind erst sorgfältig alle die abzusondern, wo bloß ein glücklicheres Temperament wirkte, und noch mehr die, welche bloß aus Sonderlichkeit, d. i. aus Neigung, vor Menschen dadurch vorzüglich zu erscheinen, und also im Grunde auch nur in Aussicht auf sinnliche Dinge verrichtet wurden. Noch zeigen sich von der moralischen Würde, deren der Mensch fähig ist, einige Ueberreste in folgenden Umständen. Durch Verbreitung der biblischen Schriften, und vornehmlich seit der Anrichtung des Christenthums, sind unter den Völkern im Allgemeinen die moralischen Grundsätze erst eigentlich bekannt geworden. Seit dem das
gesche-

geschehen, und wo das geschieht, da rührt sich auch bald das dunke Gefühl; ja, darin steckt Vorzug. Nicht leicht, vornemlich in der Christenheit, wird Jemand laut leugnen, daß Gerechtigkeit besser sey, als Ungerechtigkeit. Wer auch von dem christlichen, und damit auch von dem moralischen Geist, noch weit entferneter ist, der will dennoch nicht angesehen seyn, als handele er den moralischen Tugenden entgegen. Der Betrüger, der Verläumder, der ungütige und hartherzige Mensch hält sich beleidigt, wenn man ihm Ehrlichkeit, Wahrheit und Menschenliebe abspricht, und ein großes Bestreben der Menschen geht dahin, ihr unsittliches Thun unter einer gut scheinenden Decke zu verbergen. Der, welcher seinen Stolz zurückgesetzt, und zur Selbststrache sich zu schwach fühlet, verbirgt sich unter dem Schleier der Demuth und der Geringschätzung weltlicher Ehre, um doch wenigstens von der Seite noch vorzüglich vor Andern zu seyn. Und ist's nicht was gewöhnliches, Redlichkeit, Aufrichtigkeit, Wohlmeinen bloß zu affectiren, um dadurch Andere vorthellhaft für sich einzunehmen, und so die Absichten der Hinterlist und der Verückung zu erreichen? Auf mannigfaltige Art, in vielerley Absicht, werden die christlichen Tugenden bloß äußerlich nachgeahmt. — Alle diese Umstände beweisen, es sey bey den Menschen ein dunkles Gefühl, daß die Uebereinstimmung mit den moralischen Grundsätzen etwas vorzügliches ist. Eine Trümmer von der eigentlichen Würde, wozu der Mensch kommen

Kommen kann und sollte, zeigt sich darin. Aber dieses Gefühl hebt zu dieser Würde noch nicht wirklich weder den Wunsch noch das thätige Streben empor. Dazu gehöret noch viel was anders.

Mit dem Glauben an Christum erhebt sich allererst die Seele wirklich und mit Kraft zu ihrer moralischen Würde. *). Denn indem Er, als
der

*) Anmerk. Es sagt vielleicht mancher: Kann nicht die Vernunft bloß aus sich auch die moralischen Grundsätze entwickeln, und auch der Wille sich mit Gefallen dahin neigen, so daß bloß auf dem Wege der Philosophie, auch ausser dem Christenthum, sich die Seele zu einem moralischen Sinn erhebet? Ich gebe dieses zu. Schon oben ist bemerkt, daß davon die Beispiele nicht ganz fehlen. Ueberreste von der moralischen Anlage, gewisse sittliche Gefühle, sind bey den Menschen. Eine Seele kann solche durch angestrengte Aufmerksamkeit darauf, in sich entwickeln, und ein Gefallen dagegen fassen; ja, das ist möglich. Ob aber auf diesem Wege der moralische Sinn auch zu einer solchen Vollständigkeit und Ausdehnung, ob er auch zu einer solchen Kraft zur wirklichen Thätigkeit, eben so gelangen kann, als wenn auf eine Seele die christlich-religiösen Ideen mitwirken; das sind ganz andere Fragen, und von jedem, der die Macht der Sinnlichkeit und die damit verbundene Unordnung der Begierden hinlänglich bemerkt, gewiß zu verneinen. Hier kommt es uns nur hauptsächlich darauf an, daß bemerkt werde, wie das Christenthum alles erforderliche an sich habe, um die Seele des Menschen zu dem höchsten, hier in der Welt für ihn möglichen, moralischen Sinn zu erheben.
Dies

Dies ist unleugbar; denn die oben angegebenen, im Christenthum liegenden und wirksamen Begriffe zeigen es ganz deutlich. Ist nun aber dieses gegründet, was kann denn die philosophischen Köpfe bewegen, daß sie um die Menschen moralisch gesinnet zu machen, die Grundsäulen des Christenthums, die durchaus in historisch-glaubwürdigen Factis bestehen, durch die ausgesuchtesten und künstlichsten Kritiken und Zweifel, suchen wankend zu machen? Ist es ihnen redlich nur um Beförderung der Moralität zu thun, warum zerstören sie denn den Weg des Glaubens und der Hoffnung durch Christum zu Gott, der doch unleugbar auch dahin führet? Und gesetzt auch, diese christliche Moralität wäre um nichts vorzüglicher, als die philosophische; so ist doch abermal unteugbar, daß nur die seltensten unter den Menschen zu der eingezogenen Tiefsinnigkeit, welche, um zur philosophischen Moralität zu gelangen, unentbehrlich ist, Anlage und äußere Umstände haben. Auf dem christlichen Wege hingegen kann jeder, auch der einfältige, zur Moralität leicht gelangen, indem er mit Ehrlichkeit, die christlichen, von außen ihm bekannt werdenden Nachrichten und Lehren als göttliche Wahrheit glaubet und befolget. Wenn zwei Wege auch nur genau zu einem und demselben Ziel führen; der aber, welcher am leichtesten und von jedem zu wandeln ist, wird verschrien, verdächtig und verächtlich gemacht, damit der andere, den aber unter tausenden kaum Einer weder richtig finden noch wandeln kann, nur betreten werde; ist das moralisch gut und wohlmeinend gehandelt?

der Stifter eines ewigen Heils mit innerer Zustimmung anerkannt und bewilligt wird; so erwacht damit zugleich eine innere Hochachtung gegen die heil. Schrift, als eine göttliche Offenbarung und Beleh.

Belehrung; denn ohne die Bibel dafür zu halten, ist kein Glaube an Jesum im biblischen Sinn des Worts möglich. Mit dieser Hochachtung gegen die Bibel erwacht auch zugleich in der Seele eine mehr gespannte heitere Aufmerksamkeit auf das, was in derselben von Gott, von seinem Thun, von dem was er gethan hat oder künftig thun will, was Ihm gefällt oder misfällt, von seiner Handlungsart gelehret wird; und damit werden die Begriffe der moralischen Vollkommenheit, nach welcher Gott handelt, im Verstande hell und eindrücklich. Ja in Jesu, dem Ebenbilde des unsichtbaren Gottes, sogar in dem niedrigen Bezirk dieses menschlichen Lebens, strahlen aus seinem thätigen Verhalten die moralischen Tugenden, die Güte, die Redlichkeit, Demuth, Sanftmuth, Geduld u. s. w. in dem stärksten und lieblichsten Lichte hervor. So entwickeln sich bey dem Glauben an Christum erst recht, erst vollständig und lebhaft in der Seele die moralischen Grundsätze, und sie schöpft solche, durch die biblische Belehrung, aus Gott selbst, der Urquelle und dem Urbilde dieser Vollkommenheit und Heiligkeit. Indem ferner die Seele in Christo ihr höchstes, ein ewiges Heil erblicket, annimmt, erwartet, wie bey dem Glauben an Ihn geschieht; so erhebt sich auch ihr Streben über die sinnlichen, zeitlichen Dinge dieser sichtbaren Welt. Damit paaret sich ein Geschmack, ein inneres Wohlgefallen an einem höheren Leben, das aus Gott ist, und der Gottheit ähnlich geführet wird. Auf diesem Wege,

unter

unter dem Einfluß der göttlichen Kraft, wie die Bibel ausdrücklich versichert, kommt der Christ, der es in der Wahrheit wird und ist, zu der Umstimmung der Seele, wobey er, nicht in leeren Worten, sondern in der Realität, zum moralischen Ebenbilde der Gottheit erneuert, gleichsam umgeschaffen wird, nicht mit einmal in der höchsten ihm erreichbaren Vollkommenheit, sondern in den ersten Grundzügen, welche nach und nach, wie an Erweiterung, auch an Ausbildung und Kraft zunehmen.

Damit ist nun in der Seele das Gesetz der moralischen Vollkommenheit aufgerichtet, im Verstande der Begriff davon, und im Willen die Lust und Neigung dazu; und, mit diesem angenommenen Gesetz die Handlungen dieses Menschen übereinstimmend einzurichten, dies ist nun das große, das edle Geschäft der Vernunft, aber nicht der Vernunft, so wie sie eine wesentliche Eigenschaft aller Menschen ist, sondern so wie sie nun bey solchem Menschen ist, nemlich eine erleuchtete und geheiligte Vernunft. Es ist nothwendig, hierüber noch einige Bemerkungen beizufügen, welche, obgleich die Sache eine Ausführlichkeit wohl verdiente, dennoch hier nur ganz kurz seyn können.

Das Geschäft des Verstandes ist, die Begriffe der Dinge, größtentheils durch Veranlassung von aussen, in sich zu entwickeln, und in der Seele zur Empfindung, das heißt, zur Vorstellung

Stellung zu bringen. Die Vernunft empfindet
 das Verhältniß der vorhandenen Begriffe gegen
 einander, welches überhaupt auf Harmonie, Dis-
 harmonie und Indifferenz hinaus läuft. Der
 Wille nimmt aus den vorhandenen Vorstellun-
 gen Anlaß, aber, vermöge seiner Freyheit, im-
 mer nach eigenen innern Belieben, zuerst in sich
 Neigung oder Abneigung dagegen zu erregen, und
 dem gemäß alsdann auch die Werkzeuge und
 Kräfte zur Thätigkeit nach aussen, so oder anders,
 in Bewegung zu setzen. Dieses ist der summaris-
 sche Hauptbegriff dieser drey großen Eigenschaften
 der menschlichen Seele. Alles, was in der ganzen
 Welt, im Größten und im Kleinsten, und in
 allen Fächern, so geschieht, gewirket und ange-
 ordnet wird, daß es auf Harmonie, auf Ueber-
 einstimmung z. B. der Mittel mit einem Zweck,
 oder auf Abwendung des Disharmonischen hinaus-
 geht, alles das ist Folge von der wirksam gewe-
 senen Vernunft, welche nach dem Maas der im
 Verstande entwickelten mehrern oder wenigern
 Begriffe und der Art derselben, das Eigenthum
 eines jeden Menschen ist, so lange er körperlich
 gesund bleibt; und diese Vernunft ist auch, doch
 wiederum nach dem Maas der größern oder ge-
 ringern Deutlichkeit der vorhandenen Begriffe,
 eine sichere Zeugin dessen, was hier oder da passend
 ist, nicht passet oder unnütz ist. Eben dieses lei-
 stet sie auch im Bezirke der Sitten. Sie ist siche-
 re Führerin; sie dienet Jedem, aber, wie überall,
 in diesem Felde besonders, Jedem nach seinem
 Be-

Be-

Belieben. Sie ist eine treue Wegweiserinn, aber eben sowohl auf dem Wege zur Linken, wie auf dem zur Rechten, je nachdem der Wille dessen, der sich ihrer bedienet, sein Interesse dabey findet, diesen Weg oder den entgegengesetzten zu gehen. Kurz, die Vernunft ist eine Dienerinn sowohl zum Guten als zum Bösen, je nachdem ein Mensch an jenem oder an diesem ein Gefallen findet. Der, dessen Wille und Wunsch nur auf Erwerb des Reichthums, und weiter auf nichts, gerichtet ist, sieht mit dem Auge seiner Vernunft in List, Falschheit, Lügen und Ränken sehr anpassende Mittel zu seinem Zweck; seine Vernunft weist ihn auf den Weg, und er freuet sich dieser seiner Führerinn. Der, dessen Wille sich zur Gerechtigkeit hinneiget, daran einen Geschmack findet, hat an seiner Vernunft ebenfalls eine treue Zeugin dessen, was in einzelnen Fällen und Handlungen zu thun oder zu lassen ist, was mit jenem Ziel übereinstimmt, oder damit disharmonisch, und also verwerflich ist. Wer herrschen will, es koste was es wolle, dem saget die Stimme seiner Vernunft, daß er Alle, die ihm im Wege sind, überwältigen müsse; sie sagt ihm ferner, daß zu diesem letztern Zweck, wenn etwa List und Lügen nicht hinreichen, auch Gewaltthätigkeit, Einkerkierung, Raub der Güter, Blutvergiessen und Morden noch anpassende Mittel sind; und je heller und feiner seine Vernunft ist, desto mannigfaltiger und abgefelmter sind die Mittel, die er auffindet; er rühmt sich dann dieser seiner

Ver-

Vernunft, und weihet ihr, als seiner Göttin,
 Tempel und Altäre. Frankreich hat davon ein
 Beyspiel im Großen und Größten gezeiget. Und
 so geht's überall. In allen Dingen, wo es nicht
 beym bloßen müßigen Denken und Speculiren ver=
 bleibt, in Sachen der Religion und Moral vor=
 nemlich, nimmt der Mensch, sobald auch nur die
 ersten simplen Ideen z. B. von Anbetung Gottes,
 von Verehrung Jesu, von Güte, Mäßigung,
 Demuth, oder vom Gegentheil, sich ihm darbie=
 then, augenblicklich seine Parthey, d. i. sein Will=
 le fasset dagegen ein Gefallen oder Misfallen, nei=
 get sich dahin, oder davon weg; und dieser Stim=
 mung des Willens gemäß, wird nun bey gefälli=
 gen Gegenständen die Aufmerksamkeit des Ver=
 standes mehr geschärft, und bey misfälligen ge=
 schwächt und verhindert; und in Folge davon
 werden die Begriffe, vom Guten sowohl wie vom
 Bösen, dort beym Gefälligen mehr ausgekläret
 und erweitert, und hier beym Misfälligen mehr
 verdunkelt und entfernt. Unter solchen Ideen,
 von welcher Art sie seyn mögen, ist nun auch die
 Vernunft geschäftig; sieht Harmonie oder Dis=
 harmonie unter denselben, urtheilt, werwirft die=
 ses, findet jenes anpassend, alles so, wie es den
 Ideen, die der Hang des Willens lebhaft hervor=
 rücken läßt, angemessen und also diesem gefällig
 ist. Und so steht es in der Seele so lange, bis
 etwa durch eine neue Idee, oft auch nur durch
 einen kleinen Umstand veranlaßt, der Wille eine
 andere oder entgegengesetzte Richtung nimmt.
 Dann

Dann entstehen von dieser Seite neue Ideen, die Urtheile fallen nun auch anders, und der Mensch findet mit seiner Vernunft das anjehet gut, was ihm vorhin böse schien, und auch umgekehrt. Er geht von einer Tugend zum Laster, und von diesem zu jener über, und beruft sich in beyden Fällen auf seine Vernunft, die ihn leitet.

Diesen mächtigen Einfluß des Willens auf den Verstand und auf die Vernunft merket alle Welt. Jeder kennt die Fälle, wo er Ursache hat zu sagen: der Mensch will nicht aufmerken, sein Verstand ist von Lüsten wie umnebelt, die Neigung läuft der Vernunft zuvor, die Leidenschaft beherrscht seine Vernunft, u. s. w. Und was heißt das anders als dieses: Die genommene Richtung des Willens hat auf den Verstand und auf die Vernunft einen lenkenden Einfluß? Jeder kennt und braucht die Ermahnung: sey doch aufmerksam, fasse doch die Lehre, brauche doch deine Vernunft, sey nicht so widerspänstig, höre und folge doch; und das alles heißt abermal nur dieses: hemme doch in dir den Widerstand, den der Hang deines Willens verursacht. — Dies und weit mehreres kennt, erfährt und nennt Jeder; und doch können manche Philosophen, vornemlich anjehet, nur immer von Vernunft, nur allein und immer von Vernunft reden, und auf eine solche Art, als wenn, auch in practischen Dingen, Alles und in Allem von der Vernunft abhinge, oder als wenn irgendwo eine Vernunft existirte ohne einen

einen begleitenden und mitwirkenden Willen! —
 Es ist freylich, um den Willen zu lenken, der
 Weg durch Verstand und Vernunft, und durch
 die darin erregten Vorstellungen, der vornehmste,
 der edelste und oft auch nur der einzige; aber man
 muß auch nicht vergessen, dem Menschen zu sagen:
 alle Vorstellungen sind bey dir fruchtlos, so lange
 dein Wille nicht eine zustimmende Richtung nimmt.
 Auch dies muß man sagen, damit, zum größten
 Nachtheil für Religion und Moralität, die abge-
 neigten Seelen ihre Abneigung mit dem Mangel
 an Ueberzeugung, sich selbst täuschend, weiter zu
 entschuldigen nicht Anlaß haben. Wenn ich nur erst
 überzeugt wäre, spricht man; und indem man das
 spricht, kehrt die Widrigkeit gegen die Lehre zu-
 gleich die Aufmerksamkeit von den Puncten weg,
 deren offener Anblick zur Ueberzeugung hinläng-
 lich wäre. Oder ist denn eine Ueberzeugung mög-
 lich, ohne Genehmigung des Willens? Gerade
 in dem Moment, da diese letztere sich reget, da
 ein Gefallen an dem vorgehaltenen Gegenstand
 hervorrückt, eben da erst fängt die Ueberzeugung
 an. —

Wenn, wie bey dem Glauben an Christum ge-
 schieht, der Wille zu den moralischen Grundsät-
 zen sich mit Wohlgefallen hinneiget, und nun
 zugleich, weil die Hindernisse vom abgeneigten Willen
 wegfallen, die Begriffe davon, in dem Lichte
 der biblischen Lehre von der Gottheit und ihrem
 Thun, sich im Verstande aufhellen; dann ist auch
 die

Die Vernunft unter diesen Begriffen ungestört geschäftig. Dann ist da eine erleuchtete und geheiligte Vernunft; erleuchtet von Seiten des Verstandes; der die Begriffe reiner und richtiger, wie sonst, darstellt; heiligt von Seiten des Willens, indem er die moralischen Grundsätze genehmiget. Nun ist das Gesetz der sittlichen Vollkommenheit in der Seele aufgerichtet, und die Vernunft ist an jetzt in ihr das helle prüfende Auge, welches bey jedem Schritte, bey jeder einzelnen Handlung die Harmonie mit den Aussprüchen jenes Gesetzes, oder die Abweichung davon, schnell bemercket. Sie ist nun auf dem Wege des moralisch Guten eine treue Wegweiserin, und der Wille folgt dem vorleuchtenden Lichte dieser seiner Führerin, weil ihr Weg selbst von ihm beliebt ist. Jetzt befindet sich die Vernunft in ihrer rechten Lage, und der Mensch steigt zu seiner moralischen Würde hinan. Weil aber die moralischen Begriffe im Einzelnen nur nach und nach sich mehr aufklären und erweitern; weil auch in dem Zustande des jetzigen körperlichen Lebens noch immer manche unordentliche Triebe, welche die Schrift fleischliche Lüste nennt, und von aussen noch manche verwirrenden und verführenden Umstände, den moralischen Sinn leicht verrücken; so bleibt dem Christen immer fort die heil. Schrift auch ein Licht, bey welchem er seine Begriffe besichtigt, und seinen sittlichen Gang leitet, bis er, dieser Unvollkommenheit entnommen, zu einem höheren Lichte hinanrückt.

So

So steht der Christ, der's in der Wahrheit ist, unter dem Gesetz des Geistes, das er freiwillig angenommen hat, und kann ewig nicht davon frey werden. Er kann's, nach der absoluten Freyheit seines Willens, keine Macht bindet ihn so sehr, um das moralisch Gute, das er mit Wohlgefallen annahm, gar nicht wieder mit Mißfallen verwerfen zu können. Aber thut er's, so hört er damit auch auf, ein Unterthan Gottes in dem Reiche der Seligkeit zu seyn. Denn so lange Gott Gott ist, so lange bleiben auch die moralischen Grundsätze, dieser Ausfluß von der Heiligkeit Gottes, ein ewiges Gesetz; und ohne unter demselben freiwillig zu stehen, ist kein Genuß einer Geisteseligkeit möglich. Aber je näher der Geist zu dieser Quelle der Seligkeit und Heiligkeit hinrückt, und aus ihr Stärkung empfindet; desto weiter entfernet sich auch die Gefahr, daß er, von ihr hinweg und zu den stinkenden Sümpfen der Immoralität hinzufliehen, jemals wieder werde Lust haben.

3. Christen sind nicht frey von der Unterthänigkeit gegen Könige, Fürsten, Obrigkeit.

Der Apostel schreibet: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet,
der

der widerstreibet Gottes Ordnung. — Sie ist Gottes Dienerinn, dir zu gut. Thust du aber böses, so fürchte dich; denn sie träget das Schwerdt nicht umsonst; sie ist Gottes Dienerinn, eine Rächerinn zur Strafe über den, der böses thut. So seyd nun aus Noth unterthan, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen. Derhalben müisset ihr auch Schoß geben; denn sie sind Gottes Diener, die solchen Schuß sollen handhaben. So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seyd, Schoß, dem der Schoß gebühret, Zoll, dem der Zoll gebühret, Furcht, dem die Furcht gebühret, Ehre, dem die Ehre gebühret¹⁾. Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist²⁾. So ermahne ich nun, daß man vor allen Dingen zuerst thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung für alle Menschen, für die Könige, und für alle Obrigkeit, auf daß wir ein geruhiges und stilles Leben führen mögen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit. Solches ist gut, dazu auch angenehm vor Gott, unserm Helande³⁾. Für-

1) Röm 13, 1/7.

2) Matth. 22, 21.

3) I Timoth. 2, 1/3.

Fürsten und der Obrigkeit unterthan und gehorsam seyn ¹⁾!

Es wird völlig unbestimmt gelassen, von welcher Art die Obrigkeit sey, ob sie sey ein einzelner Regent, ein König, Fürst u. s. w. oder ob sie aus mehreren Personen bestehe, wie in Republiken der Fall ist. Mit großer Weisheit ist das unbestimmt gelassen. Hiemit ist das Christenthum für jede Staatsverfassung ganz unschädlich gemacht, und zum Wohl für das äussere Leben kommt es auch wirklich darauf nur an, daß eine Obrigkeit da sey, nicht darauf, ob sie sey monarchisch, republikanisch oder noch von anderer Art. Indessen machen die GröÙe, die Lage, die Densungsart, der vornehmste Ernährungszweig der zu einem Staat verbundenen Nationen allerdings hier die eine, dort eine andere Regierungsform vortheilhafter und anpassender. Aber dem Christen, als Christen, ist das gleichgültig; er kann in jedem Staat leben. Unbestimmt ist es auch, und abermal mit großer Weisheit, geblieben, ob die obrigkeitliche Würde herrühre von der Geburt, oder von einer Wahl, und wenn diese statt findet, ob sie geschehe von Einigen, oder vom ganzen Volk, ob die Würde daure auf Lebenszeit, oder auf gewisse bestimmte Jahre. Alles dieses ist dem Christen gleich viel. Auf die Frage: welche Obrigkeit muß ich denn eigentlich als die meinige anerkennen? wird niemand ein Kennzeichen angegeben

1) Tit. 3, 1.

ben können, welches, bey gleicher Kürze und Simplicität, anpassender und mehr bezeichnend wäre, als dieses: Die Obrigkeit ist die deinige, die Gewalt über dir hat. Schon vermöge dieses Characters kann kein Christ an Aufruhr, Empörung, unter welchem Vorwande es sey, oder an irgend einer Revolution jemals einigen Antheil nehmen; denn in allen Fällen sezet er sich wider die über ihm vorhandene Gewalt. Er ehret, liebet, vertheidiget diese seine Obrigkeit aus allem Vermögen, und wie und so lange er kann. Berührenten Personen diesen Character, die Gewalt habenden zu seyn, einmal völlig; so geschieht's nicht allein ohne sein Mitwirken, sondern auch wider seinen Willen; aber er kann's nicht verhindern, die obrigkeitliche Würde geht alsdann zu Andern über. Dieser Character erlaubet dem Christen auch nicht, eine Obrigkeit anzuerkennen oder zu verwerfen, je nachdem sie etwa wäre weise oder unverständig, gerecht oder ungerecht, milde oder tyrannisch. Er mag das erstere wünschen, und das letztere bedauern; aber seine Untertänigkeit muß sich darnach nicht modificiren; auch ein tyrannischer und ungerechter Regent, so lange der noch Gewalt über ihn hat, ist und bleibt noch seine Obrigkeit ¹⁾. Bey dem Kennzeichen, das

2

hier

1) Man vergl. 1 Petr. 2, 18. Es verdient auch bemerkt zu werden; daß es gerade Nero und Claudius, beyde sehr tyrannische römische Kaiser waren, unter welchen Paulus und Petrus lebten, und von welchen sie nebst den übrigen Christen viel zu leiden hatten. Dennoch empfehlen beyde Apostel, selbst gegen solche Kaiser,

hier von einer Obrigkeit angegeben ist, bleibt auch der Christ der sehr verwickelten Fragen: ob eine Obrigkeit sey die rechtmäßige oder eine unrechtmäßige? völlig überhoben. In vielen Fällen ist die Frage vor Menschen ganz unbeantwortlich. Es gehört zu der weisheitsvollen aber sehr geheimen Weltregierung Gottes, daß Er sich zuweilen der Menschen, als Werkzeuge bedienet, um böse Regenten abzustrafen, und aus der Welt zu schaffen, wie z. B. durch Jehu geschah¹⁾. Und auch umgekehrt, wie überhaupt den bösen Menschen zugelassen ist, den Guten und Frommen Gewalt und Unrecht, selbst den Tod zuzufügen, so ist's auch zuweilen den Lasterhaften zugelassen, durch den Mord eines guten und gerechten Königes, wie die Geschichte zeigt, selbst den Regentenstuhl zu besteigen; und selbst solche Regenten sind alsdann zuweilen Werkzeuge, etwas großes und wichtiges in der Welt auszuführen. Ueberall ist's unerforschlich, wie die Weisheit Gottes regieret! Sind und bleiben die Regenten moralisch böse Menschen, so werden sie, wenn durch sie geschehen ist, was geschehen sollte, auch selbst zerbrochen und weggeworfen, wie ein Stab, der seine Dienste gethan hat, und nun weiter zu nichts taugt. Obrigkeiten im höchsten Sinn haben unter Menschen keinen Richter. Die Sprache, welche zuweilen gehöret wird: die Nachwelt d. i. die folgende Generation, richtet

Kaiser, den Christen so dringend Unterthänigkeit und Gehorsam. Durch den Umstand erhalten diese Vorschriften eine vorzügliche sowohl Würde, als Kraft.

1) 1 Kön. 9, 6. folg.

tet sie, ist eine leere Floskel, denn was nuzet oder schadet es ihnen persönlich, ob die Menschen, die nach ihnen in dieser Welt leben, ihr Verhalten als gut, oder als schlecht beurtheilen? Nur Gott allein ist aller Könige König, und aller Fürsten Herr und Richter. Diesem höchsten Herrn läßt der Christ sein Gericht, wünscht und erbittet indessen seiner Obrigkeit alles Gute, liebt und ehrt sie, und ist ihr unterthan.

Kein Regent ist im Stande, überall in seinem Staate alles in eigener Person selbst zu sehen, zu richten, anzuordnen. Er muß in allerley Fächern seine Diener, seine Beamten, kurz untergeordnete Obrigkeiten haben; und auch diese gehören im Allgemeinen mit zu der Obrigkeit, der ein Christ unterthan seyn soll; wie auch ausdrücklich befohlen wird ¹⁾.

Daß eine Obrigkeit da sey, nennet die heil. Schrift eine Ordnung Gottes: Ein starker Ausdruck, der aber der Natur der Sache völlig angemessen ist. Wo Geschöpfe sind, wie bey den Menschen offenbar der Fall ist, welche von sehr ungleichen Anlagen, Talenten und Kräften sind, welche dennoch nicht jedes abgesondert vor sich allein, wie die Thiere in der Wildniß, sondern zusammen leben, ihre intellectuellen und moralischen Kräfte mit einander, und durch gegenseitigen Einfluß entwickeln, bilden, üben, und so zu einer höhern Bestimmung oder zu einem gemeinschaftlichen

1) 1 Petr. 2, 13. 14.

lichen Endzweck heranwachsen sollen; wo eine solche Welteinrichtung da ist, wie die unsrige von allen Seiten offenbar sich ankündigt, da ist es auch was wesentliches, daß eine gewisse Ordnung obwalte, worin jedes der zusammenlebenden Glieder sich halten muß, damit nicht ein stärkeres ver- suche das schwächere völlig zu entkräften und zu unterdrücken, oder damit nicht die sich gleich stark dünkenden Kräfte sich an einander aufreiben, und also der letzte Zweck vernichtet werde. Soll aber die Ordnung bestehen, so muß auch nothwendig eine äußere Gewalt da seyn, welche, wenn etwa einige sich von selbst in ihren Schranken nicht halten wollen, mit äußerer Macht dazu, was die Ausbrüche in Handlungen betrifft, zu zwingen im Stande ist. Unausweichlich führt dies auf eine Obrigkeit. Wer das leugnen will, der muß wirklich seine eigene Vernunft verleugnen. Machte also Gott, und wer kann zweifeln? mit Vernunft und zu weisen Absichten den Plan zur Welt- einrichtung; so lag auch schon dieses mit darin, daß eine Obrigkeit da seyn sollte, und diese ist daher ganz eigentlich Ordnung Gottes. Ja auch selbst in der zukünftigen und vollkommnern Geisterwelt, wie sich nicht anders denken läßt, werden ungleiche Kräfte, eine Verbindung derselben mit einander und zu einem großen Endzweck, auch noch da seyn; und dies führt auch selbst bey jener höheren Welt ebenfalls noch auf eine gewisse Ordnung unter den hervorragenden und untergeordneten Kräften, auf den Begriff von Vor-
gesehenen

gesetzten und Untergebenen d. i. auf den Begriff von einer Obrigkeit, aber freylich mit Absonderung alles des Mangelhaften oder Uebertriebenen, das in dieser Welt sich zeigt. Wer bestimmt's, auf wie vielen immer höheren, und doch immer noch untergeordneten Stufen, die selige Geisterwelt hinansteigt bis zur Gottheit, der zuletzt alle Stufen freywillig unterthan sind? In dieser Aussicht ist Obrigkeit, doch anpassend jener Vollkommenheit, in strengsten Sinn eine ewige Ordnung Gottes. Um dazu hienieden die Christen zu gewöhnen und zu bilden, ist es selbst in der heil. Schrift ein moralischer oft wiederholter Grundsatz: Allesamt seyd unter einander unterthan in der Furcht Gottes, und haltet fest an der Demuth, die nicht über die vorhandenen Stufen der Subordination hinausstrebt ¹⁾).

Wie weit die Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit sich erstrecken solle, ist bey der äussersten Kürze und Simplicität, dennoch überaus vollständig dadurch angezeigt, da die Absicht genannt wird, weswegen sie da sey, und als Gottes Ordnung da seyn müsse. Nämlich sie ist da, um den bösen Werken zu fürchten zu seyn — um den Schutz dawider zu handhaben — damit wir ein geruhiges und stilles Leben führen. Aus diesen wenigen Worten fließt alles, was die schärfste philosophische

1) Ephes. 5, 21. 1 Petr. 5, 5.

sche Untersuchung nur je als Zweck der Obrigkeit angeben mag. Alles läuft hinaus auf äussere Ruhe, auf bürgerliche Sicherheit des Lebens, des Eigenthums, der Freyheit, auf Anstalten zu dem Zweck, auf Schutz gegen Beeinträchtigungen, auf einen stillen Gang der zu diesem Leben nöthigen Nahrungsweige, kurz, auf äussere bürgerliche Wohlfart. Alle Verfügungen der Obrigkeit zu diesem so wichtigen Zweck sind von Christen zu befolgen. Weiter als dahin, dehnt die Bibel den Zweck, weswegen eine Obrigkeit da ist, nicht aus; weiter darf also auch diese keinen Gehorsam fordern, und weiter ist auch dem Christen kein Gehorsam befohlen. Kommt's an auf religiöse Meinungen und Lehren, auf innere Verehrung Gottes, auf moralische Gesinnung und Lebensart, in so ferne alles dieses nicht in Thaten ausbricht, die für Andere beleidigend und der öffentlichen Wohlfart nachtheilig sind; so erklärt die heil. Schrift, wie oben gezeigt, die Christen für frey von allen menschlichen Meinungen, und ruft ihnen in diesem Betracht zu: werdet nicht der Menschen Knechte. Kommt's aber, auch in Ansehung der Religion, doch nur bloß an, auf eine gewisse Einrichtung bey dem äussern gemeinschaftlichen öffentlichen Gottesdienst; so ist's zwar, nach Inhalt der heil. Schrift, nicht nothwendig, daß die weltliche Obrigkeit auch darüber ihr Amt erstrecke; eine Gemeinde könnte sich die dabey nöthige Ordnung selbst bestimmen, wie er auch in den ersten christlichen Gemeinden geschah.

schah. Indessen läßt der Christ auch darin die Verfügungen der Obrigkeit, wenn sie dazu nur einmal, und oft wirklich mit Nutzen, die Befugniß hat, sich billig und gerne gefallen; denn die christliche Religion besteht in der innern Hinkehr des Geistes zu Gott, nicht in dieser oder jener äußern Einrichtung des öffentlichen Gottesdienstes. Dieses Aeußere ist nur ein Beförderungsmittel zu jenem Wesentlichen, und kann immer verschieden angeordnet seyn, ohne daß dadurch an sich und nothwendig jenes in Gefahr käme ¹⁾. Sollte indessen eine Obrigkeit sich soweit vergessen, von einem Christen, in Absicht auf Religion, so etwas zu fodern, was mit seinem redlichen Gewissen gegen Gott nicht bestehen kann; so ist ihm auch schon gezeigt, daß er in dem Fall sagen kann und muß: man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen, und allenfalls deswegen das leidet, was eine gemisbrauchte Gewalt über ihn hartes verhänget ²⁾.

Ist bürgerliche Ruhe und Sicherheit der Zweck, weswegen eine Obrigkeit, als Ordnung Gottes, da seyn muß, so muß sie auch Macht besitzen, um, wenn es nöthig ist, den Bösen zu steuern, und mit überlegener Gewalt die Sicherheit des Lebens und der Güter zu schützen. Die

ein

1) Wem daran gelegen, über Gewissensfreiheit meine Gedanken vollständig zu kennen, den verweise ich auf meine Abhandlung: das Recht der Fürsten die Religionslehrer auf ein feststehendes Symbol zu verpflichten. Leipzig bey Hilscher.

2) Ap. Gesch. 5, 29. Dan. 3, 16. folg. 6, 10. f.

einzelne eigene Person der Obrigkeit reicht dazu nicht hin. Uebernatürliche Kräfte sind ihr zu dem Zweck nicht versprochen. Was sie leisten soll, das kann sie nur bewirken durch eine hinlängliche Anzahl anderer Menschen, die sie, um ihren Befehl zu vollstrecken, immer in der Nähe und immer in Bereitschaft hat, und denen sie also auch den nöthigen Unterhalt reichen muß. Die Obrigkeit selbst, indem sie ihre Kräfte und ihre Zeit, der allgemeinen Wohlfart widmet, muß nach dem biblischen Ausspruche: Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth, ebenfalls das Nöthige zu einer anständigen, der Würde angemessenen Subsistenz haben. Woher nimmt sie die Mittel, um den von mehreren Seiten nöthigen Aufwand zu bestreiten? Die Natur der Sache giebt schon von selbst die Antwort: die, welche beschützt werden und seyn wollen, müssen dazu beitragen, daß die dazu nöthigen Mittel immer in Bereitschaft seyn. Dieses ist der natürliche Grund aller Abgaben an die Obrigkeit; und damit stimmt auch in der heil. Schrift der Befehl überein: Gebet Jedem, was ihr schuldig seyd, Schoss, Schutzgeld, Zoll, wem dergleichen gebühret. Ueber alle Abgaben an die Obrigkeit murren, oder solche entziehen, ist daher eben so sehr Ungehorsam gegen Gottes Anordnung, als es an sich schon zeuget bald von Unvernunft, indem man einen Zweck will, ohne zugleich die Mittel dazu zu wollen, bald von einer sehr unsittlichen und schlechten Gesinnung, indem man von der bürgerlichen Gesellschaft zwar jeden

Vor-

Vortheil ziehen, unter ihrem Schirm vergnüglich sitzen, aber die Tragung dieses Schirms immer nur Andern überlassen, und selbst dazu auch nicht den kleinsten Finger reichen will. Ganz anders spricht die Lehre, der die Christen folgen: Einer trage des Andern Last.

Wie viele Abgaben an die Obrigkeit zu entrichten seyn? Von welcher Art sie seyn, und in welcher Ordnung sie geschehen müssen? Wer solche bestimmt und anordnet; ob der Regent, oder die vornehmen Stände, oder die Volkszünfte, oder die ganze Volksmasse es thun? Alle solche Fragen läßt die Bibel unbeantwortet und unbestimmt, und abermal mit großer Weisheit; nun ist auch von dieser Seite das Christenthum mit jeder Staatsverfassung vereinbar und verträglich. Jene Fälle können in verschiedenen Staaten alle, und noch auf mehrere Art, statt finden, etwa vermöge einer Einrichtung, die ein zusammentreten des Volk sich ursprünglich gab, oder vermöge gewisser Ereignisse, wodurch eine Gewohnheit, ein Gebrauch, ein Herkommen entstand, welches alles unter Menschen und in bürgerlichen Dingen ein gültiges Recht verschaffet. Jedem solchen noch bestehenden Rechte füget sich der Christ, und leistet, demselben gemäß, das was in dem Staate, wo er lebet, zu leisten ist, ohne sich auf jene Fragen einzulassen. Wenn auch selbst ein Regent sich um eine Einwilligung der Stände oder des Volks gar nicht bekümmert, sondern ganz willführ-

führt

kühnlich beliebige Abgaben aufleget; so füget sich ein Christ auch dieser Verfassung. Die Juden hatten gewiß nicht ihre Zustimmung zu den Steuern gegeben, die Tiberius von ihnen eintreiben ließ; und doch sagte Christus: gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Das bishieher vorgetragene zeigt in einer simplen Gestalt, in welchem Verhältniß ein Christ, nach der christlichen Lehre, gegen die Obrigkeit stehet, und von der Unterthänigkeit gegen dieselbe keinesweges frey ist; er läßt sich gefallen und befolget, was angeordnet wird. So verhält sich ein Christ, bloß als Christ betrachtet. Aber seine Lage verändert sich, wenn er nicht mehr bloß als christlicher Bürger im Staat anzusehen ist, wenn er etwa zugleich auch einen hervorragenden Posten bekleidet, oder ihm ein Amt übertragen ist, wobey es ihm obliegt, über gewisse Rechte und Privilegien zu wachen, und für die Beybehaltung einer einmal eingeführten Verfassung zu sorgen. In diesem Fall darf er nicht mehr zu allem, was etwa ein Regent will, blindlings Ja sagen. In diesem Fall ruft ihm eben die christliche Lehre auch zu: wer ein Amt hat, der warte des Amt, und sey darin sorgfältig¹⁾. Hier wird es ihm Pflicht, den etwa zu weit gehenden Verfügungen des Regenten entgegen zu wirken, nicht durch Aufruhr und Empörung, sondern, der üblichen Ordnung gemäß, durch Gegenvorstellungen, und auch dabey, wie
es

1) Röm. 12, 7. I Petr. 4, 10. 11.

es überall die christliche Sittlichkeit fodert, mit Anständigkeit, Sanftmuth, Bescheidenheit. Wer in solchen ausgezeichneten Verhältnissen nicht steht, der füget sich nach den Anordnungen, ohne Murren und Ungestüm.

Wer von dem Geiste des Christenthums wirklich belebet wird, der gesteht ohne Schwierigkeit, daß das Verhältniß, welches die christliche Lehre bey den Unterthanen gegen die Regenten festsetzet, für die Ruhe im Staat und für den bürgerlichen Frieden überaus zuträglich und annehmenswürdig sey. Obrigkeiten haben auch alle Ursache, damit zufrieden zu seyn. Aber desto mehrere Stimmen erheben sich dagegen, vornehmlich in unsern Tagen, fast von allen Seiten. „Sollen wir denn schlechterdings nur seyn wie die „Lastthiere, die sich geduldig alles müssen aufbürden lassen, was den Obrigkeiten beliebt? Eine „drückende Einrichtung folget der andern; Abgaben über Abgaben werden gefodert; Staatsbedürfnisse heißt alles, aber man sieht, welche „ganz andere und übertriebene Bedürfnisse durch „den sauren Schweiß der armen Unterthanen gestillet werden! Sind doch die Regenten auch „nur Menschen, wie wir, und was sie als Regenten sind, das sind sie durch die Einwohner „der Länder; und doch müssen wir uns so ganz „verachten, so ganz nach ihrem Gutdünken niederdrücken lassen! Dazu sollen wir immer schweigen, nur immer unter der Last uns beugen, und „nie-

„niemals Kraft anwenden, uns Erleichterung zu verschaffen, und die Menschenrechte wieder geltend zu machen!“ —

Christen, die ihr es im Geist und in der Wahrheit seyd, wenn ihr solche Stimmen höret, übereilet euch nicht mit eurem Beyfall. Das Wort Menschenrechte gleicht einem Schimmer, der in einiger Ferne ganz lieblich scheint, der aber, wenn er zu scharf, zu voll, zu plötzlich vom Auge aufgefasst wird, dasselbe nur blendet und zum ordentlichen Sehen untüchtig macht. Wir wollen in der Folge von diesem verführerischen Worte noch besonders etwas sagen, vorjekt aber nur auf folgende Bemerkungen mit ruhigem Gemüthe einige Blicke noch richten.

Wer sind denn zuerst diejenigen, welche am lautesten und bittersten solche Klagen wider die Obrigkeit hören lassen? Bey manchen verkündigt es schon die Stirn, von welchem Gehalt sie sind, nemlich Menschen, die von stolzer Einbildung aufgeschwellet auf alles Vornehmen der Herrscher schmähen, weil sie selbst gern herrschen möchten; oder Menschen, welche, zu jedem ehrlichen Erwerb schon verdorben, alle bürgerliche Ordnung wegwünschen, um ungehindert Andere plündern, berauben, und so sich selbst bereichern zu können; oder Menschen, denen Ueppigkeit, Schwelgen, Saufen, Spielen ihr einziges Element ist, und die also jeden Groschen, der nicht dazu, sondern zum Nutzen des Ganzen, auf Betrieb der Obrigkeit

feit

feit angewendet wird, als einen unerträglichen Verlust beseufzen. — Allen solchen Menschen ist nur zu rathen, daß sie erst Christen in der Wahrheit werden, ihre Ehre, ihren Reichthum und ihr ächtes Heil erst in Gott und in der Ewigkeit erkennen, suchen und hoffen lernen, und damit zugleich dem Geiste einer sittlich guten Gesinnung bey sich Platz lassen; dann werden sie solcher Klagen sich von selbst schämen.

Es giebt nächst den vorigen noch Andere, welche auch über die Regenten klagen, doch schon weniger ungestüm, und aus dieser Ursache, weil sie von dem wirklich großen und schwierigen Geschäfte einer Staatsverwaltung gar zu wenige Begriffe haben. Diese Menschen verdienen bey ihren Klagen mehr Schonung und Nachsicht. Ein einzelner Bürger kennet gewöhnlich nur den sehr kleinen Kreis seines Gewerbes, wünscht, nur darauf soll die Regierung vornehmlich ihr Augenmerk richten, um nur da hauptsächlich alles leicht, bequem und vortheilhaft einzurichten; aber er vergißt, daß es solcher Kreise noch viele andere im Staate giebt, viele Stände, viele Gewerbe und Klassen von Bürgern, für welche alle soll gesorgt seyn; er vergißt zu bedenken, daß eine Verfügung, die einem Theil Menschen zum Vorthell gereicht, selten möglich ist, ohne zugleich einen andern Theil einzuschränken. Da klagt nun ein solcher Eingeschränkter, ihm geschehe Abbruch! Es kann wahr seyn, und dennoch kann doch der Regent,

gent, indem er das Beste des Ganzen im Auge hatte, mit Weisheit und Güte die Verordnung gegeben haben. Unzählich sind auf ähnliche Art die oft wider einander laufenden Verhältnisse im Staat; kein einzelner Bürger kann sie vollständig übersehen, und also auch nicht richtig beurtheilen. Ueber die Abgaben an die Landesobrigkeit klaget ein einzelner Bürger oft auch nur bloß aus Unkunde der Sache. Er überschläget etwa in Gedanken, wie viel die ihm bekannten mehreren Abgaben im Ganzen einbringen müssen, und die Summe dünkt ihm ungeheuer groß. Aber er vergißt zu bedenken, daß die Ausgaben des Regenten, in den so gehäuften Zweigen der Staatsverwaltung, ebenfalls sehr groß sind und seyn müssen. Ein ähnlicher Fehler im Urtheilen wird häufig auch schon bei einer einzelnen kleinen Haushaltung begangen. Mancher denkt, wie viel Einkünfte hat nicht der und der Mann, unmöglich kann er das alles brauchen! Aber der, welcher so denkt, kennt nicht die mannigfaltigen Ausgaben, die dieser Mann in seiner Lage, oft unmerklich vor den Augen Anderer, nöthig hat. Kennete man alle Umstände, so würde sich zeigen, daß nicht durch den Ueberfluß an Einkünften, sondern vornehmlich mit durch kluge und ordentliche Wirthschaft, dieser Mann im Wohlstande bleibt. Dies gilt noch vielmehr von der Beurtheilung der Staatseinkünfte. — Ein wahrer Christ urtheilet, wie von Jedermann, noch vielmehr von der Obrigkeit, nach Billigkeit und Gelindigkeit; und wenn der dies thut, und
dabei

haben nicht vergißt, daß auch der Regent nur ein Mensch, und menschlichen Fehlstritten unterworfen ist, und noch dazu die Staatsverwaltung durch mehrere, auch nur menschliche Hände gehen muß; so findet er Ursache genug, seine Klagen zu mäßigen.

So häufig auch in diesen bemerkten Fällen die Obrigkeit mag tadelfrey bleiben, und die Klagen über dieselbe mögen ungegründet seyn; so giebt's doch auch Fälle, wo diese gegründet genug sind, und sogar in weit stärkeren Zügen, als vorhin angegeben sind. Die Geschichte der Menschen zeigt uns Regenten, die sich um ihre Regentenpflicht und um das Wohl des Volks fast nichts bekümmerten, die von dem Dunst der niedrigen Hofschmeicheley umdunstet, sich beynah als Wesen höherer Art, und die Unterthanen nur wie Lastthiere ansahen, welche bloß um ihrentwegen da wären, und zum Behuf ihrer Unersättlichkeit im Geiz, in Schwelgeren, Ueppigkeit und Wollüsten, Bürden über Bürden zu tragen; die also Abgaben auf Abgaben, eine Bedrückung auf die andere häuften, mit ihrer überwiegenden Gewalt überall vordrangen, und alles, was sich vor der übermüthigen Hoheit nicht schnell genug biegt, tief in den Roth, völlig ins Elend niedertraten. — Wenn es nun solche Regenten gab, hie und da etwa noch giebt, oder künftig geben wird; zeigt denn da die Lehre des Christenthums den gepreßten und niedergedrückten Unterthanen nicht irgend ein Rettungsmittel, nicht eine Zuflucht?

M

In

In gewissen Fällen, Ja! Es kann der Fall seyn, daß ein Regent, in einem gewissen Betracht, noch einem Höheren, auch noch einem gewissen Gerichte unterworfen ist. Der Fall ist z. B. in Deutschland, wo die meisten der zum Deutschen Reich gehörigen Fürsten und Regenten doch noch unter den allgemeinen Kaiserlichen und Reichsgerichten stehen. In so fern das statt findet, sind solche Gerichte auch noch Gottes Ordnung, und in ihrem Maaße auch noch eine Obrigkeit, durch welche, so wie zwischen Fürsten und Fürsten, auch zwischen Unterthanen und ihren Fürsten, Recht gesprochen, und zum Recht verholfen wird. Daß Unterthanen, die gedrückt werden, wider ihren Regenten dahin Zuflucht nehmen, ist dem Christenthum keinesweges entgegen; nur muß es, so wie alles, geschehen mit Anständigkeit, Mäßigung und Ordnung. Aber dieser Gang ist sehr weitläufig und beschwerlich. Und wie, wenn nun Regenten, wie häufig der Fall ist, gar keinem Höheren, gar keinem Gerichte unterworfen, sondern selbst die höchste Instanz, und die oberste einzige Macht sind! Dürfen da die gedrückten Unterthanen sich nicht selbst Recht schaffen, nicht solche Regenten entfernen, Revolutionen anfangen, und eine bessere Ordnung der Dinge einführen?

Jeder, der den ächten Geist des Christenthums kennt und liebt, beantwortet alle diese Fragen mit Nein. Gegen einen Mitbürger, einen Privatmann, der uns Unrecht thut, Selbstgewalt

walt, Selbststrache ausüben, verbletet uns schon der Zurus: Rächet euch selber nicht, meine Liebsten; wie viel weniger darf es geschehen gegen die Obrigkeit, die im vorzüglichsten Sinn ist Gottes Dienerinn? Zwar in jenem Fall ist zu den Gerichten noch die Zuflucht offen; aber wer schafft Recht gegen die höchste Landesobrigkeit, die weiter keinen Richter über sich erkennet? Ist auf dem glimpflichen Wege der Vorstellungen und Bitten nichts zu erlangen; so ist nichts übrig, als dieses: gebet Raum dem Zorne Gottes; denn es stehet geschrieben; Die Rache ist mein, Ich will vergelten spricht Jehova ¹⁾. Und wenn Gott nicht schnell genug sein Gericht anhebet; so ist indessen Tragen, Leiden, Dulden die hohe Tugend der Christen. Und es ist ihnen eine Gnade bey Gott, wenn sie um des Gewissens willen zu Gott das Uebel ertragen, und leiden das Unrecht ²⁾. Christus erlaubte seinen Freunden keine Selbstgewalt, nicht einmal gegen die Werkzeuge jener ungerechten Obrigkeit; er dräüete nicht einmal, da er litte, sondern stellte es dem heim, der recht richtet ³⁾. Diesem hohen Muster zu folgen, ist wahre Ehre bey Gott.

Regenten stehen auf einem sehr erhabenen Posten. Beynah grenzenlos können sie durch Weisheit und Gütigkeit, durch Gericht und Ge-

M 2

rechtig

1) Röm. 12, 19.

2) 1 Petr. 2, 19.

3) 1 Petr. 2, 23.

rechtigkeit, Gutes stiften, das Glück dieses Er-
 denlebens unter Menschen erhöhen und verbreiten,
 und die Uebel der Sterblichen mindern. Sind
 sie zu diesem großen Geschäfte dem, dessen Bild
 sie auf Erden vorstellen, sind sie der Gottheit in
 der Gesinnung und im Handeln ähnlich, wohl
 Ihnen! und es ist kein Zweifel, auch in der Ewig-
 keit wird ihr Loos ausgezeichnet glänzend bleiben.
 Aber wenn sie den vergessen, der auch sie gemacht
 hat, wenn sie nur sich und ihrer irdischen Hoheit
 leben, die Gerechtigkeit in Ungerechtigkeit aufhal-
 ten, an die Geplagten nicht denken, die Be-
 schwerten durch immer neue Lasten noch mehr be-
 schweren, das Seufzen der Geringen nicht achten,
 und in den Hütten der Niedrigen Thränen und
 Elend nur noch gehäufte herben locken; wehe
 Ihnen alsdann: Die Gewaltigen werden
 gewaltig gestraft werden. Christen ertra-
 gen allenfalls mit gelassenem Geiste das Unge-
 mach, das aus einer solchen erhabenen Quelle
 herabfließet. Aber Gott vergißt es nicht, und ist
 aller Fürsten und Herrscher Herr und Richter!

Europa, und besonders unser Deutschland,
 ist in unserm Zeitalter mit Regenten gesegnet, wel-
 che durch Weisheit und Gerechtigkeitsliebe, durch
 eine gelinde, sanfte, wohlwollende, menschenfreund-
 liche Regierung, ja selbst durch eine christlich re-
 ligiöse Gesinnung, sich vorzüglich verehrlich ma-
 chen. Man kann von allen diesen Fürsten anneh-
 men, daß sie, wenn auch nicht überall aus glei-
 chen

chen Bewegungsgründen, dennoch alle den Willen haben, ihre Unterthanen nicht gewaltthätig zu drücken, nicht übermäßig zu beschweren, vielmehr die unvermeidlichen Lasten aufs möglichste zu erleichtern, Wohlstand und Zufriedenheit zu befördern, mehr Genuß einer anständigen Freyheit zu verstaten, und Güte und Gelindigkeit überall vorwalten zu lassen. Die Völker empfinden auch die sanftere Luft, welche sie athmen, und der christliche Menschenfreund fühlet sich jetzt oft von theilnehmender Freude sanft durchdrungen, wenn er erfähret, mit welcher Liebe und Freude hie und da die Menschen sich ihren Fürsten zugethan zeigen. Dennoch läßt sich zwischen durch auch nicht ganz selten die düstre Miene der Unzufriedenheit blicken, und aus mehrern Gegenden die Stimme des Unmuths hören. Woher kommt das? Wie ist's möglich, daß deutsche, sonst ernsthaft verständige Menschen wünschen können, die so verpestete und sichtbar tödtende Luft möge doch aus dem jetzigen Frankreich her auch in ihrem milden Himmelsstrich zu athmen seyn? Woher kommt das? Freylich zuerst daher, weil es Menschen von der vorhin bemerkten verdorbenen Gemüthsart auch auf deutschen Boden giebt, und anjetzt vielleicht mehr, als jemals. Aber auch Menschen, die von solcher zerrütteten, hochfliegenden, wilden Gemüthsart noch nicht sind, auch Menschen, die in ihrem obgleich niedrigen Stande doch gerne zufrieden seyn möchten, die wohl selbst den guten Willen ihrer Fürsten ehren, lieben, loben, auch solche

solche

solche thun misbergnügt, und sehnen sich nach einer Aenderung. Was ist davon die Ursache? Es sind es die Werkzeuge der Fürsten, ihre Räthe, die Beamten in allerley Fächern, die Unter-Obriqkeiten, die subalternen Richter, die Güterbesitzer, die reichen Pächter, und mehrere, die nun von allen diesen wieder die Rathgeber, Diener und Werkzeuge sind. Ferne, sehr ferne sey es, auf alle diese Stände, auch nur in einem einzigen Lande, den hier gemeinten Tadel allgemein fallen zu lassen, nein, nein! Selbst der, welcher dies schreibt, kennt Personen beynah aus allen den Ständen, auf welche der gemeinte Vorwurf nicht fällt: aber in deren Bezirk herrscht dann auch jene Unzufriedenheit nicht. Allein man hört den lauten Wunsch, daß das Schicksal der niedrigsten Volksklassen möge verbessert werden, immer häufiger; man erzählt sich Vorfälle, man erfährt Nachrichten, wie da und dort die Lage der Leute ist, und wie sie behandelt werden; so daß sich, so sehr er auch betrübet, der Gedanke hervorbrängt: jene Personen sind, und wohl nicht ganz selten, die drückenden Despoten, die Tyrannen im Kleinen. Die Bescheidenheit mahlt nicht gerne eins der vorschwebenden Bilder völlig aus. Aber man mag allenfalls von Allem, was von der Art irgendwo geschehen ist, oder geschieht, völlig wegsehen; ist's nicht offenbar, daß das äussere Schicksal der geringen Leute, besonders auf dem Lande, ganz von der Willkühr jener Personen abhängt? Ob sie Arbeit haben sollen, oder nicht; wie

wie viel oder wenig sie verdienen sollen; ihre Hütte und deren Beschaffenheit, ihr bißchen Wärme, ihr Stück Brodt, ihr Hemd und Strumpf, der kleinste Antheil an den ersten gemeinsten Naturproducten, und jede noch so harte Bedingung dabey, alles, die noch so kümmerliche Subsistenz hängt von jener Willkühr ab. Wenn nun der Unglaube die christlich religiösen Aussichten immer merklicher vermindert und verdrängt; wenn mit der Verachtung dieser Religion auch der christlich moralische Sinn der Gerechtigkeit und Billigkeit, der Gütigkeit und Menschenliebe, unausbleiblich immer mehr die Nahrung und Kraft verlihet; wenn statt dessen der Welt Sinn, der Hang zum Großthun, zur Pracht und zum Wohlleben, immer herrschender, und mit demselben die Begierde nach Reichthum und nach Vergrößerung der Einkünfte immer unersättlicher wird; wenn dies die Lage der jetzigen, besonders der vornehmeren Welt, zusehends immer mehr wird: so ist, auch ohne auf wirkliche Vorfälle sonderlich zumerken, leicht zu berechnen, daß ein solcher Vergrößerungssinn, da er sonst seine Grenzen und einen Widerstand findet, bey dem niedrigen, wehrlosen Haufen durch immer gehäuftere, unbezahlte Dienste, durch immer stärkere Einschränkung und Abkürzung, wohl eben nicht ganz selten, seine Befriedigung sich erringet. Kommt noch hinzu eine harte schnöde Behandlung, ein Mißbrauch der Landesverordnungen, und manche andere feine Kunst; so läßt sich leicht ein Zustand denken, wo
die

die Unzufriedenheit bedauernswürdig, und der Wunsch nach einer Aenderung nicht ungerecht erscheinen. Zwischendurch erschallet dann noch immer die Stimme der evangelischen Ermahnung, der Obrigkeit unterthan und gehorsam zu seyn; und wenn auch sonst nichts vom Evangelio, so ist doch immer diese Stimme jenen Personen sehr angenehm, damit die Ermahnten nur sein geduldig ihre Bürden, und alles, was vorgeht, ohne Murren ertragen. Die Stimme thut zu dem Zweck auch wirklich noch ihre Dienste; aber mancher, der sie hören läßt, fühlet vielleicht dabey im Stillen tiefe Wehmuth, besonders wenn er dem Niedergedrückten nicht einmal laut den Trost darf zurufen: euch geschieht von eurem Herrn zu nahe, ertraget das Unrecht, Gott wird's richten! Denn dies hieße Injurie, und man kenne davon die Folgen! —

Sollten diese Zeilen, vielleicht durch Zufall, das Glück haben, Einem unserer mehrern edel, gerecht und gütig gesinnten Fürsten vor die Augen zu kommen; so stehe hier im Nahmen der niedrigsten Menschheit, der Bauern, der Tagelöhner und gemeinen Arbeiter, diese Bitte, daß Ihre Weisheit, welche das hier berührte von selbst viel vollständiger durchschauet, die Wege öffnen wolle, auf welchen gegen den Druck der Vornehmen, da wo es, und so oft es nöthig ist, diese Niedrigen Schutz, Beystand, Fürsprache, woran es häufig zu sehr fehlet, finden können, um es zu merken, daß sie in der
Welt

Welt des allgemein gütigen Gottes doch auch noch ein Recht haben. Wo das Christenthum in evangelischer Lauterkeit und Kraft unter den Völkern bleibet, da geben diese, auch selbst unter harten Ereignissen, dennoch die Treue und Liebe zu ihrem Fürsten so leicht nicht auf. Wie viel standhafter wird diese Treue seyn, wenn sie sehen, wie ihre Fürsten bemühet sind, das an sich immer geringe Loos der Niedrigen erträglich zu machen, wenigstens nicht drückend seyn zu lassen.

4. Christen sind nicht frey von der Subordination unter Menschen und menschlicher Ordnung.

Den Christen wird zugerufen: Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung, um des Herrn willen — denn das ist der Wille Gottes, daß ihr mit Wohlthaten verstopfet die Unwissenheit der thörigten Menschen, als die Freyen, und nicht als hättet ihr die Freyheit zum Deckel der Bosheit, sondern als die Knechte Gottes.¹⁾ Seyd untereinander unterthan in der Furcht Gottes²⁾. Ihr Jungen seyd unterthan den Ältesten. Allesammt seyd untereinander unterthan, und haltet fest an der Demuth; denn Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade³⁾.

Wenn

1) 1 Petr. 2, 13. 15. 16.

3) 1 Petr. 5, 5.

2) Eph. 5, 21.

Wenn Menschen nicht mehr in der Wildheit, sondern gesellig neben einander leben, so entsteht damit sogleich eine gewisse Ordnung und Einrichtung, die auf allgemeine Ruhe und Sicherheit abzielet. Diese Ordnung kann nicht bestehen, wenn nicht Personen da sind, welche, mit hinlänglicher Gewalt bekleidet, solche, so oft es nöthig, mit Nachdruck zu behaupten im Stande sind. Dies ist der allgemeine Begriff von einer Obrigkeit, welche in einer gesitteten Welt ein unentbehrliches Erforderniß, und im strengsten Sinn eine Ordnung Gottes ist; und gegen dieselbe, wie im vorigen Absatz gezeiget, muß jeder Christ unterthänig und gehorsam seyn.

Aber diese Unterthänigkeit erstreckt sich noch weiter, sie ist auch nöthig gegen andere Personen, die im eigentlichen Sinn nicht unsere Obrigkeit, sondern wie wir nur Glieder der Gesellschaft, nur unsere Mitbürger sind. Sie entspringet aus allerlei Verhältnissen unter den Menschen, und zum Theil führet schon die simple Natur auf eine Unterthänigkeit, z. B. der Kinder gegen ihre Eltern, der Schwachen gegen die Starken, der Lernenden gegen die Lehrer, der Hülfbedürftigen gegen die Hülflleistenden. Das Wort Unterthänigkeit, welches im strengsten Sinn nur gegen die Obrigkeit gebraucht wird, erhält in den andern Fällen einen gelinderen Sinn, den in unserer Sprache andere Ausdrücke z. B. Unterwürfigkeit, Subordination, Gehorsam, Folgsamkeit

keit zu erkennen geben. Je mehr die Menschen, welche gesellig mit einander leben, an Ausbildung zunehmen, und je mehr zugleich die Geschäfte, welche sie unter und mit einander treiben, sich vervielfältigen, desto häufiger und vielfacher kommen auch die Verhältnisse, wo, nach einer gewissen Verabredung, von der einen Seite statt findet, eine Aufsicht, eine Anordnung gewisser Sachen, eine Anführung, und von der andern Seite also auch eine Folgeleistung, ein Gehorsam, eine Subordination statt finden muß. Hierauf führet die Vernunft unausweichlich. Allein die Menschen sind gewöhnlich geneigt, so wenig dem Wink der Natur zu folgen, als auf die Stimme der Vernunft zu achten, sondern independent zu seyn. Daher rühren dann in allen Fächern der menschlichen Verbindung, wie es die Geschichte aller Zeiten zeigt, Widersetzlichkeit, Zwiespalt, Zerrüttung. Diesem Hange der Menschen, frey zu seyn von der Verfügung, Anordnung, Anleitung Anderer, selbst das Wort zu führen, in jedem kleinen Zirkel der Geschäfte dem Eigenwillen zu folgen, diesem allgemeinen Hange der Menschen widersezt sich die christliche Lehre mit dieser Vorschrift: Seyd unterthan aller menschlichen Ordnung; allesammt seydt unter einander unterthan.

In der größten Allgemeinheit wird dieses befohlen. Christen sollen sich in Alles fügen, sich nach Allem richten, und sich zu Allem bequemen,
was

was irgendwo ein Gebrauch, eine menschliche Anordnung und Gewohnheit, nemlich in äußern menschlichen und bürgerlichen Dingen, mit sich bringen; denn in religiösen und sittlichen Dingen steht es anders; da heißt es; ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen¹⁾). Wer auch nur mittelmäßig mit der heil. Schrift bekannt ist, der weiß, wie nicht nur im Allgemeinen die Vorschrift zur Unterthänigkeit gegeben, sondern diese auch in den gewöhnlichen Verhältnissen des menschlichen Lebens besonders und namentlich empfohlen wird, z. B. den Kindern, den Weibern, den Jüngern, den Dienstleuten, den Gemeinqliedern, den Lehrenden u. s. w. Es ist unnöthig, darüber mehreres anzuführen. Nur ein Paar Fälle verdienen noch besonders berührt zu werden, weil sie den Befehl zur Folgsamkeit gegen menschliche Gewohnheiten und Anordnungen in der größten Allgemeinheit darstellen.

Die ersten christlichen Gemeinen in heidnischen Ländern bestanden theils aus Heiden, theils auch aus Juden, die sich unter jenen zerstreut aufhielten. Beyde Arten von Christen hatten vorher, ehe sie solche wurden, leicht begreiflich, allerley Geschäfte und Handthierungen getrieben, so wie es die Beschaffenheit und die Umstände ihres Wohnortes mit Vortheil verstatteten. Nun kam die evangelische Lehre zu ihnen, und sie nahmen

1) 2 Corinth. 6, 14. vergl. Ephes. 4, 17 / 19.

men sie an, diese Lehre, welche so viele neue Begriffe und Aussichten enthielte, welche eine veränderte Gemüthsart, und in Folge davon, auch ein sich unterscheidendes Verhalten mit sich brachte, und auch foderte. Da war es bey diesen, anfänglich noch dazu zum Theil nur schwachen Christen, sehr zu entschuldigen, ja sogar zu billigen, wenn manche sorgsam fragten: verträgt sich auch diese neue Religion mit unserm bisherigen äussern bürgerlichen Stande und Geschäfte? Müssen wir als Christen die und die Handthierung, wovon wir uns bisher ernähret, und welche wir sogar in Gesellschaft mit heidnischen Leuten getrieben haben und ferner nur treiben könnten, nicht etwa anjekt aufgeben, und uns von den sonst üblichen Verhältnissen der Menschen gegen einander losmachen, oder solche so und so anders einrichten? Die Antwort des Apostels ist, nein; ein jeglicher bleibe in dem Beruf, darin er berufen ist¹⁾, d. i. in dem Stande, worin er war, wie das verkündigte Evangelium an seinem Herzen kräftig ward, und er den Ruf zum Christenthum wirklich annahm. Eben so heißt es: ich ermahne euch, daß ihr wandelt wie sich's gebühret eurem Beruf, darin ihr berufen seyd²⁾, d. i. so wie es dem Stande, worin ihr zum Christenthum berufen seyd, nach eingeführter Ordnung und Gewohnheit, angemessen und für denselben geziemend ist. Nur dies war dabey, wie überall, die Vorschrift, daß die
Chri-

1) 1 Corinth. 7, 20.

2) Ephes. 4, 1. f.

Christen den moralischen Grundsätzen gemäß, in Demuth, Sanftmuth, Gerechtigkeit, Wahrheit u. s. w. jederzeit wandelten und handelten. Jeder Stand also, jede Lebensart, wobey diese christliche Sittlichkeit bestehen konnte, war ihnen nicht allein erlaubt, sondern bezubehalten sogar geboten; und nicht weniger auch dies, in jedem solcher Stände sich der eingeführten Ordnung zu unterwerfen. Kurz also, Christen sollen ihres Christenthums wegen, von keiner menschlichen Einrichtung und Ordnung sich selbst losmachen und ausschließen, sondern allenfalls, ihrer christlichen Religion und Rechtschaffenheit wegen, die sie überall zeigen müssen, sich von den Bösen ausschließen lassen ¹⁾.

Der Stand, welcher für einen Christen am meisten entehrend scheint, war der Stand der Knechte, so wie solche in den apostolischen Schriften gewöhnlich gemeinet sind. Es sind gemeinet nicht Knechte, wie sie größtentheils in Deutschland sich befinden und freye Menschen sind, sondern Knechte im alten römischen Sinn, das ist, Leibeigene im strengsten Verstande, eigentliche Slaven, über welche ein Herr, als über sein vollständiges Eigenthum, über ihr Eigenthum, über ihr Hab und Gut, über ihr Schicksal, ihre Behandlung und Kräfte, ja sogar über ihre Gesundheit und ihr Leben, ganz eigenmächtig und nach bloßer Willkühr, uneingeschränkt herr-

1) Luc. 6, 22. 1 Petr. 4, 16.

herrschte. Wenn nun ein solcher Knecht ein Christ ward, und damit die erhabenen Begriffe von Gott, als dem einigen Herrn über alle, von der Erlösung durch Christum und von seiner Begnadigung, und die Aussichten zur seligen Ewigkeit in seiner Seele entstanden; so konnte, bey dem Gefühl dieser seiner innern Würde, sein äusserer so tief unter einem, wohl gar lasterhaften Menschen, niedergedrückter Knechtsstand ihm wirklich, und nicht ohne vielen Anseheln, als äusserst entehrend und ungeziemend vorkommen, und in ihm den Gedanken erregen, sich von der schimpflichen Knechtschaft loszumachen. Aber der Apostel sagt Mein; bist du ein Knecht, oder als Knecht, berufen, nemlich zum Evangelio; Sorge dir nicht, mache dir deswegen keine sorgsamem unruhigen Gedanken; doch kannst du frey werden, nemlich auf eine schickliche Art, etwa durch Loskaufung oder durch Gunst des Herrn, so brauche des viel lieber. Denn wer ein Knecht berufen ist in dem Herrn, der ist, auch in einem solchen äussern Stande, dennoch nach der innern Würde ein Befreyter, ein Befreiter oder Erlöseter des Herrn, desgleichen wer ein Freyer, als ein freyer Mensch berufen ist, der ist ein Knecht Christi. Das heißt kurz: Jemand mag äusserlich frey oder ein Knecht seyn, so hat er in beyden Fällen gleichen Antheil an dem Heil der Erlöseten Christi, aber auch gleiche Verpflichtung, diesem Herrn im Geist zu dienen. Ein jeglicher, wie ihn,
dem

dem äussern Zustande nach, der Herr berufen hat, also wandele er. — Ein jeglicher worinnen er berufen ist, darinnen bleibe er bey Gott ¹⁾. Was Paulus lehrte, das zeigte er auch im Verhalten selbst. Onesimus, ein Knecht eines angesehenen und begüterten Mannes zu Colossen, des Philemon, war seinem Herrn entlaufen, kam nach Rom, wo Paulus gefangen gehalten ward, und bekehrte sich so redlich zum Christenthum, daß der Apostel mit vieler Liebe und Zärtlichkeit von ihm redete ²⁾. Dieser Onesimus war damals, wie er ein Christ ward, wirklich noch ein Knecht; denn das Weglaufen machte ihn, nach den dort geltenden Rechten, nicht frey, und ohne Einwilligung seines Herrn konnte er auf keine Weise frey werden. Die in solchen Dingen noch bestehende menschliche Ordnung sollte durchs Christenthum nicht aufgehoben werden. Paulus schickte also den Onesimus zum Philemon zurück, doch mit einem Empfehlungsschreiben, welches auf eine freywillige Losgebung desselben abzielte. Und dieses Schreiben selbst ist mit solcher Feinheit und Höflichkeit abgefaßt, daß auch daraus hervorleuchtet, wie Paulus auch selbst durch sein hohes apostolisches Ansehen die üblichen äussern Verhältnisse unter den Menschen nicht verletzen wollte.

Die Vorschrift: Christen sollen den menschlichen Ordnungen, wenn es auch
mit

1) 1 Corinth. 7, 17: 24.

2) Coloss. 4, 9. u. Br. an d. Philemon.

mit großer Beschwerde wäre, dennoch unterworfen bleiben, erregt wirklich eine stille Bewunderung; denn wie vieles hat eine falsche Philosophie, diese gewöhnliche Pflegerin der menschlichen Leidenschaften, dagegen einzuwenden! Die Bewunderung erhebt sich zur Ehrfurcht gegen die anführende Weisheit, wenn man erwegt warum? aus welchen Antrieben? sich Christen so verhalten sollen.

Wie überall alles, so auch diese Unterwürfigkeit unter Menschen und menschlicher Ordnung, soll geschehen in der Furcht Gottes, mit Rücksicht auf Gott und seine Verehrung, um des Herrn willen, als etwas, wodurch nicht Menschen sondern Gott und Christo gedient, und Gottes Wille vollbracht werde ¹⁾. Dies setzt voraus, daß Er an der Folgsamkeit ein besonderes Wohlgefallen habe. Und dieses Wohlgefallen Gottes, dem stets die höchste Weisheit und Güte zur Seite gehen, setzt wieder voraus, daß die ganze vernünftige Schöpfung, wovon Seligkeit das Ziel ist, auf eine Subordination der Geschöpfe unter einander, und zuletzt unter Gott, angelegt ist. Wer also zur Seligkeit gebildet wird, der muß auch zu einer freywilligen, nicht durch äussere Gewalt erzwungenen Subordination gewöhnet werden. So hat eine anscheinend lästige, wohl gar übertriebene

Vor

1) Eph. 5, 7. Coloss. 3, 23. 1 Petr. 2, 13.

Vorschrift in der tiefsten Weisheit ihre Wurzel, und eine widrig scheinende Frucht dient zur seligen Bildung des Geistes.

Wenn der Apostel bey der Vorschrift: Allesamt seyd unter einander unterthan, sogleich den Zusatz macht: und haltet fest an der Demuth; so weist er damit zurück auf das ächte Fundament, worauf sich jenes Verhalten stützen soll, nemlich auf Einen der ersten Grundsätze der moralischen Vollkommenheit, auf die Demuth. Die Demuth ist überhaupt die Stimmung der Seele, da sie über ihre Lage, und über die Verhältnisse derselben, sich nicht zu erheben trachtet. Gott hat einem jeden denkenden Wesen in der Verbindung mit der übrigen Welt seinen Posten, gleichsam seine Stufe, angewiesen, auf welcher es stehn soll. Diese Stufe sollte bestimmt seyn, wird auch einmal bestimmt werden, nach dem Maaß der bey Jedem vorhandenen intellectuellen und moralischen Kräfte. Aber dies geschieht, wenigstens in dieser Welt, nicht überall; aus andern Absichten stellt Gott manche Menschen bald höher, bald niedriger, als es nach ihren Kräften an sich seyn sollte und könnte. Nur hauptsächlich durch die äussern Umstände, welche die regierende Weisheit ordnet, weist Gott hier einem jeden seine Stufe an. Sinkt Jemand in seinem Verhalten unter seiner Stufe so herab, daß er denen, die niedriger stehen, geringschätzig und ver-

ver-

verächtlich wird, so ist Niederträchtigkeit da, die keinem Christen geziemet. Hebt sich Jemand über die Verhältnisse, worin seine Lage ihn mit andern setzt, eigenmächtig empor; so ist bey ihm Hochmuth und Stolz. Zwischen beyden Ausschweifungen geht die Demuth, zufrieden mit ihrer Stufe, anständig mittendurch. Und ihr zur Seiten geht ihre vertrauliche Schwester die Bescheidenheit, welche, indem sie an Andern auch was gutes, und an sich auch Unvollkommenheit erblicket, ihre wirklichen Vorzüge nicht prahlerisch immer zur Schau ausstellt, noch andern damit lästig fällt. Wo diese beyden himmlischen Tugenden, die auf einerley Wurzel ruhen, in der Seele einige Herrschaft haben, wie es bey Christen seyn soll; kann ihnen da die Neigung fehlen, den Verhältnissen ihrer Lage gemäß, sich in allerley unter Menschen üblichen Ordnungen willig zu fügen? Und indem sie dieses thun, so üben sie sich zugleich immer stärker in der Demuth, und gewinnen im Geist an moralischer Vollkommenheit. Gewiß, die Vorschriften für Christen sind von einer hohen liebenden Weisheit gegeben!

Nur noch Eins werde bemerket. Wenn Petrus den Christen zuruft: seyd unterthan aller menschlichen Ordnung: beschämets darin, wie überall, die Unwissenheit der thörichtesten Menschen durch Wohl- und Rechtthun: so setzt er hinzu: betraget euch so als die Freyen. — Wie, wenn man Königen, Fürsten, ihren Dienern

nern und allen menschlichen Ordnungen unterthänig Folge leistet, ist man dann frey? Dann ist man ja von allen ein Knecht, ein Slave! Der freye Mensch muß nach eigener Einsicht handeln! — Ja, eine gewisse Philosophie unsers Zeitalters wird so sprechen, und spricht so; dennoch denkt Petrus weit richtiger. Wenn, wie von vielen geschieht, und bey mehreren der Wunsch ist, die Thronen umgestoßen, die Altäre entweihet und die Kirchen besudelt werden; wenn man jede Religionshandlung mit Verachtung, jede übliche Verfassung mit Ekel, und jede bürgerlich-sittliche Ordnung mit Widerwillen ansiehet; wenn man überall alles tadelt; wenn man überall reformiren, überall was neues haben will: welche Antriebe sind's, die eine solche ungestüme Neuerungsucht erzeugen und ernähren? Ich schweige von der Atheistey, die, unter dem Schleier der Vernunft und Freyheit, tückisch und schleichend oft genug die Führerin seyn mag. Andere Antriebe sind weniger versteckt. Es sind: eine ungemessene Einbildung von sich selbst, die sich nur allein für klug hält: Ehrgeiz und Stolz, die überall nur selbst wollen alles zu sagen haben; Habsucht, die in einer allgemeinen Verwirrung ohne Arbeit und Fleiß sich von Andern bereichern will; Wollust und Geilheit denen die Zügel einer bürgerlichen Ordnung und Anständigkeit unerträglich fallen. Diese Antriebe mit ihrem Gefolge, die sind es, wodurch jene neuerungsfüchtigen Köpfe angesporret werden. Aeufferlich trachten solche Menschen
 durch

durch Zügellosigkeit nach Freyheit, und von innen sind sie die Knechte der Sünden, ihrer Leidenschaften und Laster; und dennoch dünken sie sich frey, wenn sie diese ihre Ketten, wie gefesselte Slaven, zum Entsetzen Anderer dürfen schütteln, und mit Wildheit rauschen lassen. Steht's bey Christen auch so? Nein, sondern gerade umgekehrt. Diese sind, wenn sie den Namen in der Wahrheit führen, durch die Gnade Christi innerlich frey; frey von dem Elende, das die Sünde an sich nach sich zieht, auch frey von der Herrschaft lasterhafter Neigungen; und so ist es ihnen sowohl innerlich möglich, als auch für sie geziemend, gerade als die freyen, in äussern Dingen, gemäß der Einrichtung des großen Weltregierers, ihres Gottes, sich nach allerley menschlichen, nicht offenbar sündlichen Anordnungen zu bequemen.

Es ist nichts leichtes, die Liebhaber der moralischen Slaveren zu dem Geständnisse zu bringen, ihre Ketten seyn wirklich Ketten. An Ausflüchten fehlt's nicht. Sie werden sagen: „wächst denn nicht die Menschheit an Einsicht und Aufklärung? Oder soll sie daran nicht wachsen, sich nicht vervollkommen? Ging's in der Welt nach der angezeigten christlichen Art, woher kämen denn in allen Fächern der menschlichen Geschäftigkeit die nöthigen Verbesserungen? Alles bliebe überall bey'm Alten, bey der alten Ordnung und auch Unordnung, bey'm alten Mißbrauch, bey'm alten Schlendrian!“ Oorget nicht,

nicht, ihr, die ihr so zu sprechen geneigt seyd! Mit dem Christenthum besteht jede Aufklärung, jede Berichtigung und Erweiterung der Begriffe, und jede Verbesserung. Nur die Grundzüge, wie in allen Dingen, so auch besonders im Fache der Religion und der Sitten, die sind unveränderlich und bleiben ewig die alten. Das wissen Christen. Aber sie anders und anders, und immer besser in Anwendung zu bringen, sie weiter auszubilden, fremde Beymischungen zu säubern, Misbräuche zu entfernen, dies alles können Christen auch, denn sie nehmen ebenfalls an Erkenntniß zu. Und welches Fach der menschlichen Gesellschaft kann man nennen, wo sie es nicht schon bewiesen hätten, und noch immer fort beweisen? Aber sie laufen nicht mit Ungestüm voran, sie stürmen nicht wild und unbändig auf alles misfällige los, sie reißen nicht mit Troß und Frechheit das Alte sogleich nieder, sie entziehen sich nicht eigenmächtig einer bestehenden Ordnung; sondern sie beweisen Sanftmuth und Bescheidenheit, tragen ihre bessere Einsicht vor, warten auf die Zustimmung Anderer, und so kommt nach und nach in allerley Dingen eine neue und verbesserte Einrichtung zum Vorschein. Und so soll es der Regel nach seyn; denn in Friede hat uns Gott berufen, und nicht zum Zwiespalt, noch zur allgemeinen Zerrüttung. Laßt nur die Zahl der wahren Christen größer werden, die mit dem ächten Geist des Christenthums, mit der Weisheit von oben, deren Character auch dieser ist, daß sie sich sagen läßt, begabet sind;

sind;

sind; laßt nur erst manche Hindernisse, welche der Haß gegen diese Religion von mehrern Seiten aufthürmet, hinweg geräumt seyn! dann wird die Welt an reeller Vollkommenheit, und um desto schneller wachsen, je genauer die christlichen Lehren befolget werden.

Wir haben bishieher den Christen angesehen, sowohl in seiner Freyheit als auch Nicht-Freyheit. Von beyden Seiten erscheint er ehrwürdig, ja man kann sagen liebenswürdig. Die Züge des ächten christlichen Characters, schon bloß in diesem Betracht, verdienen zu einem schönen Gemählde näher zusammengerückt zu werden. Doch wir müssen dazu zuvor auch noch die Züge sammeln, die aus der christlichen Gleichheit und Ungleichheit hervorgehn.

Zwentes Kapitel.

von der
christlichen Gleichheit.

Auch schon ein flüchtiger Blick auf die Menschen läßt bemerken, daß sie alle in vielen Stücken einander gleich sind. Die Bibel stellt sie eben so vor, und die vornehmsten Stücke, worauf diese allgemeine Gleichheit beruhet, sind folgende.

1) Alle

1) Alle Menschen haben ihren Ursprung von Einem und demselben Schöpfer, einem Wesen, das über Alle erhaben, und Aller Gott, Herr und Richter ist. Dieses Ursprungs und anderer Einschränkungen wegen, sind sie auch Alle endlicher Natur.

2) Bey allen Menschen befinden sich einerley wesentliche Theile, welche die menschliche Natur ausmachen, eine Seele, mit eben denselben Eigenschaften und Kräften ausgerüstet, und ein Leib, mit einerley Werkzeugen und Gliedern begabet. Nur ein höherer oder niedrigerer Grad dieser geistigen und körperlichen Kräfte, und dann auch eine verschiedene Anwendung, die sie davon machen, verursachen eine Ungleichheit. An den Theilen und Kräften an sich, wo nicht ein Zufall eine Abweichung hervorbringt, wenigstens in den Grundzügen aller Theile, sind sie sich insgesamt gleich.

3) So wie sie der eingeleitete Gang der Natur hervorbringt, sind sie Alle in allen Dingen unwissend, und zur Entwicklung der Verstandeskräfte einer Anführung von Andern ohne Unterschied bedürftig.

4) Alle haben von Natur einen überwiegenden Hang zur Sinnlichkeit. Damit vermischt sich eine Abneigung, und in Folge davon beim Handeln eine Abweichung von der Heiligkeit Gottes. Die Stärke von beyden ist im Grade, und auch die Ausbrüche davon sind, aus mehreren hinzukommenden

menden Ursachen, sehr verschieden; aber die Anlage zu einem solchen sittlichen Verderbniß ist bey Allen. Und Alle werden daher in der heil. Schrift für solche erkläret, die mit der moralischen Vollkommenheit nicht harmoniren, und also an sich Sünder sind.

5) Es kommen alle Menschen auf gleiche Art zum Leben in dieser Welt. Sie bedürfen auch Alle des Essens, des Trinkens, des Schlafs, der körperlichen Absonderungen, der Wärme, und der Bedeckung gegen rauhe Witterung. Zufällige äussere Umstände und Verhältnisse mit andern Menschen verschaffen allen den Dingen, bey Vornehmen und Geringen, bey Reichen und Armen, bey mehr oder weniger cultivirten Menschen, eine sehr verschiedene Gestalt und Einrichtung; aber das Bedürfniß aller der Dinge an sich ist bey Allen völlig gleich.

6) Alle sind körperlich schwach, der Wartung, der Pflege, der Hülfe, des Beystandes anderer Menschen, von Kindheit an und fortwährend, bedürftig. Alle sind auch gleichen Unglücksfällen, gleichen Gebrechen und Krankheiten, und zuletzt dem Tode unterworfen.

Dieses sind die Züge der allgemeinen Gleichheit aller Menschen mit einander. Sie ist sehr groß; und es kann bey dem flüchtigen Blicke scheinen, als wenn die Ungleichheit, die sich doch auch zwischendurch unläugbar zeigt, nur geringe, nur von äussern Zufälligkeiten abhängig, und leicht auf-

aufzuheben sey. Aber dieses scheint nur so; die Ungleichheit ist ebenfalls sehr groß. Die Wurzel davon steckt in den beyden bey Nummer 2 berührten Umständen, eine Wurzel, welche tief in der Natur der Menschheit lieget, unvertilgbar und so fruchtbar und treibend ist, daß, ungeachtet aller Gleichheit der wesentlichen Theile, doch auch die Ungleichheit unter den Menschen, in unzählbar verschiedenen Zweigen, immer fortwächst, und in die Ewigkeit hinein in sehr bedeutenden Stücken fortwachsen wird; und schon daraus leuchtet hervor, der Schöpfer habe das Menschengeschlecht neben der Gleichheit auch zugleich auf eine Ungleichheit ganz eigentlich angelegt.

Es ist dieses hier nur kurz berührt. Denn die Absicht ist nicht, von der allgemeinen Gleichheit und Ungleichheit aller Menschen mit einander zu reden, sondern von der Gleichheit, welche Christen, als Christen, mit einander haben und nicht haben, d. i. von der christlichen Gleichheit. Wir merken auch hier, wie in der vorhergehenden Betrachtung, nur hauptsächlich darauf, was das Grundbuch der Christen, die Bibel, hierüber lehret; wir werden aber auf die allgemeine Menschengleichheit, besonders auch auf die genannte Wurzel der Ungleichheit zurückzuschauen, noch oft veranlaßt seyn.

Erste

Erste Abtheilung.

Worin besteht die Gleichheit der Christen?

Die Punkte, worin Christen sich gleich sind, liegen fast alle in diesen Aussprüchen. Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn Einer ist euer Meister, Christus; ihr aber seyd alle Brüder. Und sollt niemand Vater heissen auf Erden; denn Einer ist euer Vater, der im Himmel ist. Und ihr sollt euch nicht lassen Meister nennen; denn Einer ist euer Meister, Christus. ¹⁾ Obgleich Viele Götter oder Herren genennet werden; so haben wir doch nur Einen Gott den Vater, von welchem alle Dinge sind, und wir in Ihm, und Einen Herrn Jesum Christ, durch welchen alle Dinge sind, und wir durch Ihn. ²⁾ Ich beuge meine Knie gegen den Vater unsers Herrn Jesu Christi, der der rechte Vater ist über alles — oder genau: von welchem die ganze Familie, es sey im Himmel oder auf Erden, benenet wird, nemlich mit den Namen der Kinder Gottes. ³⁾ Denn ihr seyd alle Gottes Kinder durch den Glauben an Christo Jesu ⁴⁾. Seyd fleißig

1) Matth. 23, 8: 10.

3) Eph. 3, 14, 15.

2) 1 Cor. 8, 6.

4) Gal 3, 26.

fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib und Ein Geist; wie ihr auch berufen seyd auf einerley Hofnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch alle, und durch euch alle, und in euch allen ¹⁾).

Hierin liegen die Haupttheile, gleichsam die Grundzüge der christlichen Gleichheit, welche einzeln in mehrern Stellen weiter ausgebildet, und näher bestimmt dargestellt werden.

1) Christen sind sich alle gleich in dem Antheil an Gott und den Vater unsers Herrn Jesu Christi, auch gleich in dem für sie vortheilhaften Verhältniß, worin sie gegen diesen allerhöchsten Vater stehen. Er, der alles in allen erfüllet, ist mit Huld, mit Liebe und Wohlgefallen zu ihnen hingefehret, beschützet sie und forget, daß allerley Segen, besonders in himmlischen Gütern ihnen zu Theil werde. Sie alle dürfen von Ihm diese Vorstellung und Versicherung haben, und unterhalten. Denn sie sind alle im vorzüglichen Sinn Gottes Kinder durch den Glauben an Christum ²⁾, und durch ihn haben sie alle in Einem Geist den Zugang zum Vater ³⁾).

Die

1) Eph. 4, 3:6.

2) Gal. 3, 26.

3) Eph. 2, 18.

Die heil. Schrift nennet auch Gott einen Vater aller Menschen, mit der Versicherung, daß Er sie alle, daß er die ganze Welt liebe und geliebet habe. Aber sie läßt auch deutlich hervorblicken, in welchem Betracht sie das sage, nemlich deswegen, weil alle Menschen von Gott geschaffen sind, weil sie alle zur Erhaltung des irdischen Lebens an den Gütern dieser Welt Antheil haben, und weil auch auf ein höheres und ewiges Heil für alle Anstalt gemacht ist ¹⁾. Die Güte des Ewigen gleichet einer reichen, nie vertrocknenden Quelle, die nach allen Seiten hin ihr Wasser fließen läßt, aber doch nicht blindlings nach allen Seiten hin gleich stark, noch auf gleiche Art. Der Güte des Allervollkommensten geht auch die höchste Weisheit zur Seiten; und diese macht, daß jene zwar auf alle Geschöpfe ausfließet, doch nur überall in so weit, als jedes davon zu empfangen und zu genießen fähig ist. Auch das kleinste Würmchen im Staube freuet sich des Guten, das aus jener unendlichen Quelle ihm zu Theil wird; aber dessen ist es nicht fähig, was die Vögel, was die größeren Thiere, was Menschen empfangen können; und auch selbst diese sind nicht alle des höchsten Ergusses der göttlichen Güte fähig. Kann Gott eben so an den Bösen, wie an den Guten, sein Wohlgefallen haben? Kann Er mit den Gütern in Christo, mit Friede und Ruhe im Gewissen, mit Freude in Ihm, mit Hoffnung des Himmels, mit Früchten der Heiligkeit

1) Malach. 2, 10. Matth. 5, 25. Joh. 3, 16.

ligkeit diejenigen segnen, welche das alles weder wollen noch suchen, welche an Ihn kaum denken, seiner Verheißung nicht glauben, Christum nicht achten, und des Glaubens an Ihn und der Gottseligkeit wohl gar spotten? Menschen, die so sind und bleiben, empfangen von der göttlichen Güte reichlich genug, wenn sie, wie sie's nur wollen und wünschen, sich mit den Gütern dieser Welt sättigen können. Der Güter einer höheren Kindschaft sind sie nicht empfänglich; und in diesem höheren Sinn sind sie nicht Gottes Kinder, und Gott nicht ihr Vater ¹⁾. Um an Gott in dem höheren Sinn einen liebenden Vater zu haben, dazu ist nöthig, den Sinn der gehorsamen Kinder anzunehmen, der Anstalt Gottes unterthan zu seyn, Christum zu lieben, sich zur Heiligung des Geistes und zum Glauben der Wahrheit zu bequemen ²⁾. Dies ist der christliche Geist, wodurch Christen, die es in der Wahrheit sind, im höchsten Sinn an Gott einen Vater haben, und als geliebte Kinder die in Christo verheißenen höchsten und ewigen Güter, da sie derer nun empfänglich sind, auch empfangen. — Gott von allen Menschen auf gleiche Art, im gleichen Grade und Maße, einen Vater nennen, wie unbedachtsam so oft geschieht, das heißt, die Güte Gottes entehren, und seine Weisheit leugnen.

2) Christen sind sich gleich, in Ansehung des Einen Hauptes, an dem sie alle hängen, unter dem sie alle gemeinschaftlich stehen; und

1) Joh. 8. 42, 44. I Joh. 3, 10.

2) Joh. 16, 17. I Petr. 1, 13, 15.

und dieses ist Jesus. An Ihm, der sich selbst für sie alle gegeben, haben sie alle die Erlösung durch sein Blut, nemlich die Vergebung der Sünden. Er ist ihnen allen, da sie Ihn für den erkennen und annehmen, der Er ist, der Grund und die Ursache des ewigen Lebens. Sie haben alle an Ihm einen gemeinschaftlichen Herrn, von dessen höchsten Güte und Weisheit und uneingeschränkter Macht sie sich alle Hülfe und Errettung versprechen, und versprechen können. Das Band zwischen diesem unsichtbaren Herrn ist Glauben und Liebe, also ein Band, das die edelsten und besten Regungen der denkenden und wollenden Seele in sich faßt. Wer dieses Band des Geistes nicht gegen Ihn in sich entstehen läßt, oder nicht unterhält, der hält sich auch nicht an Ihm dem einigen Haupte¹⁾, und hat also auch an der Seligkeit, die in Ihm ist und aus Ihm fließet, wer er sonst immer sey, keinen Antheil. Alle, die durch dieses Band mit Ihm verbunden sind und bleiben, haben an Ihm, in Absicht auf die Seligkeit aus Ihm, einen gemeinschaftlichen Antheil, und in so weit sind diese alle mit und unter einander wie Glieder eines einigen Hauptes, alle wie Brüder, und sich alle gleich.

3) Christen sind sich gleich, indem eine und dieselbe Lebenskraft sie alle belebet, der Geist Christi und Gottes, dieser einisge Geist, der da wirket alles in allen²⁾. Der mensch-

1) Eph. 4, 15. 16. Coloss. 2, 19.

2) I Cor. 12, 6. 11.

menschliche Leib besteht aus vielen Gliedern, die von verschiedener Beschaffenheit, und zu verschiedenen Geschäften bestimmt sind; aber eine und dieselbe Lebenskraft fließt in sie alle, beweget und regieret sie alle, jedes seiner Bestimmung gemäß. So sind auch die Christen, so lange sie an ihrem Haupte, an Christo, durch Glauben und Liebe noch hängen, alle zusammen, mancher Verschiedenheit ungeachtet, dennoch nur Eine Gemeine, gleichsam nur Ein Leib, der in allen seinen Gliedern an dem einigen Geist, dieser gemeinschaftlichen Lebensquelle für den inwendigen Menschen, durch und durch seinen Antheil hat. Sie sind durch Einen Geist alle zu Einem Leibe getauft, sie seyn Juden oder Griechen, Knechte oder Freye, und sie sind alle zu einem Geist getränkt¹⁾. Sie haben alle in einem Geist den Zugang zum Vater²⁾. Durch Einen kindlichen Geist werden sie alle erwecket, gereizet, gestärket, zu dem ewigen Gott zu sagen: Du bist mein lieber Vater³⁾. Dieser einige, ihnen gemeinschaftliche Geist regieret und lenket sie alle zu dem Sinn der moralischen Vollkommenheit, der Gütigkeit, Gerechtigkeit und Wahrheit, des Friedens, der Geduld und Freundlichkeit, der Redlichkeit, Sanftmuth und Keuschheit; und alles dieses ist bey Allen die Frucht eines und desselben Geistes⁴⁾.

4) So wie die Verheissungen Gottes in Christo, die Verheissungen von seiner Gnade,
von

1) 1 Cor. 12, 13.

2) Eph. 2, 18.

3) Röm. 8, 15.

4) Eph. 5, 9. Gal. 5, 18. 22.

von Vergebung der Sünden und Seligkeit, allgemein für alle gehören: so geschieht auch die Theilnehmung daran überall auf gleiche Art, nemlich durch innere Zustimmung und Genehmigung, durch feste Zuversicht, womit sich die Seele darauf stüzet, das ist, durch den Glauben ¹⁾). Bey Verheissungen, die Gott, ein unsichtbares Wesen ertheilet, und wovon die Wahrheit des Erfolges nicht sinnlich merklich versvüret wird, ist von Seiten des Menschen, zur Theilnehmung daran, kein anderes Verhalten denkbar, als eine Stimmung der Seele. Darin also sind sich alle Christen, die es in der Wahrheit sind, übethaupt gleich; bey Allen ist einerley Zustimmung und Bewilligung, dieselbe Zuversicht, ein Glaube.

5) Christen sind sich gleich in der Hoffnung, die in der Erwartung zukünftiger Güter bestehet. Da sie alle sind Begnadigte Christi, alle Ihm angehören; so dürfen sie sich auch alle eine Erlösung von allem Uebel von Gott versprechen. Ihnen Allen hält die himmlische Berufung Gottes

1) Das Wort Glauben hat hier die engste und schärfste Bedeutung, so wie es am häufigsten in der heil. Schrift gebraucht wird. Nimmt man es in seiner ersten allgemeinsten Bedeutung, da es bloß so viel heißt, als etwas für wahr halten; so ist der Glaube so verschieden und mancherley, als die Gegenstände, als die Lehrsätze, die für wahr gehalten werden, verschieden und mancherley sind. In diesem Sinne haben Christen und Juden, und Muhammedaner und Heiden, und jeder Theil wieder abweichend unter sich selbst, einen verschiedenen und mancherley Glauben.

Gottes in Christo Jesu' ein Kleinod vor, das ihnen in der Hofnung schon bengelegt ist, und Allen eröffnet sich im Geist, eine und dieselbe Aussicht zu einem unvergänglichen, und unbefleckten, und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel¹⁾. Auf gleiche Art dürfen sie dahin Alle sich im Geist erheben; und aus dieser frohen Aussicht auch schon hier in diesem Erdenleben gemeinschaftlich Ruhe und Trost, Aufmunterung, Stärke und Freude schöpfen. Der Eingang in jenes Heiligthum ist ihnen allen geöffnet, und sie dürfen dahin ihre Hofnung, als einen sichern und festen Anker der Seele, in diesem unruhigen und oft ungesümmen Weltwesen, Alle mit Freudigkeit lenken²⁾.

6. Alle Christen haben einerley Mittel des Heils. Einerley äussere Anstalten zur Theilnahme an der Gnade in Christo gelten auf gleiche Art für sie alle: Einerley Wort Gottes, das die biblischen Schriften darreichen, leuchtet ihnen als ein Licht zum ewigen Leben, und auf den Grund der Propheten und Apostel, wo Jesus Christus der Eckstein ist, werden sie alle erbauet³⁾. Eine und dieselbe Taufe versetzt sie in die Gemeinschaft mit Christo, und dadurch auch in die Zahl der Kinder Gottes⁴⁾; und eben diese Taufe verpflichtet auf völlig gleiche Art auch sie alle zur Verehrung des Gottes, der sie erschaffen und erlöset hat und heiliget, und damit zugleich zu einem neuen,
vom

1) Phil. 3, 14. Coloss. 1, 5. 1 Petr. 1, 4

2) Hebr. 6, 18, 20.

10, 19

3) 1 Cor. 3, 11.

Eph. 2, 20.

4) Gal. 3, 26, 27.

vom gewöhnlichen Weltwesen unterschiedenen Leben ¹⁾. Ein Abendmahl dienet ihnen allen zur Nahrung für den Geist; Ein Christus ist's, Ein Brodt, dessen sie, als Glieder Eines Leibes, Alle theilhaftig werden ²⁾.

7. Allen Christen ist vorgezeichnet ein gleicher Weg, auf welchem sie dem großen Ziel, der seligen Ewigkeit, entgegen wandeln, Eine Sinnesänderung, Ein Glaube durch Christum an Gott, Ein Wandel in Gottseligkeit und Tugend, in Liebe, Wahrheit und Friede, in Gerechtigkeit, in Sanftmuth, in Demuth und Keuschheit. Kurz, bey dem Christenthum machen alle äussern Verhältnisse dieses Lebens gar keinen Unterschied. Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freyer, nicht Mann noch Weib; Alle sind Einer in Christo, bey welchem nichts gilt, als nur der Glaube, der durch die Liebe thätig ist ³⁾.

Zwente Abtheilung.

Worin besteht die Ungleichheit der Christen?

Die Verehrer Jesu wandern durch diese Welt gemeinschaftlich auf einem und demselben Wege, welcher heißt der Weg des Glaubens und der Gottseligkeit. Einerley Wort Gottes lei-

1) Röm. 6, 3. 4. f.

2) 1 Cor., 10, 16, 17

3) Gal. 3, 28. 5, 6.

leitet sie, eine und dieselbe Sonne scheint über ihnen. Sie haben durch Christum, ihren gemeinschaftlichen Versöhner, einerley Aussicht zu der Gnade und Liebe des ewigen Gottes, zu einer Vaterstadt in der unsichtbaren Welt, und zu einer Vollendung ihres oft beschwerlichen Laufs durch diese Eitelkeit. Sie haben auf diesem ihrem Wege einerley Nahrung für den Geist, einerley Stärkungsmittel, einerley Trost und Beystand von oben. In so weit sind sich alle Christen gleich. Aber nicht alle diese Wanderer sind sich gleich an Kräften; bey dem Einen sieht das Auge heller und schärfer, bey einem Andern ist es schwach und trübe; hier geschieht der Tritt sicherer und fester, dort wandernder. Nicht alle genießen auf diesem Wege ein gleiches Maaß des Trostes, der Heiterkeit und Freude. Nicht alle wandern gleich leicht; des Einen Schritte finden mehr rauhes, mehr Anstoß, mehr Hindernisse, als die Füße des andern. Auch nicht alle diese Wanderer stehen von aussen gegen einander in einem ganz gleichem Verhältniß; einige sind mehr Führer, Andere mehr oder weniger Geführte und Folgende; da wandern durch einander und mit einander Väter und Mütter, Jünglinge und Kinder, Gesunde und Kranke, Große und Kleine. — Hierzeigen sich die Grundzüge, aus welchen die Ungleichheit der Christen hervorgeht.

1. Christen sind sich ungleich an Gaben und Kräften des Geistes.

Es

Es hat nicht jedermann das Wissen in Sachen der christlichen Religion auf völlig gleiche Art ¹⁾. Der Eine siehet heller und tiefer in das Wesentliche der göttlichen Anstalt zur Seligkeit, als ein Anderer. In allen Theilen des Christenthums giebt es mancherley Gaben, und von diesen wiederum ein verschiedenes Maaß der Erkenntniß, der Weisheit, des Glaubens; und einen jeglichen ist gegeben die Gnade nach dem Maaß der Gabe Christi ²⁾. Um diese verschiedenen Gaben, und das verschiedene Maaß derselben wahrzunehmen, darf man nicht bloß bey dem Unterschied stehen bleiben, der sich zwischen gelehrten und ungelehrten Christen zeigt, auch unter den letztern, auch bey ganz gemeinen Christen, entdeckt ein Auge, das zu dieser Bemerkung fähig ist, eben die sehr große Verschiedenheit. Und nicht nur zeichnet sich einer vor dem andern aus von Seiten der Einsicht und Erkenntniß, sondern auch in Ansehung des christlich-practischen Lebens. Dort blicket besonders hervor, und ist gleichsam das Fundament der ganzen christlichen Geistesbeschäftigung, bald eine tiefe Ehrfurcht vor Gott, bald eine Bewunderung dessen, was Christus gethan, oder Liebe, oder freudige Hofnung zu Ihm; und bey Andern hier sind gleichsam der erste Ton in der Seele, wovon die übrigen Empfindungen vornehmlich die Stimmung annehmen, Lob und Dank, Heiterkeit, feste Zuversicht und Entschlossenheit, ein
Kind.

1) I Cor. 8, 7.

2) I Cor. 12, 4. f. Röm. 12, 3. 6.

kindliches Anschmiegen, oder eine bedachtsame
 Ernsthaftigkeit bey den Unterhandlungen mit Gott
 und im Gebet zu Ihm. Wie es uns unmöglich
 ist, in den Gesichtszügen der Menschen das Un-
 terscheidende, oder das, was am meisten hervor-
 blickt, oder wodurch sie sich am meisten einander
 nähern, genau und bestimmt anzugeben; so ist
 dieses in Ansehung der christlichen Geistes-Stim-
 mung und Geschäftigkeit ebenfalls unmöglich.
 Bey aller Verschiedenheit der Züge sind dort doch
 Alle noch Menschen, und hier auch Alle noch
 Christen, noch Glieder, die im Geist an dem ei-
 nigen Oberhaupt sich halten; eine Verschiedenheit
 merkt man, aber sie ist unnennbar. Eben die
 Verschiedenheit zeigt sich auch sogar in Ansehung
 der eigentlich christlichen Sitten. Zwar Alle, die
 nach der Wahrheit in Christo sind, haben an den
 Grundsätzen der moralischen Vollkommenheit, an
 Wahrheit, Gütigkeit, Gerechtigkeit, Mäßigung,
 Demuth, Sanftmuth, Geduld, ein inneres Wohl-
 gefallen, einen Wunsch und ein Streben dahin.
 Dennoch läßt ihre moralische Gesinnung davon bald
 dieses bald jenes, als das stärkste und am tiefsten
 eingedrückte Gepräge, vornehmlich hervorblicken.
 Hier der Eine ist etwa ganz Liebe, ganz Freund-
 lichkeit und tief theilnehmendes und empfindendes
 Mitleid; dort ein Anderer zeigt das hervorstechen-
 de Gepräge von Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit;
 dann wieder einem Dritten glühet bey jedem An-
 blick einer Ungerechtigkeit der Ernst und der Eifer
 auf der Stirn. Da ist einer wieder sehr merklich
 ganz

ganz leidend, still, ertragend, duldsam, und dort ein Anderer sichtbar in sich klein, überall nachgebend, überall ausweichend. — Aus einerley Wurzel und Stamm wachsen einerley Früchte hervor, die dennoch an Größe und Festigkeit, an Reife, Farbe und Schönheit sich nicht gleich sind. ¹⁾).

Jeder Christ hat in gewissem Betracht seine eigene Gabe. Daß alle guten und auf Geistesvollkommenheit abzielenden Gaben von Gott, dem Inbegrif aller Vollkommenheit herrühren, hat keinen Zweifel. Aber zweifelhaft ist, wie Gott solche Gaben mittheilet, ob Er es thut unmittelbar oder mittelbar? Bey dieser Frage sich lange aufzuhalten, ist aber auch ziemlich unnütz, weil doch in vielen Fällen weder das Eine, noch das Andere unwidersprechlich kann dargethan werden. Wer von der unendlichen Gottheit, die mit ihrer allgegenwärtigen Kraft alles in allen erfüllet, und in allen Tiesen wirken kann, was und wie sie will, nur einige würdige Vorstellungen hat, der wird es leicht denkbar und annehmlich finden, daß dieser Gott ohne bedeutenden Aufwand seiner Kraft, gleichsam nur durch die leiseste Berührung der Seelen,

1) Es werden hier, wie auch schon im Vorhergehenden überall die Wörter gleich und ungleich beybehalten, obgleich in manchen Fällen, vielleicht genauer sollte ähnlich und unähnlich gesagt werden. Die Ursache ist, weil der Begriff des Ähnlichen noch nicht für alle Fälle genau bestimmt ist, und weil auch dieses Wort im gemeinen Leben beynach gar nicht, und statt dessen in allerley Fällen gleich und ungleich gebraucht wird.

Seelen, in ihnen gewisse Gaben zu erregen, oder schon erregte zu einem höhern Grade der Stärke und Volligkeit zu erheben im Stande sey; schon wir erregen und verstärken auf ähnliche Art die Kräfte eines Kindes, indem wir ihm zu rechter Zeit und am rechten Ort, obgleich unmerklich, auch nur mit einem Finger zu Hülfe kommen. So wenig die unmittelbare Mittheilung oder Erhöhung der geistlichen Gaben, von welcher Art sie seyn mögen, ganz zu leugnen ist, eben so wenig ist es die mittelbare; manche Umstände machen diese letztere sehr bemerkbar. Wenigstens in Ansehung der allgemeinen, oder wie man sie auch nennt, der ordentlichen Gaben, deren jeder Christ in jedem Zeitalter fähig ist, und in seinem Maaße auch theilhaft wird, ist es unverkennlich, daß die verschiedenen Grade derselben in einer gewissen Harmonie stehen mit der natürlichen Anlage, die bey jedem Menschen, als Menschen, immer verschieden von einem andern, sich befindet. Wer von Natur nur schwachen und eingeschränkten Verstandes ist, der gelangt als Christ nicht zu dem hohen Grade von geistlicher Erkenntniß und Weisheit, zu welchem ein anderer Christ gelangen kann, bey dem von Natur die Verstandeskraft stark, hell, durchdringend, und die Aufmerksamkeit gespannt, lebhaft und viel umfassend ist. Bey einer furchtsamen, ängstlichen Gemüthsart gelangt man schwerlich zu dem festen, heroischen Glauben eines Paulus oder Luthers; bey einem natürlich weichen Temperament ist die christliche

theils

theilnehmende Liebe viel inniger und viel tiefer empfindend, als bey einem Andern, dessen natürliche Disposition mehr zum Ernst und zu einer kalten Ueberlegung hinneiget; und so durch alle Fächer und Grade der ganzen christlichen Geistesgeschäftigkeit. Das Christenthum hebt die natürlichen Fähigkeiten und Anlagen nicht auf, sondern veredelt sie, indem es solche gegen die würdigsten Gegenstände, gegen Gott und eine selige Ewigkeit, in rechte Beschäftigkeit sezet. Es wird gleichsam der natürliche Grund und Boden der Seele nicht ausgerottet, nicht ganz weggeschafft; er bleibt; er wird aber dahin bearbeitet, daß er höhere Pflanzen, Glaube, Liebe und Hoffnung durch Christum zu Gott, aufzunehmen und zur Reise zu bringen, im Stande ist; durch Zuflüsse von oben wachsen und gedeihen diese geistlichen Gaben, aber dennoch verschieden, je nachdem der natürliche Boden in seiner Anlage, in seinen Bestandtheilen, verschieden ist.

So hat Gott schon in der Verschiedenheit der natürlichen Anlagen der Christen den Grund gelegt zur Verschiedenheit ihrer geistlichen Gaben. Ueberall, in der ganzen von uns bemerkbaren Natur, zeigt sich eine Anlage, nicht auf Gleichheit, sondern auf Ungleichheit. Alle Gattungen aller Dinge unterscheiden sich von einander, die Arten wieder von Arten, und die einzelnen Stücke jeder Klasse gleichfalls. Alles grenzet durch gewisse Gleichheiten ganz nahe mit andern Dingen,

gen, und unterscheidet sich auch zugleich von Al-
 lem, wenn auch nur durch Stufen der Stärke und
 Schönheit, und durch eine so feine Vermischung,
 die gleichsam wie die Schattirungen auf einem
 Gemälde, vom Dunklen ins Hellere, vom Un-
 vollkommenen ins Vollkommenere, sich mit dem
 leisesten Uebergang fortzieht. In der Geisterwelt
 ist eine ähnliche Stufenfolge aller intellectuellen
 und moralischen Kräfte ebenfalls wahrscheinlich,
 zum Theil selbst schon, obgleich nur in einigen
 gröbern Zügen, bemerklich. Bey den menschli-
 chen Seelen besonders, welche in diesem Leben,
 nach der Anordnung und dem Wohlgefallen Got-
 tes, zu einer seligen Ewigkeit in Christo gebildet
 werden, erfolgt diese ihre Bildung gleichfalls nach
 niederen und höheren Graden. Es ist mehr als
 wahrscheinlich, daß diese alle dermaleins zwar nur
 ein einziges Ganze, ein einziges Reich Christi
 und Gottes, gleichsam ein einziges Gebäude im
 Geist, zusammen ausmachen, aber doch ein Ge-
 bäude, welches alle Arten und Klassen der religi-
 ös-moralischen Vollkommenheit, durch alle Gra-
 de der dahin gehörigen Gaben und Kräfte, von
 dem niedrigsten bis zu dem höchsten, und damit
 harmonisch auch zugleich alle Arten und Stufen
 der christlichen Seligkeit in sich vereiniget. Ein
 Gebäude, der unendlichen Gottheit würdig! Der
 Gedanke ist groß; manche Aussprüche der Bibel
 begünstigen ihn ¹⁾; aber er ist in Dunkelheit ein-
 gehüllet.

Wäre

1) 1. B. Eph. 2, 20/24. 1 Petr. 2, 5.

Wäre die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der geistlichen Gaben und Kräfte, nach ihren Arten und Graden, überall von den Christen hinlänglich bemerkt: so würde man weniger versucht haben, nach einerley Form Alle zu bilden; so würde man behutsamer gewesen seyn, um Christi ächte Glieder zu kennen, Alle mit einerley Maasstab zu wägen und zu messen, oder bey Allen Alles und was gleiches zu erwarten; so hätte der weise apostolische Ausspruch: wir Stärkeren sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen, und nicht Gefallen an uns selber haben, mehr heilsame Wirkung gehabt; und so hätte das göttlich beglückende Christenthum dem Feind weniger scheinbaren Anlaß zur Lästerung gegeben.

2. Christen sind sich ungleich im Genuß der geistlichen Güter.

Die eigentlichen Güter, wohin Jesus seine Verehrer führet, sind erst in der zukünftigen Welt. Die Beschaffenheit derselben kennt hier Niemand weder deutlich noch vollständig; denn was Gott bereitet hat denen, die Ihn lieben, geht völlig über unser jetziges Erkenntnißvermögen; wie es auch von dem unendlichen Geber, und für seine vollkommene Welt nicht anders zu erwarten stehet. Die bildlichen Vorstellungen indessen, die dahin weisen, versprechen, auch schon in der dunklen Aussicht, etwas überaus erhabenes und herrliches. Aber auch der Beste unter den Christen hat

hat

hat es in dieser Welt noch nicht ergriffen, ist noch nicht vollkommen, noch nicht am Ziel, sondern strebet demselben erst entgegen.

Dennoch sind Christen auch hier schon durch Christum gesegnet mit allerley geistlichen Segen in himmlischen Gütern. Sie sind hier schon selig, aber in der Hoffnung. Sie haben hier schon das ewige Leben, und sind in Christo schon in ein himmlisches Wesen versetzt¹⁾. Das heißt: das Leben, welches aus Gott ist, und ewig seyn wird, ist in seinen ersten groben Zügen wirklich in der Seele schon angegangen, und führt auch hier schon für dieselbe im Kleinen den anfangenden Genuß jener höheren Güter, mit sich. So ist ein Wanderer noch nicht zur Ruhe in seiner Helmath gekommen, und sein derselben harmonischer und dahin strebender Sinn, und seine Erwartung und sichere Aussicht, verschaffen ihm doch schon manche frohen Stunden, und auch erneuerte Kraft, um seinen Weg mit Munterkeit fortzusetzen.

Alle geistlichen Güter der Christen hier für dieses Leben fließen aus der Gnade und Liebe des ewigen Vaters, aus der Versicherung von dem Antheil daran, und aus dem Bewußtseyn des neuen, im Innern erwachten, auf Gott und auf Heiligung und Tugend hingekehrten Sinnes; das heißt kurz, sie entspringen aus Glauben und Hoff-
nung

1) Eph. 1, 3. 2, 6. Röm. 8, 24. Joh. 5, 24.

nung durch Christum zu Gott. Sie fassen in sich Beruhigung im Gewissen, innere Zufriedenheit, Trost und Aufrichtung aus Gott, frohe Aussicht auf eine Befreiung von den Uebeln, und die Erwartung eines höheren seligen Lebens; kurz, sie fassen in sich: Gerechtigkeit, Friede und Freude in dem heiligen Geist¹⁾.

Kein Christ bleibt von dem Genuß dieser Güter ganz leer; aber das Maas, nach welchem sie genossen werden, ist sehr ungleich; ungleich schon bey einem Einzelnen in verschiedenen Zeiten, noch mehr ungleich unter mehreren im Vergleich mit einander. Es giebt welche, deren Geist in einem hohen Grade sich über die weltlichen Dinge erhebet, und die bey nah unter allen Umständen des äussern Lebens der Freude am Herrn genießen, und gleichsam aus der Fülle seiner Freundlichkeit in vollem Maasse schöpfen. Es giebt dagegen auch Andere, denen diese Quelle nur selten, und dann doch nur in geringem Maasse sich öffnet und zufließet, die bey mancherley Anfechtungen traurig, die betrübten, niedergeschlagenen Gemüths sind, und die unter allerley ängstlichen Empfindungen sich erst zu dem getrosteten Muth hindurcharbeiten müssen²⁾. Die Ursachen dieser Verschiedenheit liegen vornehmlich in der Verschiedenheit der geistlichen Gaben, der Einsicht, Erkenntniß und Erfahrung, und in dem ungleichen Maasse der Gei-

1) Röm 14, 17.

2) I Petr. 1, 6. Jac. 5, 13. Job. 16, 33.

Geistesstärke, des Glaubens und der Hoffnung. Sie liegen nächst dem in der Verschiedenheit der bald mehr, bald weniger günstigen oder ungünstigen äussern Umstände, und auch besonders noch in der Ungleichheit der körperlichen Disposition, des Temperaments, des mehr gesunden oder mehr kränklichen Zustandes; die bauwürdige Hütte beschwert den unsterblichen Geist, zwar überall, doch mit ungleichen Gewicht. Weil diese Ursachen, wovon eine große Verschiedenheit des christlichen Gemüthszustandes abhängt, in diesem Leben unvermeidbar sind; so ist mit göttlicher Weisheit dafür gesorget, daß in der Bibel allen Verehrern Gottes und Christi, so verschieden von dieser Seite ihre Gemüthsverfassung seyn mag, eine anpassende Belehrung und Tröstung ertheilet wird. Nicht bloß den Frohen im Geist, sondern auch den betrübten Seelen, den Bekümmerten, den Mühseligen, den Weinenden, den Hungrigen und Durstigen wird die Gnade des Ewigen, wird Erquickung, und Seligkeit und Sättigung zugesichert.

Freue sich also Jeder in dem Herrn, wer dem Herrn anhanget, auf jeder höheren Stufe des Genusses, der ihm erlaubt ist! Aber er versäume nicht den, welchem davon nur ein geringes Maas zu Theil wird; er spreche zu dem, welcher weit unter ihm, niedrig im Thale, bekümmert und weinend nur nach der Höhe blicket und strebet, nicht in beschämenden Tone: du könntest stehen,
wo

wo ich stehe, auf meiner Höhe, in meiner heiteren Gegend des Geistes; nur deine Trägheit hält dich dort im niedrigen Kummer! Vielleicht nähret dieser Bekümmerte den edlen Samen desto sorgfamer, und trägt weinend nur desto reifer und reichlicher die schönen Früchte des Geistes. Aber auch der niedergeschlagene Christ denke nicht von dem, der freudiger und getroster wandelt: er schwärmet, er weidet sich mit erhitzter Einbildung und vom täuschenden Wahn; denn warum stünde es mit mir, der ich's gewiß redlich meine, nicht eben so? Freylich sowohl hier wie dort, können die Tritte des Christen sich leicht verirren, und es kann sein Flug bald zu träge, bald zu kühn werden; aber niemand kennet und beurtheilet dieses genau, als nur allein das allsehende Auge. Und sicher ist's auch, nicht nach einem ganz gleichen Maaße werden die Güter des christlichen Geistes genossen, und muthmaßlich auch ewig nicht.

- 3) Christen sind sich ungleich an Hindernissen und Beschwerden in Uebung des Glaubens und der Gottseligkeit.

Wenn die Gaben des Geistes bey Christen ungleich sind, wie vorhin bemerket; wenn nicht weniger auch die Heiterkeit und Freudigkeit des Gemüths in ungleichem Maaße genossen wird: so ist die Kraft zum Leiden, Tragen, Dulden, die eben aus diesen beyden Stücken hervorgeht, auch sehr ungleich. Und dann drückt auch eine
und

und dieselbe Beschwerde mit sehr ungleichem Gewicht. Wenige Pfunde, die einem Kinde oder einem Kranken eine fast erdrückende Last sind, trägt ein gesunder starker Mann mit großer Leichtigkeit; und auf einen und demselben rauhen und harten Wege, wo eine heitere und von froher Aussicht belebte Seele dennoch hurtig fortteilet, schleicht ein niedergeschlagenes Gemüth weit langsamer nur kümmerlich fort, und stößet viel häufiger an. Christen, weil die Kraft nicht bey allen gleich ist, können auch nicht alle ein Gleiches tragen; und da zeigt sich eben die wachsame Aufsicht des Weltbeherrschers, der als ein weiser und gütiger Vater Jedem seiner Kinder nur die Last aufleget, die jedes ertragen kann ¹⁾. Wir aber müssen uns nun auch über die Ungleichheit der bemerkbaren Beschwerden nicht zu sehr wundern, und noch weniger murren, wenn eines Paulus Lauf vorzüglich trübsalsvoll ist ²⁾, oder wenn Christus nicht dem Johannes, nicht den übrigen Aposteln, sondern nur dem Petrus, vorhersaget, mit welchem Tode er ihm nachfolgen, und ihn ehren würde ³⁾.

Die ungleiche Kraft der Tragenden macht die Beschwerden, wenn sie auch an sich gleich sind, dennoch zu einer sehr ungleich drückenden Last. Aber es sind auch der Umstände nicht wenige, wodurch Beschwerden und Hindernisse, die schon
an

1) 1 Cor. 10, 13.

2) Ap. Gesch. 9, 16. 2 Cor 11, 23. f.

3) Joh. 21, 18, 22.

an sich sehr ungleich sind, den Christen zugeführt werden. Wie ungleich stärker ist der Reiz zum Unglauben bey demjenigen, dessen äussere Lebensverhältnisse es nothwendig machen, mit Verächtern und Spöttern des Christenthums oft in Geschäften und in Gesellschaft zusammen zu seyn, gegen einen andern, der mehr in stiller Eingezogenheit lebet, ja wohl gar in dem Zirkel gutgesinnter Verwandten und Freunde häufig Belehrung und Ermunterung zur Treue im Christenwandel empfänget? Beym merklichen Mangel an zeitlichen Glücksgütern, bey drückender Armuth, finden ängstliche Sorgen gewiß einen offenern Zugang, und strenge Gerechtigkeit und Ehrlichkeit gewiß mehr Hindernisse, als da, wo ein sicherer Erwerb oder gar ein Wohlstand vorhanden sind. Wer eines hitzigen Temperaments ist, der findet weit mehr Schwierigkeit, in den moralischen Schranken der Sanftmuth zu bleiben, als ein Anderer, in dessen Adern mehr Kälte wohnet; und bey einer gewissen Disposition des Bluts ist die Krone der Keuschheit viel schwerer zu erringen und zu behaupten, als anderswo. Die körperlichen Dispositionen setzen der ächten christlichen Moralität in allen ihren Zweigen viele Hindernisse entgegen, doch hier mehr, dort weniger, und überall nach sehr verschiedenen Graden. Und dazu kommt noch alles, was von allerley Untugenden eine schlechte Erziehung in der Seele des Knaben und Jünglings theils erwecket, theils ernähret, was eine lange Gewohnheit schon zur andern Natur gemacht,

P

macht,

macht, und was eine verwilderte Einbildungskraft von unsittlichen Bildern herbeyführet, alles überall von verschiedenen Seiten, und in sehr ungleicher Stärke. Wenn Menschen von so verschiedenen innern und äußern Dispositionen und Umständen, die alle, doch in ungleichen Graden zu einer dem Christenthum widrigen Stimmung beitragen, nun endlich den christlichen Geist in sich erwachen lassen; ist's Wunder, daß sie auf dieser ihrer neuen Laufbahn nun Hindernisse und Schwierigkeiten von ungleicher Art zu überwinden haben? Ihr Ziel ist dasselbe, nemlich Gott und die selige Ewigkeit; ihre Laufbahn ist auch dieselbe, nemlich die des Glaubens und der Gottseligkeit: aber die ablockenden Reize sind von verschiedener Art, von ungleicher Stärke, und die aufhaltenden Anstöße von mannigfaltiger Schwierigkeit; die Anstrengung zum Ueberwinden ist nicht dieselbe, der Kampf ist ungleich.

Mancher dünkt sich moralisch sehr vorzüglich, weil er leicht gewisse Laster vermeidet, wozu er keinen Reiz, kaum zur Vollbringung äußere Gelegenheit verspüret; mancher fühlt zu dieser und jener Ausschweifung, wozu vielleicht schon die Geburt den Keim legte, und die durch Übung und Gewohnheit lange genährt ward, die heftigsten Antriebe, die er haßt, unter Straucheln bekämpft, nur kümmerlich und langsam besiegt, mit Behemuth sich oft darüber vor Gott beugt, und sich in seiner Nichtigkeit fühlet: welcher von beyden hat
auf

auf der Waage des Heiligthums den größten Werth? — — Kein geringerer als der Unendliche gehört dazu, um den Werth der Tugenden, im Verhältniß mit dem dabey nöthigen Kampf, wo die geheimsten Wünsche und Schritte am meisten, oft nur allein, den Ausschlag geben, genau zu kennen und richtig abzuwägen. Niemand erdreiste sich, hier bey Andern seine eigene, immer trügliche Wage zu brauchen. Jeder laufe nur standhaft seinen ihm verordneten Lauf, und kämpfe mit Treue seinen zugemessenen Kampf. Und Jeder, der dies redlich thut, wird wohl Ursache finden, dem Vater in der Höhe zu danken, daß er nicht aus dem eigenen Werth der menschlichen Tugenden und Werke die Seligkeit erwachsen läßt, sondern solche rein und aus Gnaden schenket, und doch auch zugleich jene, ihrem innern Werth angemessen, zwar nach verschiedenen Graden, doch überall göttlich belohnet.

4. Christen sind sich ungleich in den äußern Aemtern und Berrichtungen in der Gemeine.

Gott hat gesetzt in der Gemeine: aufs erste die Apostel, aufs andere die Propheten, aufs dritte die Lehrer, darnach die Wunderthäter, darnach die Gaben gesund zu machen, Helfer, Regierer, mancherley Sprachen. Sind sie alle Apostel? Sind sie alle Propheten? Sind sie alle Lehrer? Sind

sie alle Wunderthäter? Haben sie alle die Gabe gesund zu machen? Können sie alle auslegen? ¹⁾ Gleicherweise wie wir in Einem Leibe viele Glieder haben, aber alle Glieder nicht einerley Geschäfte haben; also sind wir viele Ein Leib in Christo, aber untereinander ist Einer des Andern Glied, und haben mancherley Gaben, nach der Gabe, die uns gegeben ist. ²⁾ Dienet einander, ein jeglicher mit der Gabe die er empfangen hat, als die guten Haushalter der mancherley Gnade Gottes. ³⁾ Und allesammt seyd unter einander unterthan in der Furcht Gottes. ⁴⁾

Hier zeigt sich überall in den äußeren Verhältnissen der Christen gegen einander nicht Gleichheit, sondern völlige Ungleichheit. Genau genommen, gehen diese Aussprüche zunächst nicht auf die verschiedenen Stände im Staat oder in der politischen und bürgerlichen Gesellschaft, sondern auf die verschiedenen Aemter und Verrichtungen in der kirchlichen oder religiösen Verbindung der Christen unter einander, als Christen. Beides war in den ersten Zeiten des Christenthums sehr unterschieden. In heidnischen Städten und Dörtern, nachdem die Boten des Evangelii dorthin kamen, nahmen mehrere Menschen diese christliche Lehre als Wahrheit an, bildeten nach derselben

1) I Cor. 12, 28 f. 30.

3) I Pet. 4, 10.

2) Röm. 12, 4 f. 6.

4) Eph. 5, 21.

ben ihre Gesinnung und ihren Wandel, hielten sich nun, zur Uebung dieser ihrer gemeinschaftlichen Religion, besonders zu einander, und waren damit an dem Ort eine christliche Gemeinde, eine besondere gottesdienstliche Gesellschaft. Von der politischen oder bürgerlichen Seite blieben sie, selbst vermöge der christlichen Lehre, genau alles und in jedem Verhältniß, was und worin sie vorhin gewesen waren. Sie blieben Unterthanen des Kaisers, waren gehorsam den Obrigkeiten, bezahlten die bestimmten Abgaben, betrieben ihre Handthierung nach der eingeführten üblichen Ordnung. Nur in Ansehung der Religion und der Sitten sonderten sie sich von den übrigen heidnischen Einwohnern ab, und machten unter sich diejenige Verbindung und Einrichtung, welche sie zur ferneren Belehrung, und gemeinschaftlichen Erbauung, für nöthig hielten. Sie hatten dazu ein unstreitiges Recht, weil diese ihre kirchliche Verbindung keinem Menschen schadete, und auch ihre sonstigen Verhältnisse gegen den Staat nicht verletzte. Von dieser Seite nun waren jene ersten Christen gleichsam Glieder eines Leibes, welche sich gemeinschaftlich durch Glauben, Liebe und Hoffnung an Jesu, als ihrem Haupte zur Seligkeit, hielten, und durch Ihn nach der Seligkeit bey Gott trachteten. Jedes Glied empfand in seinem Maaße den Einfluß dieses Oberhauptes, seines Geistes und seiner Lehre; aber nicht jedes Glied konnte zu dem Zwecke einer gemeinschaftlichen Erbauung mit jedem andern Gliede völlig gleiche äußere Berrichtungen ha-

ha-

haben, eben so wenig, wie dieser menschliche Leib ein menschlicher Leib und zu seinem Zwecke aufgelegt wäre, wenn alle Theile desselben sich völlig gleich, etwa alle wären nur Auge, Hand oder Fuß. So wie es in jenen christlichen Gemeinen gab, Unwissende, Schwache, Irrende, Kranke und mancherley Bedürfnisse, die zur christlichen Ordnung und Anständigkeit gehörten; so waren, wenn dieser Leib Christi sollte erbauet, und jedes Glied immer völliger werden, auch Personen von mehreren und verschiedenen Aemtern und Verrichtungen nothwendig, Lehrer, Sprachkundige, Erklärer, Vorsteher, Aufseher, Anordner, Regierer, Krankenpfleger, Gehülffen u. s. w. Ein Geschäft war ansehnlicher und geehrter als ein anderes; aber keines war verächtlich, keines entbehrlich, und jedes hatte seinen Einfluß zum Nutzen des Ganzen. Und daß kein nöthiges Glied fehle, dafür hatte, wie bey dem menschlichen Körper, auch bey den christlichen Gemeinen, sagen die Apostel, Gott gesorget, indem er die Anlagen, Gaben und Kräfte verschieden ausgetheilet; aber auch eben dadurch bey den christlichen Aemtern und Verrichtungen ganz eigentlich angeordnet hat, nicht eine Gleichheit, sondern eine Ungleichheit.

Wie der Widerstand des Heidenthums gegen das Christenthum sich legte, die Verfolgungen aufhörten, und von Constantin dem Großen an selbst die Kaiser die christliche Lehre annahmen; so wurden nun nach und nach ganze
Staa-

Staaten, große Länder mit ihren Völkern das, was anfänglich die ersten Christen unter sich errichteten und waren, nemlich eine christliche Gemeinde. Wenigstens hätte es so seyn sollen. Denn wenn der ganze Staat, der Regent mit allen seinen Unterthanen, christlich ward, und zwar nach der Wahrheit; so mußte auch vom Regenten an, durch alle Staatsgeschäfte hindurch, alles eben so nach christlichen Grundsätzen eingerichtet und verwaltet werden, wie es bey den ersten christlichen Gemeinen im Kleinen geschah. Aber man weiß, so ist es nicht durchgehends erfolgt. Wie in den ersten christlichen Gemeinen sich bald welche einmischten, welche den ächten Geist des Christenthums nicht hatten, noch liebten; so fanden und finden sich Leute von der Art noch vielmehr in den großen christlichen Staatskörpern. Ueberall gilt es: nur der Herr kennet die Seinen, diejenigen, welche nicht bloß sich von Ihm nennen, sondern Ihm auch im Geist und in der Wahrheit anhangen. Weil indessen, obgleich mit mancher einzelnen Ausnahme, und bey einer noch größern Verschiedenheit der Vorstellungen, die christlichen Staaten doch im Ganzen Jesum Christum, in welchem Grade es sei, in Ehren halten, sich im Allgemeinen zu seiner Lehre bekennen; und auch die Grundsätze derselben bey Anordnung und Verwaltung der Geschäfte einigen Einfluß haben lassen; so können und müssen, dieser äussern Aehnlichkeit wegen, die christlichen Staaten eben so angesehen werden, als jene ersten christlichen Gemeinen; und was also die
Apostel

Apostel von jenen sagen, ist auch auf die christlichen Staaten im Ganzen anzuwenden. Jene christlichen Gemeinen werden vorgestellt als der Leib Christi; unsere christlichen Staaten sind eben das; nur dort war gleichsam ein kleiner Körper, hier ist ein größerer, der aus mehreren und mannigfaltigern Gliedern besteht, und wodurch ausgedehntere Zwecke sollen erreicht werden. Die Glieder unserer christlichen Staatskörper sind überhaupt zu zween großen Zwecken, mit einander verbunden. Der eine ist genau noch eben der, zu welchem sich die ersten Christen mit einander zu einer Gesellschaft oder Gemeinde vereinigten, nemlich dieser, daß der Leib Christi erbauet werde ¹⁾, das heißt, daß zu dem Haufen von Menschen, die der Seligkeit in Christo theilhaft zu werden fähig sind, von Zeit zu Zeit immer mehrere hinzugethan werden, und daß diejenigen, welche von dieser unsichtbaren, dem Herrn allein bekannten, ächten Gemeinde Christi im Geist und in der Wahrheit schon Glieder sind, im Glauben und in der Heiligung immer völliger werden, gleichsam aus der Kindheit, zur männlichen Vollkommenheit heranwachsen mögen. Der zweite Zweck ist die politische Regierung der zu einem Staat vereinigten Menschen in Absicht auf äussere bürgerliche Ordnung und Ruhe, auf Frieden und weltlichen Wohlstand. Die Besorgung dieses Zwecks war eigentlich nicht die Sache der ersten christlichen Gemeinen, sondern gehörte für die heidnischen

1) Eph. 4, 16. vergl. v. 13. f.

nischen Kaiser und Obrigkeiten, unter welchen die Christen lebten und sich als Christen bildeten. Dort waren diese beyden Zwecke, der geistliche und der politische, von einander abgesondert. Nachdem die Regenten mit ihrem ganzen Gebiet sich zum Christenthum bekennen, also anjehet in den christlichen Staaten, vereinigen sich beyde Zwecke unter einer und derselben höchsten Landesregierung und Aufsicht. Und sind gleich die Mittel, wodurch der eine und der andere Zweck erreicht wird, nicht von einerley Art, so reichen sich doch die dazu nöthigen, an sich verschiedenen Einrichtungen schvesterlich die Hände, und sind sich zu ihren besondern Zwecken wechselseitig behülflich. Die politische Verwaltung modificiret in christlichen Staaten ihre Maximen und Mittel immer, doch wenigstens etwas, nach den christlichen Grundsätzen der Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe, Wahrheit, Redlichkeit, u. s. w. Je mehr auf die Art für bürgerliche Ruhe, Sicherheit, Wohlstand gesorget wird, desto mehr werden bey dem daher entstehenden geruhigen und stillen Leben die Mittel der geistlichen Verwaltung, Unterricht, Belehrung, Ermahnung und Trost aus und nach den biblischen Lehren in Wirksamkeit gesetzt, um unter den Menschen den ächten Geist des Christenthums immer mehr zu erwecken und zu stärken. Je mehr dies geschieht, je mehr durch Glauben und Liebe zu Jesu, als den Ver söhner, die Herzen der Menschen zu den verheißten Gütern der unsichtbaren Welt mit sicherer und leb-

lebhafter Hofnung sich erheben, und Geschmack daran gewinnen, desto mehr wird die so gewaltsam herrschende Sinnlichkeit entkräftet. Mit ihr, dieser fruchtbaren Mutter der Ausschweifungen, des üppigen Stolzes, der Habsucht, der fleischlichen Wollust, werden auch zugleich entkräftet und vermindert dieser bösen Kinder eben so böse Pfliegerinnen, Ränke, List, Bosheit, Untreue, Gewaltthätigkeit. Die Triebe zu den sinnlichen irdischen Dingen werden gemäßiget; mit dem Geiste Christi, der zum Unsichtbaren erhebet, erwacht auch ein guter moralischer Sinn; die Bürger des Staats werden sittsam, eingezogen, arbeitsam, nüchtern, mäßig, friedfertig, ehrlich, folgsam. Je mehrere Einwohner von der Art da sind, desto mehr sind der politischen Administration die Mittel und Wege zu ihrem Zweck, zur bürgerlichen Ordnung, Ruhe und Wohlfart erleichtert. So arbeiten beyde Verwaltungen, die politische und die geistliche, in christlichen Staaten sich einander freundschaftlich in die Hände, und um desto reichlicher, je mehr von beyden Seiten die Grundsätze des biblischen Christenthums mit Lauterkeit und Simplicität den Maximen zur Grundlage dienen. Wegen der Gebrechen von beyden Seiten hat noch kein christlicher Staat sich bisher völlig zu der Höhe und zu dem Flor erhoben, wozu er, gerade dadurch, daß er jene beyden Zwecke in sich vereiniget, möglicher Weise gelangen kann. Aber doch sind die christlichen Staaten, genau durch diesen Umstand, der ein
Mei-

Meisterstück der göttlichen Weisheit ist, vor allen übrigen Staaten der Welt, in jedem Betracht, zu einer ausgezeichneten Würde gelanget; und unter diesen christlichen Staaten ragen wieder diejenigen vorzüglich hervor; wo, wie es in evangelischen Ländern der Fall ist, schon seit längerer Zeit die biblischen Lehren des Christenthums in reinerer Gestalt, ohne fremde Beymischung und ohne künstliche Verdrehung, Eingang gefunden haben.

Warum ist diese Bemerkung hier beygefügt? Um hervorbringen zu lassen, daß das, was in den obigen biblischen Aussprüchen zunächst von den ersten christlichen Gemeinen gesagt wird, auch auf die jetzigen christlichen Staaten anzuwenden sey. Der Zweck dieser Gesellschaft ist erweitert, die Geschäfte und zugleich auch die Glieder sind vervielfältiget, der Körper ist größer worden, aber das Haupt davon ist eben so wie dort, das einig und dasselbe, nemlich wenigstens im äussern Bekenntnisse und im Ganzen, Christus. Hieraus folgt zweyerley.

Einmal. Jenen apostolischen Lehren gemäß, kann und muß in dem christlichen Staatskörper Jeder sich selbst, und jeden andern neben sich, ansehen als einen Theil, als ein Glied des Ganzen. Kein Glied, so wie auch am menschlichen Leibe, ist ganz entbehrlich und noch weniger verächtlich; ja die geringer scheinenden sind oft die nöthigsten. Jedes Glied hat einigen Einfluß
auf

auf die Endzwecke des ganzen Körpers. Der niedrigste Tagelöhner, die geringste Kinderwärterin, haben bey mehreren andern Zwecken zunächst auf leibliche Bequemlichkeit und körperlichen Wohlstand, und dadurch von weiten und indirect auf die Bildung des Geistes, die bey einem gesunden und zufriedenen Leben weniger Hinderniß findet, immer einigen Einfluß; und einen desto reichlichern, je mehr auch die niedrigsten Geschäfte, im ächten christlichen Sinn, um Gottes und Christi willen, mit Treue, Sorgfalt und Willigkeit verrichtet werden. Jedem Gliede gebührt auch seine Ehre und Achtung. Es giebt freylich in diesem großem christlichen Staatskörper viele, welche an dem Haupte, an Christo, im Geiste gar nicht, und auch selbst im äussern Bekenntniß nur noch halb und halb hangen; es giebt viele, die den faulen, fast erstorbenen Gliedern des menschlichen Leibes gleichen. Aber wie ein fauler Fuß doch noch besser ist, als wenn er ganz mangelte, und eine lahme Hand noch besser, als gar keine; hie und da taugen sie doch noch zu etwas: so auch mit den Staatsgliedern. Manches ist, in Ansehung des christlichen Geistes, schon fast erstorben, und in seiner Unsittlichkeit faul und stinkend, und es bleibt doch eine Weile noch erhalten, weil es hie und da zu politischen Dingen, und dadurch, wider sein Wollen und Meynen, indirect zum geistlichen Zweck noch etwas nützlich ist. Wird es völlig unnütz, oder wohl gar für andere ansteckend, so sondert der Herr,

Herr,

Herr, welcher nur allein dieses genau kennet und beurtheilet, es vom Körper ab, und machet einem bessern Gliede Raum ¹⁾).

Zweitens. Was der Apostel sagt von den ersten christlichen Gemeinen: Gott hat die Glieder geordnet zu verschiedenen Aemtern; sind sie alle Apostel, Propheten, Erklärer, Sprachkundige? das heißt: können und sollen Alle eins, und Einer alles verrichten? Dieses gilt nun noch vielmehr von den Gliedern der christlichen Staaten. Da in diesen die beyden großen Zwecke der Menschen, die politische und die geistliche Wohlfart, vereinigt sind; so ist einleuchtend, daß die dazu nöthigen Verrichtungen noch weit mehr vervielfältiget und verschieden seyn müssen. Noch weit mehr gilt hier die apostolische Frage: können und sollen alle verbundenen Glieder des christlichen Staaskörpers eins und dasselbe seyn? Alle etwa Regenten, Minister, Räte, Obrigkeiten, Ephoren, Lehrer, Aufseher? Und alle diese wiederum in einem und demselben Fache, und überall von einem Range, Würde, Ansehen? Hier gilt noch viel dringender: Jeder halte sich für ein Glied vom Andern und vom Ganzen, und diene dem Andern mit der Gabe, die er empfangen hat. Niemand halte höher von sich als sich gebühret, nach dem Posten und Stande, worin er steht; und niemand strebe nach höheren Dingen hinaus. Dies sind christliche Grund.

1) Joh. 15, 2. Luc. 13, 719.

Grundsätze, welche offenbar auf die größte Ungleichheit der Stände, Aemter und Berrichtungen führen; und woben dennoch Christen, so ungleiche Glieder sie seyn mögen, zu einem Körper durch das Band der Liebe und des Friedens vereinigt seyn sollen.

Eine stufenweise erfolgende Ausbildung und Zubereitung der Menschen zu einer körperlichen, und vornehmlich geistigen Wohlfart, zum Theil für dieses Leben, und besonders für ein zukünftiges, ist so gewiß der Endzweck mit dieser Menschenwelt, so gewiß dieselbe nicht von einem blinden Zufall, sondern von einem höchstweisen Wesen den Ursprung hat. Aber ohne einen gegenseitigen Einfluß der Menschen auf einander, ist eine solche Ausbildung nicht denkbar, und eben so wenig ist sie denkbar, wenn dieser gegenseitige Einfluß nicht von verschiedener, nicht von ungleicher Art wäre. Wenn alle Theile des menschlichen Leibes völlig von einerley Art, etwa alle nur wären Auge oder Hand oder Fuß; was könnte da ein Theil dem andern, was dem Ganzen zu der jetzt möglichen Ausbildung und Vollkommenheit helfen? Eben so wenig könnten die mit einander lebenden Menschen zu ihrer Ausbildung im Ganzen, und zum Genuß einer jetzt erreichbaren Wohlfart, etwas beitragen, wenn sie alle wären und seyn wollten, völlig einerley, etwa nur Herrscher, speculirende Gelehrten, nur Lehrer der Botanik, Schreibmeister oder Uhrmacher. Wie der weise Urheber der Welt jenen großen
End=

Endzweck faßte, so faßte Er auch schon, als ein unentbehrliches Mittel dazu, den Rathschluß von der Ungleichheit unter den Menschen. Und damit jener Endzweck im Ganzen gar nicht zu verfehlen sey, so legte er auch zu diesen dazu nöthigen Mitteln, zur Ungleichheit der Menschen, selbst in ihrer Natur solche sicheren und tiefen Gründe, die durch keine Gewalt zu zerstöhren oder umzuändern sind. An den vorhin bemerkten Stücken, worin Christen, als Christen, von der religiösen Seite, sich ungleich sind, zeigte sich das schon. Ihre ungleiche Aufgelegttheit zu geistlichen Geschäften hat zum Grunde eine Verschiedenheit der geistlichen Gaben, sowohl in der Art, wie in den Graden. Und diese, wenn gleich, außer und neben dem gewöhnlichen Naturlauf, eine höhere Hand sie mittheilet, werden doch nicht den natürlichen Anlagen entgegenlaufend, sondern denselben angemessen, und nicht gewaltsam gleichsam eingegossen, sondern sanft wie Pflanzen erzogen; sie gleichen den Gewächsen, die zwar auf dem einheimischen Boden von selbst nicht wachsen, sondern von höherer und edlerer Art sind, die aber doch, nach der verschiedenen Beschaffenheit des natürlichen Bodens, der kluge Hausvater verschieden wählet, verschieden behandelt, und die also auch an Schönheit, Größe und Güte sehr ungleich ausfallen. Die Ungleichheit der Christen in Ansehung sowohl des Genusses der geistlichen Güter als auch der Hindernisse im Christenthum, woher rührt sie? Zum Theil zwar auch von aussen, aber größtentheils von

von

von innen, abermal von der Verschiedenheit der Gaben, und vornehmlich auch von der Verschiedenheit der natürlichen Gemüthsstimmung, des Temperaments, und mancher körperlichen Umstände. Wie tief liegen diese Wurzeln und wie fein in der natürlichen Anlage versteckt, die alle bey den genannten Stücken des christlichen Lebens zur Ungleichheit mächtig treiben! Von der politischen Seite steht es mit den Menschen genau eben so. Daß nicht Alle zu einerley bürgerlichen Geschäften aufgelegt sind, und daß nicht Alle völlig gleiche Schwierigkeiten finden, um zu einem gleich frohen Genuß des Lebens und der irdischen Güter zu gelangen; woher rührt das? Zuerst wieder aus Ursachen, die in den Menschen selbst liegen; aus ihren ungleichen Gemüths- und Naturgaben, aus dem verschiedenen Maaß der Verstandesfähigkeit und der Seelenkräfte, aus der Ungleichheit der natürlichen Anlagen und der damit sich paarenden Neigungen, aus der Verschiedenheit des Temperaments und der körperlichen Organisation und seinen Disposition. Dazu kommt noch von außen die überaus große Verschiedenheit der Erziehung, der ersten Nahrungsmittel, der ersten Eindrücke, der ersten Angewöhnung. Aus solchen Ursachen entspringt nothwendig auch eine Ungleichheit in dem Besitz der zeitlichen Güter und Vorzüge. Laßt uns in Gedanken zween Menschen setzen von einerley Fähigkeit und Geschicklichkeit und in einerley Gewerbe. Laßt uns bey dem Einen nur den unbedeutenden Umstand annehmen, sein Blut und dessen

dessen

dessen Mischung sey feiner, leichter, feuriger, als bey dem Andern; was ist, alles übrige als gleich angenommen, davon die Folge? Der Erstere ist hurtiger, geschäftiger, fleißiger, auch aus eben den körperlichen Ursachen vielleicht mäßiger; er verdient mehr, erspart mehr, wird wohlhabend, kann ausleihen, da der Andere muß borgen, er gewinnt an Ansehen und äußerer Achtung; die Glücksumstände dieser beyden werden sehr ungleich. Alle diese auf Ungleichheit hinwirkenden Ursachen stehen schlechterdings in keines Menschen Gewalt; sie verwickeln sich so fein und so wirksam mit einander, daß kein menschlicher Blick den fortlaufenden Fäden beobachtend zu verfolgen im Stande ist; sie haben ihr Fundament größtentheils in den allerersten Anlagen der menschlichen, sowohl der geistigen als der körperlichen Natur. Und dies bringt unausweichlich zu dem Schluß: Gott hat mit dem Menschen die Anlage gemacht nicht auf Gleichheit, sondern auf Ungleichheit. Der Zweck bey Allen ist im Allgemeinen derselbe; die wesentlichen Theile, Kräfte und Fähigkeiten eines menschlichen Geistes und Leibes sind überhaupt auch bey Allen: so bald es aber ankommt auf das Maaß derselben, und besonders auf die Anwendung derselben, und auf die damit verbundene Art der Geschäftigkeit der Menschen; so zeigt sich eine Verschiedenheit und Ungleichheit, wovon man keine Grenzen siehet, und die man unendlich nennen kann.

Aus der Verschiedenheit der äussern Geschäfte und der bürgerlichen Geschäftigkeit, entspringt

D

von

von selbst eine Ungleichheit an Ehre und Ansehn, und nicht weniger auch eine Ungleichheit an Erwerb und Besitz der weltlichen Glücksgüter, und in Folge davon auch an einer mehr oder minder sinnlich bequemen, angenehmen und glücklichen Lebensart. Die Bibel läßt diese Verschiedenheit, die aus dem ungleichen Antheil an den zeitlichen Glücksgütern entsteht, auch in der Gemeine Christi bleiben. Auch da sind Reiche und sind Arme, und nach mehreren Graden. Aber sie macht aus dieser Ungleichheit nicht recht viel, indem sie den Gliedern Christi ihre eigentliche Wohlfart, ihre Ehre, ihre Herrlichkeit und Schätze nur hauptsächlich in Gott und in der unsichtbaren Welt zeigt und verspricht. Diese sollen daher, wenn ihnen von den Weltgütern mehr zufällt, das Herz nicht daran hängen, sondern desto mehr suchen an guten Werken reich zu werden; und wenn sie davon weniger besitzen, auf Gott und auf die Ewigkeit schauen. Alle sollen sich genügen lassen, an dem was da ist, mit Nahrung und Kleidung zufrieden seyn, nicht nach hohen Dingen dieser Welt trachten, sondern sich herabhalten zu dem Niedrigen. Der Grund von diesem allen ist, Gott hat Reiche und Arme gemacht; ein Unterschied, der in dieser Weltverfassung und in ihrem Zwecke den Grund hat, der wahren und ewigen Wohlfart an und vor sich keinen Abbruch thut, sondern vielmehr, wenn das Verhalten darnach ist, auf beyden Seiten, besonders für die Minderbeglückten dieser Welt, einen beträchtlichen Vortheil auf die Ewigkeit gewähren kann

kann. Auch in diesem Betracht kennt die Bibel keine Gleichheit.

Was die Bibel sagt, das sagt auch die Vernunft: zur gemeinschaftlichen Ausbildung und Wohlfart der Menschen ist eine Ungleichheit unter ihnen, so wie an Kräften und Fähigkeiten, so auch an Verrichtungen und in vielen äußern Verhältnissen, ganz unentbehrlich. Bey einer mäßigen Verstandesfähigkeit zeigt auch schon ein aufmerksamer Blick auf das, was am Menschen sich zeigt und was mit ihm vorgeht, wie an den eben gegebenen kleinen Winken schon zu spüren ist, daß tief in der Natur der Menschen unzerstörbare Ursachen liegen, wodurch sie von mehreren Seiten unter einander sehr ungleich seyn und werden müssen. Und doch kann man anjehet so viel von der Gleichheit der Menschen unbedingt und unbeschränkt reden! ja sogar Plane schmieden, um die Menschen sich einander gleich zu machen! Es ist wirklich schwer, solche Urtheile und Absichten nur bloß von einer Schwäche des Verstandes herzuleiten, denn selbst die Natur zeuget zu laut wider eine solche Gleichheit. Es ist bey den meisten nur ein täuschender schöner Name, hinter welchem ränkevollte Köpfe sich verstecken, um in einer gleichen Armuth und in einem gleichen Elende Anderer ihre Herrschsucht und Raubbegierde zu sättigen. Frankreich giebt davon ein bis zum Entsetzen trauriges, doch lehrendes Beyspiel!

Drittes Kapitel.

von dem

Menschenrechte.

Diejenigen, welche im unbegrenzten und unbestimmten Sinn von Freyheit und Gleichheit reden, führen auch gerne die Menschenrechte im Munde, und sehen diese an als das Fundament von jenen. Selbst Männer, die den ausschweifenden Freyheits- und Gleichheitsschwindel keinesweges begünstigen, zeigen sich doch nicht selten als solche, die auf Menschenrechte viel bauen, und vermöge dieses Worts, im Ton der Zuverlässigkeit und einer höchst gerechten Sache, viel fodern. Wie mit jenen beyden Wörtern Freyheit und Gleichheit, so geht es auch mit dem Worte Menschenrechte. Es gleicht einer Erscheinung im Finstern, welche in dem dämmernden Lichte bey dem ersten Anblick von vorne reizend, ehrwürdig, bedeutend erscheint, welche aber, wenn man sie mit dem Lichte der Aufklärung von allen Seiten ruhig und genau betrachtet, ganz anders und von keiner bedeutenden Consistenz befunden wird. Die vorstehende Betrachtung über Freyheit und Gleichheit erhält mehr Licht und Vollständigkeit, so wie es überhaupt den jezigen Zeiten

um

umständen sehr angemessen ist, wenn wir uns, abermal mit Zuziehung der biblischen Lehren, auf eine kurze Betrachtung über die Frage einlassen: worin bestehen eigentlich die Menschenrechte?

Ein Recht, nach der üblichsten Bedeutung dieses Worts, ist so viel als eine Befugniß etwas zu thun oder zu fodern. Ein Recht zu etwas ist unterschieden von der Gewalt oder Macht zu etwas. Ich habe zwar wohl die physische oder körperliche Gewalt, einem Kinde oder einem Schwächeren, als ich bin, sein Kleid und Geld wegzunehmen, aber befugt dazu bin ich nicht. Eine physische Gewalt kann ausgeübet werden, und wird oft ausgeübet ohne Recht; und ein Recht kann Jemand haben, ob ihm gleich die Gewalt oder Kraft, es auszuführen, gänzlich fehlet. Man sagt indessen im gemeinen Leben, anstatt ich habe ein Recht dazu, auch häufig: ich habe Gewalt oder Macht dazu; dann meint man aber, wie auch wohl hinzugesetzt wird, eine gesetzliche oder rechtliche Gewalt, die alsdann eben das ist, was das Wort Recht andeutet.

Die Befugniß zu etwas, oder das Recht zu Etwas, setzt allemal ein Gesetz voraus, welches dies und das zu thun oder zu fodern erlaubet, oder nach welchem Etwas geschehen kann. Es giebt in der Welt mehrere und mancherley Gesetze, und Sammlungen von Gesetzen. Man spricht vom göttlichen Gesetz, das Gott durch Offenbarung

rung

rung hat bekannt gemacht; man spricht vom mo-
 saischen Gesetz, das Moses im Namen Got-
 tes unter den Israeliten bekannt machte; und eine
 Sammlung solcher Gesetze, indem darin dies und
 das zu thun erlaubt oder verboten ist, nennt man
 auch das Recht; es könn, spricht man, dieses ge-
 schehen nach göttlichem, nach mosaischen
 Rechte. So heißt auch eine gewisse Sammlung
 von Gesetzen das canonische, eine andere das
 Römische, das Kaiserliche Recht, u. s. w.

Wir reden nun hier vom Menschenrechte.
 Daß es dabey auf etwas ankomme, das der
 Mensch zu thun oder zu fodern befugt ist, fällt
 gleich in die Augen. Aber was für ein Gesetz liegt
 dabey zum Grunde? Legt man zum Grunde,
 was für ein Gesetz außer dem Menschen es
 sey, z. B. das Mosaische, oder das Canonische
 oder das Kaiserliche, so geschieht das, was in
 Harmonie mit solchen Gesetzen geschehen kann,
 niemals nach dem Menschenrecht, sondern es ist
 mosaischen, canonischen, kaiserlichen Rechtens.
 Soll also der Ausdruck Menschenrecht einen
 bestimmten Verstand haben, so muß man von allen
 Gesetzen außer dem Menschen völlig weg sehen;
 und Menschenrecht ist die Befugniß,
 dies und das zu thun oder zu fodern, die
 der Mensch hat, bloß als Mensch be-
 trachtet, so daß das Gesetz oder die Norm,
 wornach er sein Vornehmen einrichtet, und einzu-
 richten nöthig hat, nicht außer ihm, sondern
 in

in ihm selbst, als einem Menschen, in seinem Wesen, in der menschlichen Natur, lieget. So nimmt man auch, wo man was dabey denkt, das Wort Menschenrecht.

Alles also kommt darauf an: Was liegt in dem Menschen, wornach er sich nur richten darf, wenn er, bloß als Mensch, sein Menschenrecht ausübet? Hier ist nichts anders denkbar, als nur das, was an und vor sich zur menschlichen Natur gehöret, das ist, das Bedürfniß, welches der Mensch als Mensch hat, die Fähigkeit und Kraft der Seele und des Leibes, und die Anwendung derselben. Was in diesen wesentlichen Stücken der menschlichen Natur seinen Grund hat, oder, was in Uebereinstimmung mit denselben der Mensch vornimmt und verlangt, nimmt er vor, das verlangt er, Kraft seines Menschenrechtes. Wer bey dem Worte Menschenrecht etwas denken will, der muß es in diesem Sinn nehmen.

Zu den Bedürfnissen des Menschen gehöret zuerst und hauptsächlich, daß er isst, trinkt, den Leib bedecket, und sich gegen nachtheilige Einflüsse der Witterung und anderer äußeren Zufälle Schutz verschaffet. Ohne diese Dinge ist die Erhaltung des menschlichen Lebens, worauf ein natürlicher Grundtrieb leitet, nicht möglich. In großer Mannigfaltigkeit und in unzähliger Menge sind auch in dieser sichtbaren Welt überall, einige unbewohnbare Gegenden ausgenommen, die Sachen vor-

vorhanden, welche jenem Bedürfniß abhelfen können; und es ist einleuchtend, daß der Urheber der Welt gerade zu dem Zweck solche Sachen hervorgebracht hat.

Der Leib des Menschen ist von der Beschaffenheit, und mit solchen Gliedern und Kräften versehen, daß er die Güter der Natur erhaschen, sich zueignen, genießen und nutzen kann. Die Thiere können das auch; aber jede Thierart, nach ihrer Einrichtung und nach ihren mangelhafteren Werkzeugen, nur auf eine sehr eingeschränkte Weise; der Mensch aber, vermöge seiner Einrichtung kann alles, auch selbst Thiere, so wie erhaschen, auch zu seinen Bedürfnissen brauchen.

Dazu dienen ihm endlich besonders die in seiner Seele wohnenden vorzüglichen Fähigkeiten, der Verstand und die Vernunft, wodurch er aufgelegt wird, nicht allein auf mehreren Wegen sich die Güter der Natur zu verschaffen, sondern solche auch mannigfaltiger zuzubereiten und zu gebrauchen, und dieses, vermöge des ihm auch verliehenen Willens, sogar nach seinem Gefallen, so oder anders, nachdem es ihm beliebt.

Diese Einrichtung des Menschen, verbunden mit seinen natürlichen Bedürfnissen, und diese wiederum in Verbindung mit den zu ihrer Befriedigung in der Welt hingestellten und herumgestreueten Naturgütern, die auf einen Ergreifer
von

und Genießer gleichsam nur warten: Diese Punkte sind das Fundament, worauf die Befugniß des Menschen, alles in der Welt zu ergreifen, zu haben, zu brauchen, und also, in Ansehung der sichtbaren Welt Dinge, sein Menschenrecht sich gründet.

Nach den natürlichen Fähigkeiten der menschlichen Seele, welche Verstand und Vernunft heißen, ist aber der Mensch auch im Stande, von unsichtbaren Dingen, von Gott, von der Zukunft, von Pflicht, vom Guten und Bösen u. s. w. Gedanken und Vorstellungen zu haben, und dies abermal, vermöge der Willenskraft, nach seinem eigenen Belieben; er ist vermögend, von solchen Dingen Gedanken in sich zu erwecken, zu unterhalten, zu genehmigen, nach seinem Gefallen, und sie auch zu zerstreuen, zu entfernen, zu verabscheuen, wie und in welchem Maaße es ihm beliebt. Dies Vermögen liegt tief in dem Wesen der menschlichen Seele, und die Anwendung desselben hängt gänzlich von ihrer innern und wesentlichen Beschaffenheit ab. Diese in der geistigen Natur des Menschen liegende Beschaffenheit ist das Fundament zu seiner Befugniß, über sein Vermögen zu denken und zu wollen nur selbst gänzlich und allein Gewalt zu haben; und diese Befugniß in Ansehung der unsichtbaren Dinge ist also auch ein sehr bedeutender Zweig des Menschenrechtes. Aus diesem wichtigen Theil des Menschenrechtes geht das hervor,
was

was man sonst nennet das Recht der eigenen Ueberzeugung, auch die Religions- und Gewissens-Freyheit. Von diesem Theil des Menschenrechtes sehen wir hier gänzlich weg. Denn wir reden hier von Menschenrecht, in so fern bey Ausübung desselben ein Mensch mit dem Andern in Zusammenstoß kommt, und dies geschieht nur in Ansehung der sichtbaren Naturdinge, wie sich gleich zeigen wird. Bloß durchs Denken, über welche Dinge es sey, so lange es bloß bey dem Denken bleibt, und das Denken nicht in äussere Handlungen übergeht, kommt ein Mensch mit dem Andern niemals in einen Zusammenstoß; da ist der Mensch anzusehen als einsam vor sich, als abgeondert von allen andern; und wo dies der Fall ist, da findet in der Ausübung des Menschenrechtes, so wie im ganzen Umfange desselben, auch von Seiten der Denk-Freyheit, gar keine Einschränkung statt.

Das Menschenrecht also, in Ansehung der sichtbaren Naturgüter, wovon wir hier nur reden, faßt in sich:

Alles, was in der sichtbaren Welt ist, das ist für den Menschen da; Der Mensch kann alles und jedes von den Naturgütern ergreifen, nehmen, haben, genießen; und Dies kann er, auf jede Art und Weise, so wie es ihm, nach der Vorstellung von seinem Bedürfnis,



nist, oder nach seinem Gefallen,
beliebt, und so wie er es zu voll-
führen vermag.

Dieses ist in Ansehung der sichtba-
ren Welt Dinge, das reine und unbestreitbare
Menschenrecht; und dieses Recht ist allen und
jeden Geschöpfen dieser Erden, die da Menschen
sind, gemeinschaftlich; jeder Mensch hat es, gleich
allen übrigen; und Jeder an und vor sich kann
und darf es in Ausübung bringen, wie und in
welchem Maasse er will und vermag.

Einiges von den Naturgütern ist von der
Art, daß es von mehreren, ja von allen Men-
schen auf einmal kann genossen werden, und also
durch den Genuß des Einen kein Anderer vom
Genuß ausgeschlossen wird. Von der Art ist z.
B. die Luft, das Tageslicht, die Wärme von
der Sonne u. s. w. Bey solchen allgemeinen
Naturgütern entsteht kein Zusammenstoß der
Menschen; Jeder mag hier sein Menschenrecht
uneingeschränkt ausüben, die Luft athmen, sich
in der Sonne wärmen, und an ihrem Schein sich
ergötzen, wie und so viel es ihm beliebt.

Die meisten Naturgüter sind nicht so allge-
mein verbreitet, sondern von der Art, daß, indem
ein Mensch solche, besonders die einzelnen Stücke,
nutzt und braucht, nicht auch zugleich andere
Menschen sie nutzen und brauchen können. Ein
Thier z. B. das ein Mensch erhascht, genießet
und

und nuhet, kann nicht zugleich auch von mehrern andern Menschen erhaschet und genuhet werden. Wie steht's nun in Ansehung solcher Dinge?

Befindet sich der Mensch abgesondert von allen übrigen Menschen, vor sich allein, etwa irgendwo in einer Einöde; so ist alles und jedes um ihm herum, jeder Baum, jedes Thier, jede Frucht, jeder Gegenstand, kurz alles und jedes das Seinige; er ergreift, nuhet und braucht es, wie es ihm beliebt, und er es nach seiner Einsicht vermag; da übt er nun sein Menschenrecht in vollem Maaße aus.

Aber wie, wenn an einem Orte mehrere Menschen sich zusammen befinden, und diese alle auf einen und denselben, ihnen nach ihrer Einsicht und Neigung nöthigen und nützlichen Gegenstand fallen; wie nun? Es ist offenbar: da alle diese sind Menschen und das Menschenrecht bey allen gleich ist; so kann auch Jeder dieses Stück der Naturgüter verlangen und sich zueignen. Das Recht dazu hat Jeder; aber dieses sein Menschenrecht in Ausübung bringen, kann Keiner von diesen. Denn dem Rechte eines jeden steht das völlig gleiche Recht aller andern entgegen; völlig gleiche Rechte aber gegen einander heben sich, was die Ausübung betrifft, völlig gegen einander auf. Will Einer dennoch hier sein Menschenrecht ausüben, so ist nichts anders übrig, als daß er die andern Mitbewerber alle entferne, tödte oder verjage, so daß er nur alleine bey dem Gegenstande übrig bleibe.

Deser

Dieser Umstand, daß zu jedem Dinge in der Welt jeder Mensch, als Mensch ein gleiches Recht hat, daß also, wenn mehrere Menschen einen und denselben Gegenstand begehren, ihr völlig gleiches Recht sich gegen einander aufhebt, und damit das Menschenrecht eines jeden, was die Ausübung betrifft, in ein Nichts zerfällt, dieser Umstand, so richtig er ist, wird anjehzt von denen, die vom Menschenrecht so viel reden, so viel fodern und erwarten, fast gänzlich übersehen. Es ist der Mühe werth, in einem einzelnen Fall die Natur des Menschenrechts deutlicher darzustellen, und zugleich zu zeigen, wie von demselben zu dem gesellschaftlichen Recht übergegangen wird und werden muß, wenn nicht unter den Menschen, ärger wie unter den Thieren, ein immerwährendes Würgen statt haben soll.

Es sey folgender Fall. Nach einem Schiffbruch retten sich zween Menschen auf eine wüste Insel. Nach einigem Herumstreifen treffen sie einen Baum an mit eßbaren Früchten. Wem von beyden gehört der Baum? Sie sind beyde hungerrig, beyde dieser Frucht bedürftig; beyde haben die Neigung, sich derselben zu bemächtigen, es haben auch beyde die Kraft dazu, und beyden bietet sich dieses Naturgut auf gleiche Weise an. Es ist offenbar, nach dem Menschenrecht gehört der Baum dem Einen, und nicht weniger auch dem
An.

Andern. Will nun Einer sich in die völlige Aus-
 übung dieses seines Rechts versehen, was hat er
 zu thun? Er muß nothwendig den Andern, der ein
 gleiches Recht hat, entweder tödten oder verjagen, so
 daß er bey diesem Gegenstand nur der Einzige ist.
 Geschieht dieses, so ist anjehzt der Sieger zum
 Besiz dieses Baums gekommen durch seine über-
 legene Stärke. Hier ist zu seinem Menschen-
 recht ein neues Recht hinzugetommen, nemlich
 das Recht der Gewalt; jenes gewährte ihm
 den Anspruch auf den Baum, und dieses verschafft
 ihm den wirklichen und einigen Besiz desselben.
 Unter solchen Umständen aber tritt die Vernunft,
 die in beyden wohnet, ins Mittel, und ruft Jedem
 von diesem beyden Competenten zu: Begiebst
 du dich mit dem Andern in einen Kampf, so ist
 vielleicht der Andere dir überlegen; und du wirst
 getödtet oder zum Entfliehen gezwungen; und wä-
 rest du auch Sieger, so hast du's, zum ferneren
 Fortkommen, ganz einsam doch nicht so gut, als
 in der Gesellschaft mit dem Andern; nimm also,
 um diesem zwiefachen Nachtheil zu entgehen, lie-
 ber anstatt des Ganzen mit einem Theil vor-
 lieb. — Wird diese Stimme der Vernunft bey
 Keinem von Beyden durch eine wilde Leidenschaft
 unterdrückt, so sprechen sie zu einander: wir
 wollen uns dieser Früchte wegen nicht bekämpfen,
 wir wollen uns darin theilen, und ferner gemein-
 schaftlich für einander sorgen. Dies wird bewil-
 ligt; und nun empfangen Beyde, Jeder von
 jedem Apfel, die Hälfte; aber nach welchem Rech-
 te?

te?

te? nach dem Menschenrechte? keinesweges. Das Menschenrecht weiß nichts von einer Theilung der Naturgüter; denn in dem Menschen, als Menschen, liegt nichts, das auf eine Theilung, so wenig zu gleichen als zu ungleichen Theilen, hinführt. Nach dem reinen Menschenrechte gehört jedem Menschen alles was da ist, und was er erschaffen will und kann, und überall das Ganze. Nach diesem Rechte gehört von jenen Beyden Jedem j-der Apfel ganz. Warum empfängt denn jeder nun davon nur die Hälfte? Vermöge des Vergleichs und Vertrages, den beyde mit einander gemacht haben. Hier tritt nun bey Beyden ein neues, nemlich das gesellschaftliche Recht ein, welches überall gewisse Pacten und Verträge zum Grunde hat. Dieses Recht gewähret anjehzt Jedem den Genuß des halben Apfels; und dieses neue gesellschaftliche Recht hat nun jenes ursprüngliche Menschenrecht unkräftig gemacht und abgeschafft.

Gesetzt, zu jenen beyden Ersten kommt gleich darauf, durch eben denselben Unfall veranlaßt, auch ein Dritter und ein Vierter. Diese sind auch Menschen, wie jene beyden; sie haben eben das Bedürfniß, eben denselben Wunsch, und das Naturgut, der Fruchtbaum, bietet sich auch diesen letzteren an; auch die haben dazu, als Menschen, ein Recht. Daß die beyden ersten dieses Object schon in Besitz genommen, dieser Umstand heißt nach dem Menschenrechte gar nichts; denn
dieses

dieses Recht hat sonst nichts zum Fundament als die menschliche Natur, das Bedürfnis und den Willen; und das alles befindet sich nicht nur bey den früheren, sondern auch bey den später ankommenden Menschen.*) Diese beyden also haben auch ein Recht an dem Fruchtbaum; aber wie gelangen sie zur Ausübung ihres Menschenrechtes? Nicht anders, als auf vorige Weise; sie müssen die beyden ersten tödten oder verjagen, und allein übrig bleiben. Finden sie dieses zu gewagt, und hören sie die Stimme der Vernunft; so lassen sie ihr Menschenrecht ruhen, und suchen nur zu einigem Antheil zu kommen. Der Dritte spricht etwa: ich bin noch jünger als ihr, kann besser klettern; ich will euch die Frucht vom Baum holen; gebet mir dagegen etwas ab. Der Vierte spricht etwa: gebt mir auch etwas ab; ich will dagegen, worauf

*) Man sagt im jure naturae: res nullius cedit primo occupanti. Res nullius kann heißen *nullius juris*, d. i. eine Sache, woran niemand ein Recht hat. Solche Sachen giebt's unter den sichtbaren Welt dingen eigentlich gar nicht, denn jeder Mensch hat als Mensch zu Allem eine Befugnis, das ist das Menschenrecht. Res nullius kann aber auch heißen *nullius domini*, d. i. eine Sache, die noch niemand im Besitz hat. Eine solche Sache fällt freylich dem ersten Besitznehmer zu; aber dadurch wird das Recht, welches andere Menschen, als Menschen, auch daran haben, nicht aufgehoben. Verlöhre sich dieses Menschenrecht durch eine schon geschene Besitznehmung; so hätten die Menschen, welche jetzt in die Welt kommen, in Ansehung der äussern Dinge, beynah gar kein Menschenrecht mehr, weil fast alles schon in Besitz genommen ist. Jener Satz hat seinen Grund nicht im Menschenrechte sondern im gesellschaftlichen Rechte, und leidet auch da noch manche Einschränkung.

worauf ich mich verstehe, am Ufer für euch suchen Fische zu fangen. Es wird bewilliget: auch diese erhalten von der Frucht einigen Theil abermal vermöge einer Verabredung, d. i. nach einem gesellschaftlichen Rechte, woben das Menschenrecht ruhen bleibt.

Gesetzt endlich, es kommt durch gleiche Schicksale ein Fünfter hinzu, aber krank, kümmerlich, kaum noch kriechend. Nach dem Menschenrecht gehört auch ihm, wie allen vorigen, das sich hier anbietende Naturgeschenk. Aber, durch Wegschaffung aller vorigen, sich in den wirklichen und völligen Besitz zu setzen, wagt er noch weniger. Er legt's aufs Bitten und spricht: gebt mir aus Mitleiden etwas ab, sonst muß ich umkommen; ich will auch gerne alles thun, was ihr verlangt und ich nur kann; und man willigt es ein.

Hier ist nun eine Gesellschaft von Menschen, welche alle haben die Ausübung ihres Menschenrechts aufgegeben, und dagegen nach einem Vertrage, d. i. Kraft eines errichteten gesellschaftlichen Rechtes, an dem Naturproduct einen gewissen Antheil erhalten, und von einander fordern können. Völlig gleich stehen sie nicht; die beyden ersten haben einigen Vorzug; auf die drey letzteren lieget eine gewisse Dienstleistung; alles nach dem errichteten Gesellschaftsrecht. Es läßt sich der Umstand hinzudenken, daß durch Ankömmlinge vom andern Geschlecht nach und nach aus diesen fünf Gliedern der Gesellschaft so viele Familien

R

wer

werden, und die ersten noch immer den ursprünglichen Vorzug behalten. Wie aber, wenn mit der Zeit den drey letztern ihr Zustand nach dem gesellschaftlichen Rechte nicht mehr gefällt! Sie oder ihre Familien sprechen etwa: warum sind jene beyden die Besseren, die Aristokraten? worin sind sie mehr, als wir? Sie sind Menschen und das sind auch wir! es soll gehen nach dem Menschenrecht, und vermöge desselben verlangen auch wir, das zu seyn und zu haben, was sie sind und haben; wie nun? Sehr natürlich sprechen nun die beyden ersten: wenn ihr unser Gesellschaftsrecht aufhebet, und zum Menschenrecht zurückkehret; so reclamiren auch wir unser Menschenrecht, und verlangen nach demselben alles, was da ist, so wohl das, was wir bisher schon gehabt, wie auch das, was wir euch überlassen haben. Hier ist der Krieg unter beyden Partheyen unvermeidlich, und zur vollen Ausübung des Menschenrechts gelangt nur diejenige, von welcher die andere entfernt, verjagt oder getödtet wird; und wenn bey der siegenden Parthey die einzelnen Menschen darauf fallen, ihr Menschenrecht, jeder vor sich, ausüben zu wollen, so fängt auch unter diesen das Kriegen und Morden wieder von neuem an.

Dieser erdichtete, doch mögliche Fall zeigt die ersten groben Züge von der eigentlichen Beschaffenheit des Menschenrechts, wie es niemals kann ruhig ausgeübet werden, als nur in der Einsamkeit und in der Einöde, und wie von demselben
die

die Menschen, geleitet durch die Stimme der Vernunft, zu dem gesellschaftlichen Rechte übergehen, und sich diesem unterwerfen. Die Anwendung des Gesagten auf jeden Staat, auf jede größere oder kleinere Gesellschaft, worin Menschen mit einander leben, ist sehr leicht, und die Hauptzüge sind überall dieselben. Merkwürdig ist aber noch, daß weit mehr, als es sich in jenem Fall zeigte, selbst die Natur bey den Menschen sehr kräftige Anstalten gemacht hat, um sie, auch noch eher, als sie die Stimme der Vernunft hören können, von der Ausübung des Menschenrechts wegzulenken, und sie zu den Freuden des Gesellschaftsrechts zu gewöhnen.

Ich kam als ein kleines Kind auf die Welt. Mensch war ich, und hatte als Mensch an allen Gütern der Welt ein Recht, aber ich mußte das mir nöthige selbst suchen, erhaschen, nehmen. Konnte ich das? Konnte ich mein Menschenrecht ausüben? Sicherlich wäre ich verschmachtet, wenn meine Mutter mir nicht ihre Brüste gereicht hätte. Aber brachte es mein Menschenrecht mit sich, daß meine Mutter das thun, ihre besten Säfte mich saugen, und sich entziehen lassen, und noch dazu mit so vieler Mühe mich heben, pflegen, tragen mußte? Ganz gewiß nicht aus meinem Menschenrechte rührte dieses wohlthätige Verhalten her, sondern aus ganz andern Quellen, die völlig außer mir lagen; es rührte her von einem natürlichen Instinkt meiner

Mutter, von den Vorstellungen, die sie hatte von Gott, von dessen Willen und Wohlgefallen, von ihrer Neigung, demselben zu folgen; ja es rührte auch selbst mit her von der Gesellschaft, worin sie lebte, das ist, vom Staat, dessen Gesetze verlangen, daß eine Mutter ihr Kind nicht vernachlässiget, sondern ernähret und auferziehet. Lauter Umstände, die wahrlich nicht im mindesten in mir und in meinem Menschenrecht, sondern ganz außer mir lagen. Wäre ich damals als Kind schon der Gedanken, die ich jetzt haben kann, fähig gewesen, so würde ich von selbst gebeten haben, daß man mich nicht mir selbst und meinem Menschenrechte überlassen, sondern in die wohlthätigeren Zirkel des gesellschaftlichen Lebens und Rechtes mich aufgenommen hätte. Wie es mit mir damals gegangen, so geht's und steht's allgemein mit allen Menschen; und eben durch diese Art, die Menschen in diese Welt einzuführen, gewöhnet der weise Schöpfer sie alle zur gesellschaftlichen Unterwürfigkeit, und zieht sie damit zugleich von der Ausübung des Menschenrechtes, zwar unmerklich doch sehr kräftig, hinweg.

Ich ward Knabe, und ward Jüngling. Vielleicht rührten sich auch — ich weiß nicht mehr wie viel — die Triebe alles zu haben, was ich sah, alles zu thun, was mir einfiel, diese Zweige vom Gefühl des Menschenrechtes; aber ein immer mit folgendes Gefühl der Schwäche, und manche zwingenden Umstände nöthigten den Knaben und Jüngling,

ling, sich der eingeführten Ordnung, den üblichen Sitten und Gewohnheiten, d. i. dem gesellschaftlichen Rechte zu conformiren. So liegt eben in dem eingeleiteten Naturgange, da die Menschen nur als kleine Kinder, schwach und noch weit mehr als die Thiere hülfsbedürftig, in die Welt treten, ein kräftiges Mittel, um sie von der Ausübung des Menschenrechts zu entwöhnen; und gerade in dieser Natureinrichtung zeigt es sich sehr deutlich, daß die höchste Vernunft des Schöpfers es zum Wohl der Menschen am zuträglichsten gehalten hat, und es eigentlich ihr Zweck sey, daß sie unter gesellschaftlichen Rechten sowohl, als Pflichten hier leben sollen; und auch unsere Vernunft, wenn nicht eine Leidenschaft sie ganz beherrschet, saget dazu sehr willig Ja.

Viele Menschen indessen, besonders in unserm Zeitalter, stimmen diesem Ja nicht bey. Sie sprechen: „Warum ragt der Fürst da über uns so weit hervor! Er befiehlt, und wir sollen gehorchen! Er fodert, und wir müssen geben! Und die Adlichen, die Aristokraten, die Reichen und Begüterten, wie leben sie so vorzüglich vor uns! Was sind wir weniger als sie? Wir sind Menschen, wie sie! Das Menschenrecht ist durch die Gewalt unterdrückt; es kann nicht verjähren; wir fodern es zurück, und wollen eben das seyn, haben und genießen, was jene sind und haben!“ Ja, die Sprache des Menschenrechts ist das. Aber ihr, die ihr so sprecht, vergeßt ihr denn, daß

daß jene Fürsten, Adlichen, Begüterten ebenfalls Menschen sind, und ebenfalls nach ihrem gleichen Menschenrecht auch alles das fordern, haben und genießen wollen, was ihr fodert? Seyd ihr denn mehr als Mensch, daß jene das alles, was sie, als Menschen, nicht weniger haben und genießen können, an euch abtreten müssen? Mensch steht hier doch immer nur gegen Mensch, und Menschenrecht gegen Menschenrecht! Was soll nun den Ausschlag geben? Nichts, wie bey jenen Insulanern im Kleinen, als die Gewalt, Einferkern, Plündern, Rauben, Verjagen, Morden; und wenn in einem Staate die Ausübung des Menschenrechts allgemein gesucht würde, so müsten auch unvermeidlich Alle gegen einen jeden, und Jeder gegen Alle im beständigen Kriege wüthen. Ja wüthen, und viel grimmiger und entseßlicher, als Thiere sich ihres Fraßes wegen unter einander jagen, beißen und zerfleischen. Denn Thiere größtentheils stehen doch ab vom Würgen, und ruhen, wenn sie sich satt gefressen haben; der Mensch aber sieht in die Zukunft, will sich auf immer versorgen, und ruhet nicht. Thiere größtentheils begnügen sich mit ihrem Fraß, und mit einer Art desselben; der Hund wird seines Knochens wegen nicht vom Ochsen gestoßen, und der Ochse des Grases wegen nicht vom Hunde gebissen; der Mensch aber kann und will alles brauchen und haben, und beißt eines jeden Gegenstandes wegen um sich. Thiere würgen doch den Mitbewerber um einen Raub nur kurz und gut, oder begnügen sich,

sich,

sich, wenn er nur flieht; der Mensch aber, weil er Vernunft hat, kann hundert Mittel erfinden, seinen Gegner heimlich und langsam quälend zu unterdrücken, und läßt, auch auf künftige Sicherheit bedacht, ihn nicht einmal entfliehen. Gewiß, wo in einem Lande das Menschenrecht soll ausgeübet werden, da muß es nothwendig schrecklicher aussehen, als in einer Welt voll wilder Thiere. Und wo zeigt sich das Ende von den schrecklichen Folgen von der Ausübung des Menschenrechts? Wenn auch gegen die Aristokraten eine Parthey der Sansculotten das Menschenrecht mit Gewalt und Unterdrückung durchsetzt, wie lange dauret's, so haben auch wieder unter diesen einige mehr als Andere, die dann von neuem fragen: warum haben die mehr? Sind wir nicht auch Menschen und von gleichem Rechte? Das Spiel des Verfolgens und Würgens, partheyweise oder einzeln, geht immer wieder an, dauret immer fort, bis endlich, wo nicht andere Umstände eintreten; ein Einsamer auf einem weiten Gefilde der Verwüstung und des Elends sich ruhig umsehen, und seines Menschenrechts völlig genießen kann.

Diese Darstellung der Folgen von der Ausübung des Menschenrechts würde noch vor sechs Jahren manchen Philosophen unserer Zeit, als eine verlachenswerthe alberne Fabel, erschienen seyn. Wer etwa noch so denken möchte, der wende seinen Blick nach Frankreich, wo sich diese Darstellung, schrecklich genug, und zugleich als sehr richtig realisirt zeigt.

Es

Es wird nicht überflüssig seyn, aus dem Gesagten eine Theorie vom Menschenrechte kurz zusammen zu ziehen; und noch einige Bemerkungen beyzufügen.

1. Das Menschenrecht ist ein gegründetes Recht; es fließt aus der Natur des Menschen.
2. Kraft desselben ist der Mensch zu Allem befugt, was er nach seinen innern und äussern Kräften, zur Befriedigung seiner Bedürfnisse, kann und will.
3. Dieses Recht haben ohne Unterschied alle Menschen im gleichen Grade.
4. In Ruhe kann kein Mensch dieses Recht in Ausübung bringen, als nur in der Einsamkeit, wo kein Zusammenstoß mit andern Mensch stattfindet.
5. Diese Einsamkeit ist zuerst in einer Einöde, wo sonst keine Menschen sind.

Eine solche Einöde ist eigentlich der einzige Platz, wo das Menschenrecht in seinem ganzen Umfange kann ausgeübet werden. Nur da kann der Mensch immer ruhig und ohne Störung, alles vornehmen was er kann und will. Aber da nähert sich auch sein Zustand dem thierischen und der Wildheit.

6. In

6. In der Einsamkeit ist ferner der Mensch, obgleich äußerlich von andern Menschen umgeben, in so fern er bloß in sich seine denkenden und wollenden Kräfte braucht.

Genau in diesen Grenzen, in den Grenzen des Denkens und Wollens, ohne daß äußere Handlungen daraus hervorgehen, kommt kein Mensch mit andern Menschen in einen Zusammenstoß, und stöhet die Ausübung des Menschenrechts so wenig bey Andern, als die seinige von Andern, genau in denselben Schranken, gestöhret wird. Von dieser Seite kann Jeder, auch unter andern Menschen, als wäre er in der Einsamkeit, sein Menschenrecht ruhig ausüben, denken, speculiren, projectiren, wollen, wünschen, hoffen, was und wie es ihm beliebt.

Aus dieser Wurzel des Menschenrechts, wie schon oben erwähnt, erwächet das Recht der eigenen Ueberzeugung, auch die Religions- und Gewissens Freyheit. Gegen diese innere Geschäftigkeit der Seele vermag keine äußere Gewalt etwas, und diese dagegen anwenden, ist offenbar wider die Natur des Menschen. Dieser Theil des Menschenrechts steht Jedem sicher und fest. Jeder aber hat Ursache, seine innere Denkkraft selbst im Zaum zu halten, und auch wohl von Andern lenken zu lassen, weil leicht bemerklich ist, daß nicht mit jedem Denken und
Wollen

Wollen die innere Glückseligkeit gleich gut bestehen.

7. Unter andern Menschen lebend, und in Ansehung der äussern Handlungen, die auf sichtbare Welt Dinge gehen, kommt jeder Mensch so oft er sein Menschenrecht übet, allemal mit andern in Zusammenstoß.

Von diesem Theil des Menschenrechts nemlich in Ansehung der sichtbaren Welt Dinge, gelten die hier noch folgenden Sätze.

Der Zusammenstoß der Menschen bey solchen Dingen ist offenbar; denn was es auch immer sey, was ich, als Mensch, von den Welt Dingen begehre oder ergreife, das sind ja alle anderen zu begehren und zu ergreifen, als Menschen, ebenfalls befugt.

8. Die Ausübung dieses Menschenrechts ist ohne Krieg, und also in Ruhe, gar nicht möglich.

Wenn, was ich, als Mensch, ergreife, auch von jedem andern nach eben dem Recht kann verlangt werden und ergriffen wird; wer kann denn zum wirklichen Besitz und Genuß des Verlangten kommen, ohne erst den Andern zu verzagen, oder zu tödten?

9. Es ist kein Object in der sichtbaren Welt, worüber nach diesem Recht nicht Krieg entstehen kann und muß.

Was

Was ein Mensch brauchen und haben will, das kann immer auch von einem andern gebraucht, und also auch verlangt werden; und da sind überall Krieg und Streit unvermeidlich.

10. Nach diesem Recht giebt nur allein eine überlegene körperliche Gewalt den Ausschlag.

11. Wo dieses Recht in Ausübung gebracht wird, da giebt's gar kein gesichertes Eigenthum.

Denn alles, was ich habe, kann auch ein Anderer haben wollen; und wenn er stärker ist, als ich, so nimmt er's mir weg.

12. Beym Menschenrecht giebt's keine Pflichten gegen andere Menschen, als Menschen.

Denn dieses Recht besteht ja eben in der Befugniß des Menschen alles in der Welt selbst zu haben, zu gebrauchen, zu genießen, und schließt damit die Verpflichtung, Andern dies und das zu lassen, zu geben, zu leisten, völlig aus. Wer dieses Recht ausübt, der kann zwar eine Weile auch Andern dies und das geben und leisten; aber er thut's, nicht deswegen weil sie Menschen sind, dazu liegt in seinem Menschenrecht keine Ursache; sondern er thut's in Rücksicht auf sich selbst, etwa deswegen, weil er sie braucht als Mittel zu seinem Zweck. So bald sie dazu nicht mehr taugen, oder ihm gar in den Weg treten, beraubt und unterdrückt er auch sie.

13. Wo

13. Wo das Menschenrecht gilt, da gilt kein anderes Gesetz oder Recht.

Nehme man ein Gesetz, welches man will. Nehme man ein göttliches, welches Gott selbst durch außerordentliche Verfügung bekannt macht; so fließt ja desselbe nicht aus der Natur des Menschen, steht also dem Menschenrechte entgegen, und muß, wenn dieses gelten soll, verworfen seyn. Dieses Recht lei et gar keine Autorität, selbst nicht die göttliche über sich, und paaret sich freundschaftlich mit dem Atheismus. Nehme man irgend ein menschliches Gesetz; so wird ja ein Liebhaber des Menschenrechts davon noch vielmehr sagen: es rühret her von der Willkühr, vom Despotismus, ist wider die Natur des Menschen, wider seine Würde und verwerflich.

Einige werden sagen: bey dem Menschenrecht gilt das Gesetz der Vernunft. Eigentlich ein nichtsagender Ausspruch! In der ganzen Menschenwelt giebt's keine souveräne und reine Vernunft, als nur in der Speculation, und auch da nur höchstens bey nicht-moralisch, practischen Dingen. Jeder Mensch hat seine eigene Vernunft, und ihr zur Seiten immerfort einen sehr unruhigen und doch mächtigen Gefährten, den Willen. Bey den Heiligen, d. i. bey Menschen, deren Wille am moralisch-guten einen Geschmack, einen Gefallen gewonnen und genommen hat, bey solchen Heiligen ist die Vernunft

nunft heilig, und bey den Verkehrten ist sie verkehrt. Sie dient einem jeden nach seinem Gefallen, den Bösen zum Bösen, den Guten zum Guten; sie ist eine Wegweiserin, auf beyden Seiten; kurz, sie geht, wie und wohin der Wille eines jeden Menschen will. — Wir reden hier von solchen, die das Menschenrecht ausüben wollen. In so weit Menschen solche sind, ist bey ihnen ein ungebändigter Trieb nach dem Besitz der Welt Dinge, Herrschsucht, Habsucht. Bey Menschen von einer solchen Leidenschaft verfehlet ihre, ihre ihnen eigene Vernunft keinesweges, solche Ideen, solche Mittel und Wege aufzufinden und so zusammenzuordnen, daß alles in einer gewissen Harmonie, das heißt, vernünftig erscheinet. Man sieht's an der bis jetzt herrschenden Partey in Frankreich. Sie mordet Könige, raubt, plündert, stopft alle Gefängnisse voll, würgt Menschen bey Tausenden, und verbreitet, wo sie nur kann, allenthalben Aufruhr und Elend; und dann feyret sie Feste der Vernunft, und singet vom Triumph der Vernunft. Der ächte evangelische Christ hat an allen den Dingen einen Abscheu, und sieht mit seiner Vernunft das Gegentheil von allem dem, sieht Unterwürfigkeit, bürgerliche Ordnung, Ruhe, sicheres Eigenthum u. s. w. als vernünftig an. Welche Vernunft von diesen beyden Theilen soll denn nun, wie man meint, bey dem Menschenrecht das Gesetz bestimmen? Gilt diese letztere, so höret damit zugleich die Ausübung jenes wilden Menschenrechts auf; gilt

gilt jene Vernunft, so bleibt es dort, wie es war. Jene und diese Vernunft, beyde sprechen: ich, ich bin's, ich bin Vernunft! und die Eine verwirft doch die Andere! Was sagt also eigentlich jener Ausspruch? Es ist doch sonderbar, daß man so häufig von der Vernunft ganz in abstracto, als einer vor sich bestehenden, unabhängigen Kraft redet, und es ist so leicht und überall bemerklich, daß in dem Menschen der Hang seines Willens den Gang seiner Vernunft modificiret. Es existirt allerdings eine souveräne, vollkommen reine Vernunft, nemlich die göttliche. Die ist aber nicht in dem Menschen, sondern auffer ihm. Soll die ihn lenken, und gleichsam die seinige werden; so muß er ihre Stimme, wo sie sich spüren läßt, erst von aussen vernehmen; und das thut er wiederum nicht eher, bis erst sein Wille gegen sie eine Hinneigung fasset. —

Soll in einem Menschen die Stimme seiner Vernunft sich auch nur etwas reine hören lassen; so muß vorhergehend in seinem Willen die Hestigkeit einer Leidenschaft sich nothwendig legen. Geschieht dies auch nur bey zween Menschen; vernehmen sie alsdann beyde auch nur diese simple Sprache einer reinen Vernunft: einen Theil des Erdenguts in Ruhe genießen ist besser, als nach dem Ganzen mit Krieg und Gefahr des Lebens streben: so vergleichen sie sich über den Besitz eines weltlichen Dinges; und in dem Augenblick, da sie das thun, treten sie

sie

sie auch beyde von ihrem Menschenrechte ab, und begeben sich unter ein gesellschaftliches Recht. So lange aber ein Mensch das Menschenrecht will gelten lassen und durchsetzen; so lange läßt seine dahin treibende, brausende Leidenschaft so wenig das Gesetz der reinen, auch nur menschlich-reinen Vernunft, als irgend ein anderes, menschliches oder göttliches Recht über sich gelten.

14. Die Ausübung des Menschenrechts führt nicht zur Freyheit, nicht zur Gleichheit.

Nicht zur Freyheit; denn ist da Freyheit, wo jeden, um das Seinige zu nehmen, ein Anderer verjagen oder tödten darf? und nach dem Menschenrecht geht das ja an. Nicht zur Gleichheit; denn der Schwächere, dem genommen wird, ist dem Stärkern, welcher nimmt, doch wohl nimmer gleich, weder an körperlicher Kraft, noch an Gütern.

Die bisherigen Beherrscher von Frankreich thun alles, was sie thun, unter dem Schilde des Menschenrechts, und, wie sie sagen, für Freyheit und Gleichheit. Und man sieht's mit Entsetzen, wie frey die Eingekerkerten, die Geängsteten, die Geplünderten, die Ermürgeten, und wie gleich sie denen sind, welche nun einmal die stärkere Gewalt in Händen haben. Es ist beschämend für unser Menschengeschlecht, daß es bey demselben noch solche Blödsinnige geben kann, die, sowohl in jenem Lande als in unsern Gegenden, eine so grobe
und

und so grausame Täuschung nicht merken, und auf einem solchen Wege zu einer wünschenswerthen Freyheit und Gleichheit zu gelangen, im Ernste meynen können.

15. Die Ausübung des Menschenrechts führet unausweichlich zur Selbstgewalt, und damit zugleich zur thierischen Wildheit.

Diese Folge bestätigt sich durch die vorhergehenden hier bemerkten Sätze sehr deutlich; und niemand kann einen Ausweg zeigen, auf welchem dieser greulichen Folge auszuweichen wäre.

16. Sicherheit des Lebens und eines Eigenthums, und damit zugleich Ruhe und Frieden, sind in der Welt, wenn nemlich mehrere Menschen zusammen sind, nicht möglich, als nur vermöge einer Vereinigung unter den Menschen, einer Verabredung und eines daher rührenden gesellschaftlichen Rechts.

Dies ist einleuchtend. Denn bey einer solchen Verabredung nimmt die ganze Gesellschaft, deren Gewalt gegen einen oder einige Einzelne immer überwiegend ist, ein jedes Mitglied in Schutz, sichert ihm das, was er der eingeführten Ordnung nach hat und haben kann, und hält die davon abweichenden Ausbrüche der Selbstgewalt in Furcht und im Zaum.

So

So bald aber, und in so weit sich Menschen unter irgend eine Constitution, unter irgend ein gesellschaftliches Recht begeben, darunter leben und ferner leben wollen, in demselben Augenblick, und in eben dem Maasse entsagen sie auch der Ausübung ihres Menschenrechts. Eines dieser beiden Rechte hebt schlechterdings das andere auf, wie es Ordnung und Unordnung wechselsweise thun.

17. Die schlechteste gesellschaftliche Constitution ist immer besser, als die Ausübung des Menschenrechts.

Dort ist doch noch etwas Schutz, etwas Sicherheit, etwas Ruhe; hier von allem dem nichts. Jene kann nach und nach verbessert werden; das Menschenrecht ist keiner Verbesserung fähig, sondern faßt, wenn es ausgeübt wird, jede Art von Selbstgewalt, Unterdrückung und Elend wesentlich in sich.

18. Alle Völker der Welt haben die Nothwendigkeit gefühlt, sich unter irgend ein gesellschaftliches Recht zu vereinigen, und sind damit, so weit sie das thaten, stillschweigend vom Menschenrecht abgetreten.

Auch diejenigen Menschen in den entlegensten Weltgegenden, welche wir im strengsten Sinn Wilde nennen, streifen doch nicht mehr einzeln in den Evidden herum, wo, wie einer den andern
S
über

überwältigen kann, er ihm auch eine Beute wegnimmt, und eigentlich sein Menschenrecht ausübt. Kaum weiß man davon einige sichere Beispiele zu nennen. Sie halten sich truppenweise in größern oder kleinern Gesellschaften zusammen, und haben unter sich, in Absicht auf Sicherheit und Eigenthum, eine gewisse Verabredung, oder eingeführte Ordnung, und also in so weit ein gesellschaftliches Recht. Sie erscheinen, im Vergleich mit Andern, nur noch desto mehr als Wilde, je mangelhafter diese ihre Verfassung ist, je mehr dabey noch Ueberbleibsel von der rohen Selbstgewalt vorhanden, und je weiter sie von einer intellectuellen und sittlichen Ausbildung noch zurück sind. Vollkommen kann unter Menschen dieser Welt keine gesellschaftliche oder politische Verfassung seyn, so wenig sie überall eine und dieselbe seyn kann noch darf. Sie ist desto vollkommener, je mehr dabey die moralischen Grundsätze des ewigen Gesetzes Gottes mit zum Fundament dienen. Und je mehr eine Verfassung von der Art ist, wie dieses in christlichen Staaten, doch auch da noch mit großen Unterschieden, der Fall ist; desto weiter und desto williger entfernen sich die Menschen von der Ausübung des Menschenrechts. Dahin die Menschen wieder zurückführen wollen, verräth entweder einen großen Unverstand, oder auch eine Seele, die von der unbändigen Begierde, sich durch Rauben und Plündern nur selbst empor zu bringen beherrscht wird.

Und

Und kann denn Jemand im Ernste glauben, daß es möglich sey, die Ausübung des Menschenrechts unter den Völkern, wie sie jetzt sind, dauerhaft einzuführen? Wenn Tausende nach einander, von einem solchen Schwindel ergriffen, sich hätten gejaget, geplündert, erwürget; so würden bald die übrigen durch das glücklichere Schicksal anderer Staaten aus ihrem Schlummer gewecket, der Verwüstung und des Elends überdrüssig werden, und sich wieder zu einer gesellschaftlichen Constitution vereinigen. Selbst in Frankreich, wo alles vom Menschenrecht hoch töneth, war und ist es ja bey weiten nicht Ernst, dieses Recht allgemein in Ausübung kommen zu lassen. Ganz sichtbar waren und sind ja Menschenrecht, Freyheit und Gleichheit nur die glänzenden Puppen, wodurch einige hochstrebende Köpfe das dortige von schönen Tönen und Phrasen leicht lenksame Volk verblenden, und nach ihren Absichten lenken. Wenn diese erreicht, und die Nebenbuhler alle entferneth sind, dann wird's sich bald zeigen, wie es sich jetzt schon zeigt, daß die siegende und herrschende Parthey nicht Menschenrecht sondern sich selbst als Gesetzgeberin und Herrscherin einführen will. Dies einzusehen sollte noch irgend ein Deutscher am Verstande zu schwach, oder von einer wilden Leidenschaft zu trunken seyn! Warum gehen denn noch viele unter uns mit diesem Zauberwort Menschenrecht, das nur eine einzige achtungswürdige Seite hat, noch immer so unvorsichtig um?

Wir haben bisher vom Menschenrecht geredet, bloß nach dem Begriff, dem einzigen, den dieses Wort haben kann, und so wie alles aus der Natur des Menschen in Verbindung mit der Welt, worin er existiret, von selbst folget. Aber was ist von diesem Recht zu halten nach dem Fundament des Christenthums, nach der Bibel.

Den einen Theil dieses Rechts, in Ansehung der unsichtbaren Gegenstände von Gott, von Zukunft, von Pflicht u. s. w. woben bloß die denkenden und wollenden Kräfte des Menschen geschäftig sind, behauptet die Bibel nachdrücklich unter den Nahmen der Freyheit des Gewissens, der eigenen Einsicht, des Glaubens; wie oben im ersten Kapitel Seit. 110 folg. gezeiget worden.

In Ansehung der sichtbaren Welt Dinge kennt die Bibel vom Menschenrecht weder den Begriff, noch den Namen. Sie stellt zwar den Menschen dar, als das vorzüglichste Geschöpf dieser Welt, wegen einer gewissen Aehnlichkeit, worin der Mensch mit Gott stehen kann, und da solche verloschen, von neuen stehen soll, wegen der Absichten Gottes mit den Menschen, wegen der besondern Verheissungen und Anstalten, die Gott zur Erhöhung, zur Seligmachung der Menschen angeordnet hat. Aber aus der Natur des Menschen, an und vor sich, leitet die Bibel niemals ein Recht, eine Würdigkeit und Befugniß zu irgend einem Dinge her; und dieses
um

um desto weniger, da der Mensch, wie sie ihn vorstellt, abgefallen ist von Gott, und keine Ihm wohlgefällige Beschaffenheit hat, und daher in sich selbst den Grund zu Unseligkeit, Tod und Verderben trägt. In diesem Gesichtspunct, aus welchem die Bibel durch und durch ihn ansieht, erscheint in ihr alles, was der Mensch ist und hat, und künftig erwarten darf, als Gnade von Gott. Eine selige Unsterblichkeit — die Unsterblichkeit vor sich allein d. i. eine bloße Fortdauer nach dem Tode, ist noch kein Glück, keine Wohlthat; denn die Fortdauer, wie die Bibel richtig bemerkt, kann so jammervoll, so unselig ausfallen, daß die Seelen sich viel lieber den Tod, eine gänzliche Vernichtung, ein Nicht-Daseyn, wünschen und suchen, und nicht finden — eine Fortdauer nach diesem Leben, die zugleich Seligkeit ist, erscheint in der Bibel nur als eine Gabe, als reine Gnade Gottes, ohne alles Verdienst, ohne irgend ein Recht dazu von Seiten des Menschen. Nicht weniger erscheint es als Gnade von Gott, wenn Menschen zu einem solchen seligen Leben, durch richtige Erkenntniß und Umänderung des Herzens, tüchtig werden. In Ansehung der zeitlichen Weltgüter, wird eben das behauptet. Daß die Israeliten Kanaan in Besitz nahmen, wird vorgestellt nicht als ein Erfolg, wozu sie als Volk, als Menschen, irgend ein Verdienst oder Recht gehabt hätten, sondern als eine Wohlthat, die Gott nach seiner Wahl, vermöge seiner besondern Absichten, für sie bestimmte und

und

und ihnen erzeiget habe. Alle Personen, welche in der Bibel als Gottsfürchtende, als Gerechte und Fromme, auftreten, behaupten einstimmig, daß alles, was sie von irdischen Gütern besitzen, sie nur von Gott, von seiner Vorsehung und Güte, mit Geringschätzung ihrer selbst, empfangen haben, und muntern Andere zu einer ähnlichen Gesinnung auf. Nirgend geben die biblischen Lehrer ihren Jünglingen die Anweisung, als Menschen oder vermöge eines Menschenrechts, in der Welt dies und das zu begehren, zu fordern, zu nehmen. Sie geben vielmehr die Anweisung, allenfalls mit wenigem zufrieden zu seyn, auf Gott zu schauen, seiner Fürsorge sich zu überlassen, und nächst dem durch ehrliche Arbeiten, das ist, nach einer unter Menschen eingeführten und üblichen Ordnung, auf untadelhafte Art, sich den Unterhalt zu verschaffen. Ueberall werden die Freunde Gottes angewiesen, sich nach den vorhandenen Gesetzen, nach der bestehenden Constitution, Einrichtung und Ordnung, die in Ansehung der äussern Dinge vorhanden sind, zu richten, und einer jeden gewalthabenden Obrigkeit, die darüber wachet, von welcher Art sie seyn mag, unterthan zu seyn. Die Bibel verschweigt es zwar nicht, was die Geschichte aller Zeiten lehret, daß — nicht im neufränkischen, sondern — im eigentlichen Sinn, Tyrannen aufkommen, welche den respectwürdigen Namen der Obrigkeit, theils selbst, theils in ihren zügellosen Räthen, Beamten und Dienern, nur zur Unterdrückung

drückung

Drückung des Volks, nur zur Anhäufung der Abgaben, nur zur Ausbürdung der Dienste und Lasten, um ihrer fleischlichen Ueppigkeit und Habsucht Nahrung zu verschaffen, gewaltthätig und schändlich misbrauchen. Aber dann sagt sie nicht, daß das Menschenrecht verletzet, sondern das Gottes Gesetz übertreten werde, wovon die ersten groben Züge, auch bey den rohesten Menschen noch im Herzen geschrieben, noch in den natürlichen Instincten und Gefühlen von Recht und Billigkeit, vorhanden sind. Und in einem solchen Fall fodert sie die Verehrer Gottes niemals auf zur Selbstgewalt, zum Aufruhr und Morden, sondern zum Tragen Leiden und Dulden, mit der Versicherung, daß Gott selbst werde Anstalt machen, die Stolzen und Gewaltthätigen vom Thron zu stoßen, und die Niedrigen und welche Unrecht leiden, wenn erst sein Gericht anhebt, zur Herrlichkeit zu erheben.

Sehen wir den Menschen genau an so wie er wirklich ist, von eingeschränkten Verstandeskräften und von sehr wilden Neigungen; wie er vor sich allein schlechterdings nicht bestehen kann; wie er, in der Verbindung mit andern Menschen, immer in der Versuchung stehet; Andere zu drücken, oder in der Gefahr, von Andern gedrückt zu werden; und wie er nicht im Stande ist, seine Wohlfart von irgend einer Seite selbst dauerhaft zu sichern; legen wir diese unleugbar richtigen Begriffe zum Grunde, so zeigt es sich auch in rein philosophischen Lichte, die Bibel hat Recht, wenn

wenn sie vom Menschenrecht schweiget. Schon öfterer, ja überall, zeigt es sich, die Bibel ertheilt zwar nicht in einem philosophischen Kleide, doch mit einleuchtender Klarheit, solche practischen Anweisungen, welche die Vernunft billiget, wenn diese nur nicht von bloß idealischen oder schimärischen Begriffen ausgeht. Man merkt auch daran, daß der Geist, welcher bey der Zusammentragung der biblischen Anweisungen geschäftig gewesen, nicht bloß die scheinbar trügliche Oberfläche der menschlichen Wohlfart im Auge gehabt, sondern in die Tiefe derselben geschauet hat. Bey dem Punct, wovon hier die Rede, ist es sehr sichtbar. Alle Wohlfart, die für den Menschen hier in der Welt möglich ist, Sicherheit des Lebens und des Eigenthums, Ruhe, Bequemlichkeit, Unterstützung, Beystand, alles dieses geht nur hervor aus der Verbindung des Menschen, aus einer eingeführten Constitution, und also aus einem gesellschaftlichen Rechte. Daran, so wie es die Bibel ihren Zöglingen zur Pflicht macht, muß sich Jeder genau halten; und die Cardinaltugenden in diesem Betracht sind strenge Gerechtigkeit, Ehrlichkeit und unverbrüchliche Treue. Was auf diesem Wege eine ordnungsmäßige Geschäftigkeit sich nicht verschaffen kann, das muß der Mensch entweder von der regierenden Hand Gottes erwarten, oder samt den Uebeln, die in dieser Welt voll Sünden unvermeidlich sind, mit Gelassenheit ertragen. Und vollends die Hoffnung auf künftiges seliges Leben kann

kann

kann der Mensch, welcher unverkennlich den Samen zur Ausschweifung, und in Folge davon, auch zum Elende in sich trägt, ohne Unverstand nicht stützen auf sich selbst, auf eigne Kräfte oder aufs Menschenrecht, sondern nur allein auf die Gnade, auf den Beystand und auf die erhebende Hand des ersten und ewigen Herrschers. — Dies ist ächte practische, ja in der jehigen Lage des Menschen für ihn einzige und höchste Weisheit, wohin das biblische Licht die folgsamen Seelen leitet.

Viertes Kapitel.

Selbstgespräch eines Christen.

Ich bin in dem Lichte der heil. Schrift die Gegenden der Freyheit, der Gleichheit und der Menschenrechte mit einem beobachtenden Blick durchgegangen. Aber was sagt meine Empfindung dazu? Kommt diese mit meinen Entdeckungen nicht in Widerspruch? Kann ich bey dem, was ich erblickte, vergnügt seyn?

In mir selbst bin ich völlig frey zu denken, zu wollen, zu erwählen alles was mir beliebt, und die Gedanken wegzulenken von allem, was mir
nicht

nicht gefällt. Keine äußere Gewalt lenket wider mein Belieben meine Neigung; kein innerer Zwang ist da; mein Wille bricht, wenn es ihm beliebt, durch alle Fesseln, selbst durch alle Vorstellungen von meinem Wohl, unbezwingbar hindurch. So lange mir etwas noch nicht gefällt, zerstreue ich davon die Aufmerksamkeit, und hemme die nähere Erkenntniß. Kurz, ich will und will nicht, immer nach innerem eigenen Belieben; mein Wille in sich und absolut ist völlig frey; und von allem, was ich wähle oder verwerse, ist die Quelle zuletzt mein Wille.

Ist dieses für mich tröstlich? So ist es ja, wenn ich die Wahrheit, da sie mir nahe kommt, verwerse, wenn ich Gott, seine Wege und das Gute nicht erwähle, zuletzt immer meine Schuld! Freylich ist es so. Angenehmer ist's allerdings sagen zu können: ich würde gerne Gott verehren, an Christum glauben, wenn ich von diesen Lehren nur erst überzeugende Erkenntniß hätte. Angenehmer ist dieses, weil alsdann von allem, was geschieht oder nicht geschieht, die Schuld bloß liegt am Mangel an Erkenntniß, und hiervon die Ursache wieder steckt in äußern Umständen, und der Thäter also immer schuldlos bleibt. Angenehm ist dies allerdings, aber auch nur immer angenehme Täuschung. Denn die sicherste Erfahrung lehrt es mich, daß in allen practischen Dingen der Religion und Moral bisher keine rechte Erkenntniß noch Ueberzeugung bey mir entstand, bis erst meine Seele an solchen Dingen, wie sie auch nur
in

in der einfachsten Gestalt sich mir zeigten, ein inneres Gefallen faßte. Die Liebe zu einer Sache zieht den Verstand in eine tiefere Erkenntniß derselben hinein; der Widerwille weicht schon bey dem ersten Anblick zurück. Ich mag mich nicht täuschen, auch wenn's mir angenehm wäre. Und steht's denn bey Andern anders?

Die Freyheit meines Willens stellt mich auf eine steile gefahrvolle Höhe; das ist wahr. Nimmt meine Seele an Gott, an dem, was Er liebt und will, indem davon mir Ideen nahe kommen, einen Geschmack, ein Gefallen; so steige ich, als ein Gott gleichgesinnter, von Erkenntniß zu Erkenntniß, von Seligkeit zu Seligkeit, immer höher zu Gott auf. Aber ich sinke, immer weiter und weiter von Gott weg, in den Abgrund hinein, wenn ich gegen das, was Er will, eine Widrigkeit fasse. Und in beyden Fällen bestimmt nur mein Wille mein Schicksal. Ist's nicht fürchterlich, das letztere auch nur denken? Sollte die ewige Gottheit, die doch auch die Gnade ist, nicht lieber Geschöpfe, welche durch einen absolut freyen Willen in solche schreckliche Lagen kommen können, aus ihrer Schöpfung ganz weggelassen, und nur solche hingestellet haben, deren Wille den vorgehaltenen Ideen hätte nothwendig folgen müssen? So wäre doch kein Geistesgeschöpf in Gefahr gekommen, durch seine eigene Wahl sich zum Elend zu neigen, so wäre durch aufgedrungene Vorstellungen die Wahl des Guten bey Allen erzwingbar,
die

und die Seligkeit Aller unverfehlbar gewesen! Ja, zwar die Seligkeit Aller, aber bey Allen nur eine Seligkeit, welche, wie bey empfindenden Pflanzen, bloß vom äußern Eindruck, ohne eigene Wahl, unwiderstehlich abhängt. Aber eine Seligkeit, welche von dem denkenden und empfindenden Wesen nach innern Geschmack und eigenem Gefallen selbst beliebt wird, ist eine viel höhere, und der göttlichen ähnlichere. Sollte der Ewige eine solche in seinem Reiche um deswillen gar nicht veranstalten, weil einige Geistergeschöpfe an der Seligkeit aus Gott kein Belieben fassen? — Ich weiche zurück vor dem schreckenden Gedanken, daß manche aus eigener freyen Wahl die ächte Seligkeit aus Gott von sich stoßen, und sich selbst zum Elend bestimmen; nur allein Gott denkt ihn ganz. Ich will mich indessen ermannen, zu wollen, was Gott will, und das erreichbare Ziel nicht zu verfehlen.

Aber es ist mir ja nicht gleich leicht, mich zu Gott, zur Gottseligkeit und Tugend, oder zum Gegentheil hinzuneigen. Die fleischlichen Triebe, die körperlichen Bedürfnisse, die sinnlichen Reize, wie mächtig war, wie mächtig ist das alles, um das Gleichgewicht zu stören, und die eine Schale der Waage von Gott weg, nur zum Irdischen und zum Bösen niederzudrücken! So fühlte ich es ehemals, so fühle ich's noch jetzt. Was hielt denn diesem mächtigen Hange zum Bösen in meiner Seele das Gegengewicht? Was machte, daß dennoch in
der

der Tiefe meiner geistigen Empfindung eine Nei-
gung gegen die Gottheit und gegen das, was sie
will, erwachte, und da sie erwacht ist, ungeachtet
des entgegenwirkenden Zuges, noch unterhalten,
ja sogar verstärkt wird? Ich vor mir selbst, von
jeder Seite, besonders in Ansehung dieses inwen-
digen Menschen, bin mir selbst ein Geheimniß.
Nur das weiß und merke ich deutlich, was ich im
Geiste ward und bin, das ward ich und bin ich,
nicht ganz durch mich selbst; eine höhere Kraft
weckte, lockte, hob und stärkte, daß die Seele
an den Wegen der Gottheit ein Gefallen gewann,
das dem Gefallen an der Sünde entgegen wirkt.
Auch das weiß ich und merke ich deutlich, daß nur
von da an, wie die biblische Nachricht von Jesu
die innere Aufmerksamkeit erregte, und die Seele
es wagte, zu Ihm, als dem Wahrhaftigen und
Lebendigen, als dem Versöhner der Sünde, und
als der Ursache des ewigen Lebens, die Gedanken
zutraulich zu erheben, die Gestalt des inwendigen,
des denkenden und wollenden Menschen, sich erst
merklich zu meiner Geisteswohlfarth verändert hat.

Und so will ich denn auf diesem Grunde ste-
hen bleiben. Zwar sind Tiefen in der Anstalt,
die Gott in Christo Jesu gemacht und der Welt
vorgestellet hat, Tiefen bey den Ursachen und bey
den Absichten, die ich nicht ergründe. Aber darf
mich das befremden? Kenne ich um mir herum
auch nur ein einziges Ding, daß für mich gar kei-
ne dunklen Seiten hätte? Mein äußerer Mensch

er-

erfreuet sich so vieler Dinge, wovon ich weder den Grund der Entstehung, noch die ganze Absicht genau kenne; mein Geist soll sich des Heils in Christo auch freuen, so tief verborgen in Ihm die Wege der göttlichen Weisheit auch meiner Kurzsichtigkeit seyn mögen.

In Ihm zeigt sich mir eine Freyheit, welche die vollständigste ist, die ich denken kann, und welche meinem Geist, indem er sich nach Seligkeit sehnt, als das erste Bedürfniß erscheint. Sünde wohnt in mir; ich kann's nicht leugnen. Jede Abweichung von dem Gesetze der Vollkommenheit führt ihre unseligen Folgen für das innere Gefühl unausbleiblich mit sich; ich weiß es. Zwar kenne ich auch, wie sich die Seele durch den Anblick und durch den Genuß der sinnlichen Dinge zu treuen, sich halb und halb eine zeitlang betäuben, und die Miene der Heiterkeit affectiren kann. Aber was ist's? ein kurzer Schlummer eines beschwerten Kranken, ein bald verfliegender Rausch eines Trunkenen! Die tief im Innern wühlende Empfindung des Unmuths, der Unruhe und des Unfriedens springt immer aufs neue, und nach jeder erkünstelten Betäubung nur immer stechender wieder hervor. Nur allein, wenn mir die Sünde vergeben, von Gott vergeben ist, wozu sich sonst nirgend als in Jesu und in den Verheißungen von Ihm, eine Spur der Wahrheit zeigt, nur allein, indem ich dieses glaube, erhebt sich mein Geist aus der Grube des Unmuths zu

zu

zu einer heitern Höhe, und von der Finsterniß zum Licht eines neuen Lebens. Die Sünde trägt in sich selbst die Ursache von traurigen Folgen; ich weiß es. Aber wenn sie vergeben, von Dem vergeben ist, der alle Gewalt besizet, die im Himmel und auf Erden ist; sollte denn Der keine Kraft haben, die eingeleiteten Uebel zu entfernen? keine Arzeneu für die eiternden Wunden? Gelobet sey seine Güte! ich merke schon, wie Er die Gebrechen mildert, und Er ist nicht zu schwach, um sie einmal alle und völlig zu heilen!

Aber wird nicht der Herr der Ewigkeit, dessen Zierde Heiligkeit ist, öffentlich und mit richterlicher Gewalt es seiner Geisterwelt zeigen müssen, daß Er der Heilige, und nicht ein Gott ist, vor dem die Sünder bestehen? Ja! Doch Er hat dieses bereits gezeiget, da Jesus Christus trug die Sünden der Welt, da Er, der Unschuldige, litte für die Schuldigen, und da Er, der Gerechte, starb für die Sünder. So vergiebt mir nun Gott, Ihm selber und seiner Heiligkeit würdig, meine Sünden, und ich bleibe also frey von dem zukünftigen Zorn, frey von dem Fluch, den das Gesetz des heiligen Königes mit Recht den Uebertretern drohet, frey von der Gesellschaft der Bösen, frey von der Hölle, der schicklichen Wohnung derer, die Feinde Gottes bleiben, die Sünder sind, und dennoch die Gnade, die sich ihnen anboth, verwerfen.

Du, meine Seele, sollst sie nicht verwerfen! Sehe ich sonst einen Ausgang aus der Finsterniß,

sterniß, die immer heimlich in mir auch eine fürchterliche Zukunft ahnden läffet? einen Ausgang hinüber zu dem Lichte eines neuen seligen Lebens in Gott und bey Gott? Oder soll ich die unverzeihliche Thorheit begehen, und, um nur Gott und seine Gnadenwege nicht zu genehmigen, Ihn oder seine richterliche Majestät, und Strafe und Hölle und Verdammniß leugnen, und mich auf die Art eine kurze Zeit, zum schrecklichen Erwachen, selbst betäuben, oder betäuben lassen?

Durch Christum erhebt sich mein Geist über alles, was Elend heißt, selbst über das Fürchterlichste, über den Tod, hinüber; aber freylich hier nur noch im Glauben und Hoffen, nur noch erst bis zu der Morgenröthe des neuen Tages, die aber, gegen die tiefe Nacht der Gottlosigkeit, doch schon im Innern Freude ist. Nicht lange indessen kann's währen, so wird Er, der treu ist, der die Liebe ist, und nicht vergeblich Erlöser heißet, mich von allem Uebel erlösen, und zur seligen Freyheit der Kinder Gottes mich völlig hindurch führen.

Aber das merke ich deutlich, die Quelle aller Uebel, die Sünde, muß in mir verstopfet werden. Und sie fängt schon an zu vertrocknen. Empfand ich's nicht, da ich es wagte, gestüzet auf den Erlöser, die Gnade des ewigen Vaters mir zuzueignen, wie die Seele gegen die Sünde, die ihr sonst so lieb war, zum Haß und Widerwillen zugleich entflammt ward? Und ich empfinde
es

es noch. Wie sollte ich der Sünde, der ich, als einer Todeswürdigen, mit Christo gestorben bin, fernerhin noch leben wollen! Aber sie ist noch nicht in mir todt; ich merke es wohl, wie ihre Lüste oft schnell und fein, oft auch ungestüm genug, wieder hervorspringen; dennoch herrscht sie nicht mehr, und soll auch nicht herrschen. Sie ist, wie eine unreine Quelle, welche, obgleich verstopft, doch immer noch rieselt, aber auch bald im Sande versiegt, und nicht weiter ein reissender Strom wird. Der neu erwachte Geist tritt ihr entgegen. Der Kampf ist oft schwierig; aber die Gnade in Christo ist ewig, die nicht nur die Fehltritte fortwährend vergiebet, sondern auch immer aufs neue zur Kraft belebet. Und bald, wenn dieser Leib der Sünde und des Todes, der wohl nicht vergebens so heißet, wird abgelegt seyn, dann wird auch der Geist, vollkommen befreiet, dem Gefühl der Sünde entfliehen; dies hoff ich zu meinem Erlöser!

So lebe nun ich, doch nicht ich, sondern Christus lebet in mir; was ich noch lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet und sich selbst für mich gegeben hat. Ich werfe nicht weg die Gnade; denn wenn aus dem Gesetz die Gerechtigkeit kommt, so ist Christus vergeblich gestorben.

Bin ich also frey vom Gesetz? Ja, von jenem Gesetz, das Gott durch Mosen gab, das lauter einzelne Handlungen vorschreibt oder verbietet,

Ⓐ

tet,

tet, das nur immer fodert, aber keine Kraft giebt, das überall den Menschen nur als Uebertreter darstellt, und überall jeder Uebertretung nur Fluch und Tod verkündiget, ja, von jenem Gesetze der Sünde und des Todes bin ich frey; Christus hat mich davon frey gemacht *).

Aber kann ich vom Gesetze Gottes frey werden? Nein, vom eigentlichen Gesetze Gottes nicht. Und wie sollte ich's auch nur wünschen, von diesem ewigen Gesetze der Vollkommenheit frey zu seyn? Die Grundzüge dieses Gesetzes, wovon Gott selbst das Urbild und das höchste Muster ist, sind Wahrheit, Gerechtigkeit, Güte, Mäßigung, Sanftmuth, Demuth, Gedult; diese Züge, wodurch der menschliche Geist sich der Heiligkeit des Unendlichen nähert, und des Genusses der Seligkeit aus Ihm erst fähig wird, die sollte ich hassen, oder nur gleichgültig ansehen? Nein, nein. Eben diese Grundsätze sind es, die im lieblichen Lichte mir in der Seele erwachten und ihre Liebe gewannen, wie Jesus Christus, als der Versöhner für die Sünde und der Stifter eines ewigen Heils, der Erkenntniß groß, und dem Herzen annehmungswürdig erschien. Eben sie sind es, die Christus, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, auch in der niedrigen Sphäre des menschlichen Lebens als Muster in Ausübung gebracht hat. Diesem Gesetze Gottes und Christi bin ich unterthan, und bin es gerne. Und diesem

*) Ich bitte, die vollständige Entwicklung dieses Punctes oben Seit. 33. f. wieder anzusehen.

sem Befehle gemäß, will ich mit freywilligem Geist meine einzelnen Handlungen, mein Thun und Lassen, zum Wohlgefallen dieses meines höchsten Herrn einzurichten suchen.

Sage mir also Niemand: du must, um Gott zu gefallen, hier diesen dort jenen Tritt thun! Gebiete mir Niemand: du must das nicht angreifen, das nicht kosten, das nicht berühren! Ich werde mit dem freywilligen Geiste, dem jenes Gesetz der sittlichen Vollkommenheit sich eingepräget hat, schon selbst meine einzelnen Tritte zu lenken wissen. Mein Geist selbst soll es bestimmen, wo und wie, in welchem Grade und auf welche Art ich mich gütig, gerecht und mäßig, sanftmüthig, demüthig oder wahrhaftig und dienstfertig betrage. Ich brauche keines Leitbandes, der jeden einzelnen meiner moralischen Schritte regiere. Thue ich hie und da zu viel, so thue ich's mit Aufsehen zu meinem Herrn und zu seiner Ehre; thue ich zu wenig, so thue ich's auch dem Herrn. Strauchele ich, so vergibt Er es mir. Falle ich, so richtet Er mich wieder auf; und seine Gnade bleibt ewig der gesicherte Grund meines Heils. So lebe ich im Geist, der Gott gewidmet ist, und übe mich, nur Christi freyer Knecht zu seyn.

Versteigst du dich nicht in deiner Einbildung, und dünkst dich zu hoch gestellt? Soll nicht Jeder durch Belehrung wachsen? — Versteigt sich der im zu hohen Sinn, welcher im Gefühl

fühl seiner moralischen Fehlstritte und Gebrechen
 fortwährend nur alles erwartet von der Gnade
 Christi, der die Sünden vergiebet? Und Belehrung
 und Wachsthum sollte ich eigenwillig verschmähen!
 O komm, wer du auch bist, belehre mich, auch
 mein älterndes Haupt soll dir ein folgsamer Schü-
 ler seyn. Aber belehren mußt du mich, nicht über
 mir gebieten. Doch auch dieses wisse, ich kenne
 die hohe Vorschrift: prüfet die Geister, ob
 sie aus Gott sind. Komm also, wer du auch
 bist, komm, belehre mich, wie ich immer besser,
 immer völliger dem Ewigen, der in Christo mir
 gnädiger Vater ist, Ihm, der es so werth ist,
 zum Wohlgefallen, auch in den kleinsten Dingen
 zu wandeln habe. Ja, komm, wer du sonst auch
 seyst! Aber so scharf, wie ich kann, werde ich
 dir in's Auge sehen, ob du auch in dem Lichte
 der evangelischen Wahrheit, auch im Geiste des
 Glaubens an Gott, und in der Liebe Christi ehr-
 lich stehest und wandelst. Finde ich das nicht, so
 taugt auch deine Belehrung nicht für mich, wie
 sehr sie sich auch mit den schönsten Mienen von
 Philosophie und Vernunft zieren mag. Ich ken-
 ne die ehrwürdigen Namen; aber ich weiß auch,
 wie sehr sie, wenn ein von Gott abgekehrter Wille
 ihr Begleiter ist, nur gefällige und leicht lenksame
 Dienerinnen zum Bösen sind. Ich habe auch
 Vernunft, aber sie soll Gott und Christo gehei-
 heiligt seyn. Dieses Licht in mir leuchtet mir auch;
 und ich will suchen, ihm immer mehr Nahrung,
 mehr Helle und Deutlichkeit, mehr Stärke und
 Um-

Umfang zu verschaffen. Ich will lernen überall, am meisten aus der heil. Schrift, aus ihren Vorschriften und Lehren, aus ihren Beyspielen, Rathschlägen und Winken. So will ich immer völliger werden, immer besser lernen, nach den Grundsätzen des ewigen Gesetzes Gottes meine Handlungen einzurichten, und in meiner Lage, nach meinen Umständen, in meiner Individualität, meinem Gott zum Gefallen zu leben. Aber ungebunden an buchstäblichen Vorschriften, und frey von allen Menschenfahrungen, will ich mein religiös, moralisches Leben führen, rein nach meiner eigenen Einsicht vom Besten, und nach dem Maaß der Salbung und des Geistes, das ich empfangen habe.

Reiße ich mich denn damit auch zugleich los vom Gehorsam gegen die Fürsten und gegen menschliche Ordnung? Das sey ferne von mir. Subordination ist in dem Reich der seligen Geister ewig, wie Gott; denn Ihm bleibt unaufhörlich alles subordinirt, was da ist; und überall, in den Nachrichten der Bibel und in der sichtbaren Welt, sind die Spuren merklich, daß stufenweise, mit steigender Vollkommenheit, sich Geister über Geister erheben, immer näher hin zu Gott, dem Allerhöchsten und Ersten. So gehört in dem Reiche der Seligkeit, wo Harmonie und Ordnung herrschen muß, zu den Grundsätzen des ewigen Gesetzes der Vollkommenheit auch der Gehorsam gegen Höhere und Vorgesetzte. Diesen Gehorsam
befiehet

befiehet das Wort Gottes; diesen Gehorsam gegen menschliche Ordnung bewies selbst Christus, in Knechtesgestalt, bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz: und diesem Gehorsam sollte ich mich entziehen! Gewiß nicht eher, bis ich erst Christo selbst, und mit Ihm auch seinem Gesetze des Geistes feierlich entsage; welches, unter seinem Beystand, nie geschehen wird. Die ihr also erhöhet seyd, um über menschliche Ordnungen zu halten und zu wachen, wie eure Würden immer heißen mögen, Könige, Fürsten, Obrigkeiten, unter welchen ich lebe, gebet Gesetze, gebiethet oder verbiethet; ich werde mit Ehrfurcht gehorchen und folgen, nicht bloß aus Furcht vor euren Strafen, sondern vornehmlich um auch darin meinem Gott zu gefallen, zu dessen Gesetz mit Christo die Liebe in mir erwacht ist.

Aber das setze ich voraus, und von christlichen Regenten hoffe ich's mit Zuversicht, daß sie ihre Würde und Macht in den Grenzen halten, in welchen sie Gottes erhabenste Diener, beynah seine Repräsentanten auf Erden sind, nemlich um unsere, bürgerliche, weltliche Ruhe, Sicherheit, Ordnung und Wohlstand zu beschützen, zu erhalten, zu befördern. Da werde ich folgen in Allem, und auch selbst meine eigene Einsicht vom Bessern verleugnen. Ich werde höchstens meine entgegenstehenden Wünsche mit bescheidenem Bitten vortragen, und wenn ihre Erfüllung nicht statt findet, mit stillem Gemüthe, auch allenfalls unter Beschwer

schwer

schwerden gehorchen. Aber Seligkeit des Geistes kann kein Monarch der Erden weder geben, noch nehmen. Wenn's darauf ankommt, wenn's ankommt auf meinen Glauben an Gott, und von Gott, und von seinen Wegen zum ewigen Heil, wenn's darauf ankommt, wie ich meine Handlungen, wobey bürgerliche Ruhe und Ordnung nicht verletzet wird, dem Gesetz der Vollkommenheit gemäß einrichten, oder nicht einrichten soll, kurz, wenn's darauf ankommt, wie ich vor mir religiös-moralisch soll wandeln und Gott gefallen; so bin ich, nach meinem Maas der Salbung und des Geistes, ein freyer Knecht nur allein Christi, und keines Andern.

Ist denn etwa diese Gesinnung nur bloß die meinige? Nein. Sie soll, nach der biblischen Belehrung, allen Verehrern Gottes und Christi gemein seyn. Alle, welche in den heiligen Schriften diesen Character der Gottergebenheit an sich tragen, zeigen einen gleichen Sinn. Und so viele verehrungswürdige Christen der älteren und der neueren Zeit haben eben den Geist der Freyheit gelehret, behauptet, bewiesen, selbst unter schweren äußern Leiden standhaft mit der That bewiesen. Es ist der Allgemeinsinn der ganzen ächten Christenheit. Ja, erhebe ich meine Gedanken auch in die unsichtbare Welt, so sind auch da, und können auch da nur seyn, freywillige Anbeter, und freywillige Diener des heiligen und seligen Gottes. Ein Geist belebet sie alle; wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freyheit.

Was

Was für ein Reich ist also das Reich des Ewigen, das Reich seiner seligen Geister! Hier unter Menschen, hier vielleicht auf der niedrigsten Stufe, fängt es an; aber wer zählt die vielen Stufen, auf welchen sie mit unnennbar ungleichen und mannigfaltigen Kräften immer höher sich bis zum Allervollkommensten erheben? Im Kleinen wird es schon hier in dieser Welt einem erleuchteten Auge bemerklich. Und dennoch sind sich alle gleich, gleich an Geistesfreyheit, womit sie die Verehrung und die Liebe des Ewigen sich zur Freude erwählen haben und erwählen, gleich an der Freyheit von der Sünde und vom Uebel, das aus ihr entspringet, gleich am Recht zum Antheil an der Gottheit und zum Zutritt zu Ihr. Vielleicht giebt es dort Abstände an Erkenntniß und Weisheit, an Kraft und Stärke, an Würde und Herrlichkeit, wogegen in dieser Welt der größte Abstand des Herrlichsten vom Niedrigsten, des Mächtigsten vom Schwächsten, nur eine unbedeutende Kleinigkeit ist. Und dennoch stehen, wie auf der höchsten auch auf der niedrigsten Stufe, Alle nur unter einem und demselben Gesetz, dem Gesetz der moralischen Vollkommenheit, von welchem Gott das Urbild ist, und welches Alle freywillig erwählen, freywillig lieben und üben. Durch dieses einige Gesetz geleitet, läßt sich der Höhere mit Liebe und Demuth herunter zu dem Niedrigen, und dieser respectiret mit gleicher Liebe und Demuth den Höheren und Mehrbegnädigten; und in allen Gegenden des seligen Gebietes der Gottheit

heit

heit herrscht nur Eine Gerechtigkeit, Eine Wahrhaftigkeit und Redlichkeit, Eine Mäßigung, Eine Gütigkeit und Sanftmuth, bey Jedem in seinem Fache, auf seinem Posten, in seinem Kreise, nach seinen Kräften. Wenn aus allen Kreisen des Weltalls die geheiligte Auswahl erst wird näher versammelt, und von den Bösen geschieden seyn; wenn der Allerheiligste an diesem seinem Hause, dessen Zierde Heiligkeit ist, alsdann einen Abdruck von Sich selber, überall in den nur Ihm nennbaren Bezirken sein Ebenbild erblicket, und auf alle diese seine Kinder, durch Einen Geist, durch seinen Geist, gleich gestimmt, mit Wohlgefallen herabsieht: was wird alsdann seyn? Dann wird Gott seyn Alles in Allen, Allen eine offene Quelle der Seligkeit, Allen in jedem Kreise, auf jeder Stufe, zu jedem Bedürfniß, ein unerschöpflicher Geber!

Freue dich meine Seele, auch dich hat Er, dein Schöpfer, auf Eine seiner Geisterstufen gestellet! Sey sie gleich Eine der niedrigsten, so ist es dennoch Eine der Seligkeit, und das ist genug. Du warst zerrüttet; aber dennoch ist dir der Eingang in dieses herrliche Reich der seligen Geister eröffnet; und der ihn eröffnet hat, ist Jesus Christus, an welchem auch du hast die Erlösung durch sein Blut, die Vergebung der Sünden. Er ist es auch, dessen Geist aus deinem Schlaf dich weckte, und dich berief zur Heiligung des Geistes und zum Glauben der Wahrheit. Du
kannst

kannst und darfst diese hohe Gnade so wenig leugnen, als verschweigen; denn ist nicht von diesem Geist, der über die Eitelkeit des Weltwesens und über die Sünde erhebet, und zu Gott hin und zur Heiligung reizet, etwas in dir merklich, und das Unterpfand deiner Erlösung? Freue dich also, meine Seele, dieser erhabenen Aussicht, anbetend und dankend vor dem, der von Ewigkeit Gott, und ewig die Liebe ist. Zwar vollendet hat Er sein Werk noch nicht mit dir; aber Er wird es vollenden. Noch hängt der Vorhang da, der, was du siehest, dich nur in einem dunklen Worte sehen läßt; aber wie lange wird's währen, so fällt er. Noch kämpfet mit dem aufgegangenen Licht die Finsterniß, und mit dem Emporstreben zu Gott das Leben hier in dieser Eitelkeit; aber wie lange wird's währen, so ist der Gang durch diese Welt der Sünde und des Todes vorüber. So will ich denn, festhaltend an dem Worte der Wahrheit, und aufsehend zu Jesu, der da ist treu, und der Anfänger und Vollender des Glaubens, mit stillem Geist den vielleicht nur noch kleinen Rest dieses Erdenlebens hinbringen. Verirre sich, wer in dem Lichte Christi nicht wandeln will; taumele neben mir in der Eitelkeit seiner Gedanken, und falle, wer ausgerichtet zu Gott, nicht stehen will: ich will suchen, als ein Erlöseter des Herrn, entgegen zu kommen der völligen und seligen Freyheit der Kinder Gottes.

Be

Beschluß.

Christen und Brüder! Man ladet euch jetzt so laut, so dringend, so reizend, und von so vielen Seiten, ein zur Freyheit und Gleichheit, und manche neigen zu dieser Zauberstimme ein offenes Ohr; habt ihr auch schon erwogen, wozu ihr denn eigentlich eingeladen werdet?

Die neumodische Stimme, welche seit wenigen Jahren in Frankreich ertönet und aus dem Herzen und Munde auch manches Deutschen wiedererschallet, die spricht: ihr sollt frey seyn! Fraget doch: wovon, wovon denn frey seyn? Denn frey heißen ohne zu wissen wovon, ist doch wirklich ein Wort ohne Sinn und Verstand.

Man wird sagen: frey von Tyrannen und Despoten, frey von Aristokraten, frey von Gewalt und unterdrückenden Gesetzen! So spricht man; aber fraget doch weiter: werden wir denn davon, auf dem in Frankreich eingeleiteten Wege, auch wirklich frey?

Man mordet dort, und will morden alle Könige und Fürsten und Regenten, die alle in jener Sprache Tyrannen heißen. Wenn der Voratz glückte, was wäre dann die Folge? Schauet hin und sehet dort das Beyspiel von dem, was erfolgt. Auf die Gebeine des ermordeten Regenten treten welche empor, die die Gewalt an sich reißen, und nun erst im eigentlichen und ärgsten Sinn, um
ihre

ihre angemessene Gewalt zu behaupten, Tyrannen sind. Denn so ein Tödten und Menschenschlachten, so ein Einferkern, Aengsten, Drücken, Plagen, als von jenen Freyheitshelden verübet wird, kennt noch bis jetzt die Welt in dem hohen Grade an keinem einzigen Tyrannen und Mütterich. Oder was ist denn sonst Tyrannen und scheuslicher Despotismus, wenn es ein solches Verfahren nicht ist? — Man will weg schaffen die Aristokraten, das ist, die Bornehmern, die privilegirten Stände, die Adlichen, die Begüterten, die Geistlichen; und was geschieht? Jeder, der nur kann, verdrängt, tödtet, plündert diese Aristokraten, besoldet von diesem Raube seinen Anhang, und warum dies alles? um nur selbst Aristokrat zu seyn, um nur selbst besser zu leben, mehr zu prangen, zu prassen, zu schwelgen. Den einen Räuber dieser Art behandelt ein Zweyter, diesen ein Dritter, unter gleichem Vorwand und in gleicher Absicht, bald wiederum eben so, und sie verjagen und verdrängen sich, wie unter den Thieren, eins das andere, immer von der besseren Stelle. Aristokraten sind immer da, und kommen immer neue, aber eben deswegen auch um desto giftigere, weil sie nicht einer feststehenden Ordnung, sondern bloß dem Anhange unter dem veränderlichem Pöbel ihre Vorzüge zu verdanken haben. — Man will frey machen von Gewalt, und drückenden Gesetze! Schauet doch hin! Wo in der Welt giebt es so viele, so widersprechende, so oft beschworne und immer wieder verworfene, so verworrene, so un-

aus=

ausführbare Gesetze, als in jenem Lande der neuen Freyheit? Wo können die Gesetze drückender seyn, als da, wo sie von Menschen, um eine an sich gerissene Gewalt zu behaupten, ganz willkührlich, bloß nach Leidenschaften, bloß zum Behuf der Herrschsucht, der Raubbegierde oder der Feindschaft, und bey veränderten Scenen auch immer verändert gegeben werden? Wo kann eine Gewalt unterdrückender seyn, als dort, wo kein Eigenthum, keine Sicherheit des Lebens mehr statt findet, wo die Gewalt alles fodert, alles nimmt, wo Gold und Silber und alle Producten für Papier, mit Furcht des Todes müssen hingegeben werden, wo Bluturthel aus den nichtswürdigsten Ursachen, und ohne Untersuchung, ohne ordentliches Verhör, ohne Vertheidigung und Vertheidiger, bloß nach dem Wink der blutdürstigen Herrscher gesprochen und schnell vollzogen werden, und wo Tausende nach Tausenden, in elenden Kerkern schmachtend, ein solches Schicksal nur immer mit Grausen täglich erwarten dürfen? So gieng's dort, und so kann's bey einem gleichen Gange überall nur gehen. Werden da die Menschen frey von Tyranney, von willkührlich harten Gesetzen, von muthwillig unterdrückender Gewalt?

Sehet, meine Brüder, man täuscht euch offenbar, man verhilft ja auf dem Wege nicht zu der Freyheit, die man verspricht; sondern umgekehrt, man zwingt erst da die Menschen recht in ein eisern hartes Joch, und in die entseßlichste
Scla-

Slavery. Oder wollen wir denn jene neufranzösische sogenannte Freyheit, wo niemand seines Lebens sicher, noch seines Eigenthums Herr ist, wo beynah jeder Bissen Brodt und Fleisch von den Gewalthabern zugewogen wird, wo über jedes Wort, fast über jede Miene muß peinlich gewacht werden, wo Schrecken des Todes, und Angst vor Einkerkierung zur Tagesordnung und zur nächtlichen Ruhe gehören, wollen wir diesen Zustand, den man dort Freyheit nannte, für ein Glück, für was vorzügliches und erfreuliches halten gegen unsern Zustand, und unsere Verfassung? In welcher Gegend unsers deutschen Vaterlandes ihr auch leben möget, stellt selbst die Vergleichung an; und laßt eure eigne Empfindung den Ausspruch thun.

Aber, sagt ohne Zweifel mancher, jene französische Freyheit heißt ja doch ein Sieg der Vernunft, eine edle, schöne Frucht der Philosophie. Ja, so spricht man. Aber durch bloße schön klingende Worte wollt ihr euch doch nicht bethören lassen. Ihr kennt ja die Sprache jedes Verführers; nennt kein Ding bey dem rechten Namen, sein böses Vorhaben mit lieblichen und schönen Worten, und das Gute mit gehässigen. Schon längst ist dies ein übler Kunstgriff, in unsern Tagen am meisten. Glaubet nur, es giebt auch eine solche Vernunft und Philosophie, auch eine Vernunft der Teufel, und eine Philosophie der Hölle. Oder könnt ihr, die philosophische Schminke sey noch so blendend, etwas ausdenken, wodurch sich die
Teufel

Teufel als Teufel mehr characterisiren, als Lügen und Morden, Betrug und Gewaltthätigkeit, Aengsten und Quälen?

Uebereilet euch nicht, verständige deutsche Brüder! Schauet vielmehr den Lobrednern jenes neufranzösischen Wesens schärfer ins Auge; wer sind sie? Es sind zuvörderst Bankerottirer, Leute von verdorbener Nahrung, die zu anständigen bürgerlichen Geschäften und Arbeiten theils zu ungeschickt, theils zu hochherzig oder zu faul sind, das gegen desto geneigter dem Müßiggange, den Wirthshäusern, den Komödien, dem Spielen, dem Sausen. Es sind nächstdem Leute, die, zwar selbst nicht in Dürstigkeit, doch von Stolz oder Geiz besessen, den Glanz, die Equipagen, die Titel, die Güter der höheren Stände, der Adlichen und Vornehmeren mit neidischen Auge ansehen, und das alles gerne selbst seyn, selbst haben möchten. Es sind ferner Leute, die von Regenten, von ihren Ministern, von Vornehmern sich zurückgesetzt, sich beleidigt glauben, und nun von Rachbegierde innerlich brennen. Und freylich, wann alles umgewälzet, alle bisherige Ordnung im Staat verschwunden, das Oberste nach unten und das Unterste nach oben gekehret, und keine herrschende öffentliche Gewalt mehr da ist; dann freylich öfnet sich allen solchen Leuten eine reizende Aussicht, im Trüben zu fischen, und in der allgemeinen Verwirrung zur Sättigung ihrer Leidenschaften, Mittel und Wege zu finden. Aber ein
wicht.

wichtiges Hinderniß tritt ihnen noch entgegen; nemlich, diese Wünsche der Leidenschaft und die Wege dahin sind mit den Grundsätzen der christlichen Religion, und der damit verbundenen Moral und Gesetzgebung, nicht im mindesten vereinbar. Was ist also noch zu machen? Die christliche Religion muß verachtet und verworfen werden. In Frankreich erkannte man das sehr wohl; ehe die Revolution dort den jetzigen Gipfel erreichen konnte mußte erst die Religion, mit List und mit Gewalt, ganz abgeschafft seyn. Die Lobredner der französischen Zerrüttung unter uns sind jenen Meistern völlig ähnlich; sie sind auch alle, wie jene, Spötter der Religion, Lasterer des christlichen Glaubens, wenigstens unverkennbare Verächter.

So characterisiren sich im Wort und Werk deutlich genug die Freyheitshelden in Frankreich, und ihre Lobredner auf deutschen Boden. Die versteckteren Züge der Herzen kennet und richtet nur Gott. Daß sie ihre wahre Gestalt, zum Theil vor sich selbst, am meisten vor Andern, hinter schönen Redensarten von Patriotismus und Menschenglück, von Vernunft und Aufklärung, so gut es geht, zu verbergen suchen, ist doch nichts unerwartetes. Oder wollen wir, um ihre verführerischen Lockstimmen für das zu erkennen, was sie sind, und mit Verachtung abzuweisen, in träger Blödsinnigkeit so lange warten, bis sie in dürren Worten, selbst das Häßliche ihrer Absicht uns entdecken, oder wohl gar mit der That es uns schon fühlen lassen, daß sie nur suchen, durch Raub
reich,

reich, und in einer allgemeinen Zerrüttung groß und glänzend zu werden?

Noch nie haben die Worte des Apostels: sie verheissen Freyheit, da sie doch selbst Knechte des Verderbens sind 2 Petr. 3, 13. in so vollem Sinn, und in so weitem Umfange, die Anwendung zugelassen, als bey den jezigen Freyheitspredigern. Sie reden von Freyheit, rühmen von Freyheit, wollen nur Freyheit, und sind innerlich von den Ketten des Geizes, der Raubsucht, oder des Stolzes und der Herrschsucht, oder der Rache und der Bosheit und der wilden Fleischeslust in so hohem Grade gefesselt, daß sie, um diese Triebe nur zu sättigen, alles, was Gott ehrt und was der Gottheit ähnlich macht, alle religiösen und moralischen ewigen Grundsätze, die ächte Gerechtigkeit und Wahrheit, und Treue und Gütigkeit, Sanftmuth, Mäßigung, Demuth, kurz alles, was hoch und heilig und für die Menschheit beglückend ist, mit frecher Wuth verlachen, vernichten und unter die Füße treten. Wenn die ärgsten Knechte der Sünden, indem sie, um ihre peinigenden Treiber nur zu befriedigen, auch das abscheulichste nicht scheuen, sich noch der Freyheit rühmen, so erröthet doch billig schon das menschliche Gefühl über die Verblendung, deren die tief gesunkene Menschheit fähig ist. Knechte der Sünden aber sind auch gewisse Knechte des Verderbens. Zeigt's sich nicht schon dort in dem Lande der neuen Freyheit? Der Mund nennt sich Bruder, und frey und gleich
 u
 und

und glücklich; und innerlich zittert jeder vor dem andern, der Schwächere vor dem Listigern und Boshastern, der Niedrige vor dem Höhern, von dem er einen Lohn erwartet, und der Mächtige vor jedem Nebenbuhler der Macht; jeder erzwingt bey sich die äussere Miene der Heiterkeit, und wird innerlich von Argwohn und Angst umgetrieben, und unruhig Tag und Nacht zu immer neuen Ränken hingerissen, um nur den Pöbel zu gewinnen, den Anhang zu verstärken, die Gegner zu stürzen; und sie stürzen sich immer eine Parthey die andere, und die Gestürzten geben sich, wenn ihnen das Glück noch zu Theil wird, verzweiflungsvoll gerne selbst den Tod. Sind sie nicht sichtbar schon in dieser Welt Knechte des Verderbens? Und was steht zu erwarten in der künftigen, in der unsichtbaren Welt? Sie reden noch von Unsterblichkeit, die Verblendeten! Ja, unsterblich sind ihre Seelen, aber zu einer unsterblichen Schande verworfen! Wer unter uns nur noch irgend ein sittliches, ja nur noch ein Gefühl der Menschlichkeit hat, der fühlt sich auch bey dem Anblick jener Freyheits-Grimasse, bey dem Anblick so vieler Wuth, Arglist, Bosheit, Mordsucht, so vielen sich daher verbreitenden Elendes und Jammers, innerlich empört und geneigt, wenn er die Kraft und das Recht dazu hätte, die Urheber und Werkzeuge solcher Greul-Scenen weit, weit weg von der menschlichen Gesellschaft zu entfernen; sollte Gott, der Heiligste, der Vollkommenste, weniger als ein schwacher Mensch

an

an solchen Austritten Widerwillen und Abscheu empfinden, und in seiner Geisterwelt keinen Absonderungsort, keine Hölle, wenn auch sonst noch keine da wäre, für solche zerrütteten, nur nach Unordnung und Elend dürstenden Seelen erschaffen?

Christen und Brüder! Ihr steht an der Quelle der edelsten, einer seligen und ewigen Freyheit; diese Quelle ist eure Bibel! Bleibt doch bey dieser Quelle! Sehet doch jene neufränkische Freyheitswuth konnte nicht das Haupt empor heben, ohne erst die heil. Schrift, und jede darauf gegründete Gottesdienstliche Handlung, und jede daraus fließende Lehre zu verbannen und abzuschaffen; und Alle, die jenem Unwesen unter uns das Wort reden, sind gleichfalls laut oder mit heuchelnder Miene heimlich — schauet ihnen nur dreister ins Auge — Verächter der Bibel und bittere Feinde der biblisch-christlichen Lehre. Soll euch das nicht bedenklich und stutzig machen? Was diese Lehre, die so beruhigend, so tröstlich, so herzerhebend ist, nicht neben sich leiden kann, gehört gewiß zur Finsterniß, die das Licht immer scheuet. Bleibet bey diesem Lichte, das zur Liebe, zum Frieden, zur Eintracht, zur Mäßigung der Begierden hinweist, und durch Glauben an Gott und durch die Hoffnung des ewigen Lebens weit mehr erfreuet, als alle weltliche Pracht, die sich die Arglist erschleicht, oder die Bosheit mit Gewaltthätigkeit erzwinget.

Noch niemals hat die Stimme der Verführung sich so frech und dreist, oder auch unter schönen
nen

nen Worten so schleichend und täuschend hören lassen, als anjehet; sehet derselben, als Christen, die Aussprüche der göttlichen Weisheit getrost und männlich entgegen. Am stärksten erhebt sich diese Stimme gegen die Könige, gegen Fürsten und Regenten, die mit den gehässigen Namen der Tyrannen belegt werden. Merkt ihr nicht, Brüder, die hier verborgene List? Die bösen Menschen wünschen zu plündern, zu rauben und über Andere, die ihr Neid sich aussucht, gewaltthätig hinweg zu klettern; aber sie können es so lange nicht, als die eingeführte bürgerliche Ordnung noch besteht, und die Könige noch das Schwerdt, und die Regenten die gebührende Gewalt in Händen haben; diese Gewalt also muß erst vernichtet werden, dann erst kann jene häßliche Absicht hoffen, in der allgemeinen Zerrüttung zu ihrem Ziel zu kommen. Wollt ihr so blödsinnig seyn, und dieses, allerley täuschender Worte wegen, nicht merken? Oder wollet ihr den Räubern den Rücken und die Hände durch euren Beytritt stärken, damit sie hernach euch auch selbst plündern, unterdrücken, würgen? Oder zeigt denn nicht schon die Erfahrung, daß es so geht? Folget vielmehr der Stimme der höheren und ächten Weisheit, die euch zuruft: Jedermann sey unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat; denn jede Obrigkeit ist von Gott, und ist Gottes Ordnung. Ehret eure Fürsten, und seyd jeder eingeführten menschlichen Constitution und Ordnung unterthan. Und dieses um desto mehr, da es keine Tyrannen
im

im eigentlichen Verstande anjetzt unter den Königen in Europa giebet, unter den Fürsten unsers deutschen Vaterlandes am allerwenigsten; nur der Lügegeist kann sie mit der Benennung verläumden. Gebrechen giebt's vielleicht da und dort in den Landesregierungen; manches könnte, ja müste wohl gar billig anders gehen, als es geht. Aber die Schuld davon fällt weit weniger auf den Regenten, der doch nur auch ein Mensch ist, als auf seine vielen Diener, wozu er doch wahrlich nicht mit allwissendem und herzenskundigem Blick nur lauter geschickte, treue, rechtschaffene Männer weder überall auffuchen, noch auswählen kann. Versuchet allensfalls eine Abänderung des Mangelhaften auf dem Wege der Ordnung, des Friedens und der Ruhe; und was sich so nicht abändern läßt, das traget. Alle Beschwerden, die unter einer ordentlichen Landesobrigkeit etwa sich finden, sind dennoch hundertmal leichter, als das eiserne Joch, das aufgelegt wird, wenn alles in Unordnung zerfällt, und der Pöbel und mit demselben jede Bosheit die Herrschaft sucht und an sich reißt. Oder ist nicht Gott ein König aller Könige, und ein Herr aller Herren, der die wirklichen Tyrannen, die großen und die kleinen, sehr leicht herabstößt? dränget euch aber ja nicht eigenwillig Ihm zu Werkzeugen seiner Rache hervor; solche Werkzeuge, wenn sie gebraucht, werden auch immer selbst zerbrochen.

Christen und Brüder! Die Zeit dieses Erdenlebens ist sehr kurz; verschwendet sie nicht mit
unru

unruhigem Laufen, nach einer irdischen Freyheit, die unter allerley täuschenden Gestalten nur den Schein von Freyheit hat, aber in sich nicht haltbar ist, und die Seele in Verwirrung, in Stricke und Neze, und zuletzt in eine Slavery zum Bösen, und ins Verderben hineinzieht. Trachtet nach der wahren, nach der einzigen und ewigen Freyheit, nach der Freyheit des Geistes, wozu euch euer Christenthum einladet, und wohlthätig die Hand bleibet. Sucht frey zu werden von der Sünde und von dem Elende, das sie, wo sie bleibt, unausweichlich nach sich zieht. Werdet frey von der Kotte der Bösen, die sich feindselig gegen Gott und das Gute auflehnen. Werdet frey von der Herrschaft der fleischlichen Lüste, von Stolz und Geiz und Wollust. Nehmet an Lust und Gefallen an den Grundsätzen der höchsten sittlichen Vollkommenheit, um mit freywilligem Geiste, der liebenswürdigen Gottheit ähnlich, ihr in Heiligkeit und Gerechtigkeit wohlgefällig zu leben. Wo dieser Geist aus Gott sich reget, da ist Freyheit, und wahre Freyheit, die ewige Ehre und ewige Wonne ist. Zu dieser Freyheit hat der Sohn des ewigen Vaters, Jesus Christus, die Bahn geöffnet, da Er in der Niedrigkeit seines Erdenlebens durch den blutigen Kreuzestod eine ewig geltende Erlösung stiftete. Erhebet euch zu Ihm, der in der Herrlichkeit Gottes, der Herr über alles ist, im Geist und in der Wahrheit; und wenn euch der Sohn frey macht, dann nur seyd ihr recht frey.

Inhaltsanzeige.

Veranlassung	Seite
Erstes Kapitel von der christlichen Freyheit Vorläufig, von der Freyheit des Willens	— 23
Erste Abtheilung. Worin besteht die christliche Freyheit? oder, wovon sind Christen, als Christen, frey?	— 32
1. Vom Gesetz Moses	— 33
2. Von der Sünde	— 47
3. Von allen nachtheiligen Folgen der Sünde, und also	— 55
a) vom Fluch des Gesetzes	— 56
b) vom bösen Gewissen	— 64
c) vom Gericht u. d. Verdammniß	— 70
d) vom Zorn Gottes	— 72
e) vom Tode	— 76
f) von der Gewalt des Teufels	— 82
g) von der Hölle	— 91
4. Vom Dienst der Eitelkeit dieser gegen: wärtigen Welt	— 97
5. Von der Herrschaft menschlicher Mey: nungen	— 108
Zweite Abtheilung. Worin besteht die christ: liche Freyheit nicht? oder wovon sind Christen nicht frey?	— 136
1. Nicht von der Oberherrschaft Gottes und Christi	— 139
2. Nicht von dem Gesetz des Selbstes	— 142
3. Nicht von der Unterthänigkeit gegen Könige, Fürsten, Obrigkeit	— 160
4. Nicht von der Subordination unter Menschen und menschliche Ordnung	— 185
	Zwey,

Inhaltsanzeige.

Zweytes Kapitel von der christl. Gleichheit.	
Vorläufig von der Gleichheit aller Menschen unter u. mit einander	Seite 199
Erste Abtheilung. Worin besteht die christliche Gleichheit? oder, worin sind Christen, als Christen, sich gleich	— 203
1. Im Antheil an Gott, als als einem gnädigen Vater	— 204
2. In Ansehung des Einen Oberhauptes, Jesu	— 206
3. An einer und derselben Lebenskraft	— 207
4. An einem Glauben	— 208
5. An einer Hoffnung	— 209
6. An den äußern Gnadenmitteln	— 210
7. In Ansehung eines und desselben Weges zur Ewigkeit	— 211
Zweite Abtheilung, worin besteht die christliche Gleichheit nicht? oder worin sind Christen nicht gleich?	— 211
1. Nicht an Gaben und Kräften des Geistes	— 212
2. Nicht im Genuß der geistlichen Güter	— 219
3. Nicht an Hindernissen des Glaubens und der Gottseligkeit	— 223
4. Nicht in äußern Aemtern und Ber- richtungen	— 227
Drittes Kapitel. Vom Menschenrechte	— 244
Die eigentliche Natur desselben	— 245
Theorie desselben	— 264
Was die Bibel davon sagt	— 276
Viertes Kapitel. Selbstgespräch eines Christen	— 281
Beschluß	— 299

4 A 6879

